

Katharina Crepaz,
Josef Prackwieser (Hg.)

FRAUEN-, GESCHLECHTER- UND QUEER- GESCHICHTE

Internationale Perspektiven
und lokale Verortung

[transcript] Historische Geschlechterforschung

Katharina Crepaz, Josef Prackwieser (Hg.)
Frauen-, Geschlechter- und Queer-Geschichte

Editorial

Die historische Geschlechterforschung begann mit dem Bestreben, die meist vernachlässigten Beiträge von Frauen* zur Geschichte zu erforschen und ihre Stimmen hörbar zu machen. Heute ist die historische Geschlechterforschung ein weites Forschungsfeld, das Themen wie die Geschichte der Geschlechterverhältnisse, die Geschichte der Frauenbewegungen, Männlichkeitsdiskurse und die Geschichte der Lebenswirklichkeit, Verfolgung und Entrechtung sowie der Kämpfe von LGBT-QI*-Personen beleuchtet. Die Reihe **Historische Geschlechterforschung** bietet einen Identifikations- und Diskussionsort, um diese Themen in der interdisziplinären Forschungslandschaft zu verankern und ihnen zu größerer Sichtbarkeit zu verhelfen.

Katharina Crepaz (PD PhD), geb. 1986, ist Senior Researcher am Center for Autonomy Experience von Eurac Research (Bozen, Italien) und Privatdozentin am Lehrstuhl für Soziale Determinanten der Gesundheit der Technischen Universität München. Die Politik- und Gesundheitswissenschaftlerin forscht zu Gender, Diversität und Intersektionalität, zu Minderheiten- und Migrationspolitik und zu Diversität und Gesundheit.

Josef Prackwieser (MA BA), geb. 1987, ist Researcher am Center for Autonomy Experience von Eurac Research (Bozen, Italien). In seiner Arbeit beschäftigt er sich mit europäischen Minderheiten in historischer Perspektive, mit Jüdischer Geschichte und der Geschichte und Autonomie Südtirols.

Katharina Crepaz, Josef Prackwieser (Hg.)

Frauen-, Geschlechter- und Queer-Geschichte

Internationale Perspektiven und lokale Verortung

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz BY 4.0 lizenziert. Für die ausformulierten Lizenzbedingungen besuchen Sie bitte die URL <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

2026 © Katharina Crepaz, Josef Prackwieser (Hg.)

transcript Verlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (Text und Data Mining) zu gewinnen, ist ohne schriftliche Zustimmung der Rechteinhaber*innen untersagt.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus

Druck: Druckhaus Bechstein GmbH, Wetzlar

<https://doi.org/10.14361/9783839474969>

Print-ISBN: 978-3-8376-7496-5 | PDF-ISBN: 978-3-8394-7496-9

Buchreihen-ISSN: 2627-1907 | Buchreihen-e-ISSN: 2703-0512

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Einleitung: Geschlechtergeschichte(n) neu denken

Perspektiven auf Frauen-, Gender- und Queere Geschichte im lokalen und transnationalen Kontext

Katharina Crepez und Josef Prackwieser7

Frauen-, Geschlechter- und queere Perspektiven in der historischen Forschung – ein Gespräch mit Benno Gammerl

Interview: Josef Prackwieser, Katharina Crepez 17

Zur Geschichte des Minderheitenbegriffs

Josef Prackwieser 25

Coming-Out: Eine vergessene Geschichte des 20. Jahrhunderts

Christoffer Leber 49

Eine Krise der Männlichkeit?

Militärische Männlichkeitskonstruktionen in Kriegstagebüchern österreichischer Soldaten im Ersten Weltkrieg

Sabine Viktoria Kofler 75

Frauen an der Heimatfront im Ersten Weltkrieg

Georg Grote 97

The Role of Women in Educational and Welfare Policy in South Tyrol during Fascism

Alessandra Spada 115

The Italia Turrata and the Feminization of Fascist Colonialism

The Case of the Livia de Kuzmik Papini Reliefs in Bolzano-Bozen, Italy

Alexandra Cosima Budabin 131

Feminisms in Postwar Italy

A trans-local and trans-national history

Paola Stelliferi 155

The Feminist Movement in Trentino: In Search of a Lost Map

Elisa Bellè 173

Entwicklungen und Wendepunkte der Frauenbewegungen in Südtirol im 20. Jahrhundert

Chiara Paris 189

Frauen und Frieden – mehr als eine Alliteration?

Zum Verhältnis von Frauen- und Friedensbewegungen am Beispiel Südtirol

Martha Verdorfer 209

The Invisibilisation of Women-Loving-Women in South Tyrol

(mid-1970s–early2000s)

Lisa Settari 223

Gemeinsam über Verlust und Hoffnung schreiben

Fünf Sammelbände über (post)jugoslawischen Antikriegs- und LGBT-Aktivismus

Bojan Bilić und Sarah Sajn 243

Sammlung und Repräsentation queerer Stadtgeschichte im Münchner Stadtmuseum

Pia Singer und Christoph Gürich 257

Doing Women's, Gendered and Queer Memory

Eine andere Stadtführung durch Bozen

Franziska Cont und Hannes Obermair 277

Autor*innen 295

Einleitung: Geschlechtergeschichte(n) neu denken

Perspektiven auf Frauen-, Gender- und Queere Geschichte im lokalen und transnationalen Kontext

Katharina Crepaz und Josef Prackwieser

Das *Qwien – Zentrum für queere Geschichte* – 2025 als Zentrum und internationales Archiv für queere Geschichte in Wien wiedereröffnet – hat im selben Jahr eine große Sonderausstellung gezeigt: »Geschichte machen. Ein queeres Jahrtausend in 27 unglaublichen Objekten«. Zentrum und Ausstellung fanden großes Lob in der nationalen und internationalen Presse.¹ Das Besondere daran ist, dass nicht 27 reale, sondern fiktive Exponate ausgestellt wurden, um die regionale queere Geschichte Wiens sichtbar zu machen. Fiktiv ist hier im Sinne ihrer Materialität zu verstehen – die Objekte wurden eigens neu geschaffen und sind keine »historischen« Gegenstände aus vergangenen Jahrhunderten. Gleichwohl ziehen sie ihre Bedeutung aus nachgewiesenen historischen Personen und Begebenheiten und fungieren als künstlerische und haptische Repräsentationen realer Erfahrungen. Dieser Zustand der Quellenarmut verweist auf die jahrhundertelange Ausgrenzungserfahrung der Minderheit durch die Mehrheitsgesellschaft und stellt zugleich ein allgemeines methodisches Problem der Queeren Geschichte dar;² der beschriebene Umstand lässt

1 Pilsbacher (2025).

2 Queerness verweist auf eine kritische Perspektive auf normative Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität. Queer, einst ein herabwürdigender Begriff, um Andersartigkeit auszudrücken, wurde von der queeren Community verwendet und in eine ermächtigende Selbstbezeichnung für Menschen mit vom vermeintlichen cis-geschlechtlichen und heterosexuellen »Normalbild« abweichenden Geschlechtsidentitäten und sexuellen Orientierungen überführt. Queer kann somit als Sammelbegriff für Menschen aus dem LGBTQIA+-Spektrum angesehen werden. In der Queer History geht es darum, die Geschichten nicht-heteronormativer Personen aufzuspüren – oft im Schatten der Archive, zwischen den Zeilen von Gesetzen, Briefen oder Bildern. Queer ist dabei nicht nur eine Identitätskategorie, sondern auch eine methodische Haltung: Sie stellt die Stabilität historischer Kategorien in Frage, sucht nach Brüchen, Ambivalenzen und uneindeutigen Erzählungen. Queere Geschichte bedeutet auch, bestehende historiografische Konventionen zu hinterfragen und neue Formen des Erzählens und Erinnerns zu erproben.

sich überdies mühelos auf andere Regionen Europas übertragen: Museale Sammlungsgeschichte bzw. Archivbestände der letzten Jahrhunderte sind aufgrund der prekären Überlieferungszusammenhänge kaum vorhanden oder herstellbar – auch nicht in Südtirol, um das es in dem vorliegenden Sammelband vor allem gehen soll.

Die Idee dazu entstand im Rahmen der wissenschaftlichen Tagung »Women's, Gender³ and Queer History«, die am 15. Oktober 2024 am Forschungszentrum Eurac Research in Bozen stattfand. Organisiert wurde die Tagung vor dem Hintergrund der eingangs beobachteten Leerstelle, die sich in Südtirol doppelt ausnimmt und die zur Beschäftigung mit einem bisher auf lokaler Ebene vernachlässigten Thema mahnt und einlädt. Doppelt ist diese Leerstelle insofern, als dass erstens die gesellschaftlich-wissenschaftliche Debattenlandschaft in Südtirol neben dem Thema der Queeren Geschichte auch im Bereich der Frauen- und Geschlechtergeschichte ein gewisses Vakuum aufweist, und zweitens, dass es dem Blick auf eine von ethnischer, sprachlicher und migrantischer Diversität geprägte Region an Interdisziplinarität und Intersektionalität⁴ mangelt.

In der Südtiroler Regionalgeschichtsschreibung dominieren weiterhin männliche Perspektiven. Obgleich das Thema Südtiroler Frauengeschichte in den letz-

-
- 3 Gender bezeichnet die gesellschaftlich und kulturell konstruierte Geschlechteridentität, das soziale Geschlecht, in Unterscheidung vor allem vom biologischen Geschlecht (»sex«). Die Geschlechterforschung wandte sich mit dieser Unterscheidung vor allem gegen biologische Erklärungen für Machtstrukturen und Verhaltensvorgaben (Frauen sind biologisch so, Männer anders, und aufgrund dieser Merkmale bedingen sich Verhaltensunterschiede). Vielmehr sind solche Unterschiede sozialisierungsbedingt, d.h. bei Mädchen wird z.B. sorgendes Verhalten von Kindheit an gefördert und ermutigt, bei Jungen aber kaum. In der Geschichtswissenschaft bedeutet eine Geschlechterperspektive, Geschlecht nicht als biologische Gegebenheit, sondern als historisch wandelbares Ordnungssystem zu begreifen. Gender ist damit kein additiver Faktor in historischen Analysen, sondern konstitutiv für soziale, politische und ökonomische Strukturen. Die Gendergeschichte untersucht, wie sich Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit wandelten, wie Geschlechterverhältnisse in Institutionen wie Militär, Familie oder Schule eingeschrieben sind und welche Bedeutung Körper, Kleidung, Sprache und Arbeit in der Reproduktion dieser Verhältnisse zukam.
- 4 Intersektionalität beschreibt die gleichzeitige Verschränkung verschiedener Macht- und Diskriminierungsverhältnisse – wie Geschlecht, Rasse, Klasse, Sexualität, Alter oder Behinderung. Der Begriff wurde 1989 von der US-amerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw für Schwarze Frauen in den USA geprägt und meint, dass Menschen, die mehrere Diversitätskategorien in sich vereinen, an einer »Kreuzung« dieser beiden Dimensionen stehen (engl. »intersection«, Straßenkreuzung). Durch diese Überlappung sind sie gesellschaftlich besonders exponiert, und häufig auch mehrfacher Diskriminierung ausgesetzt. In der Geschichtswissenschaft eröffnet ein intersektionaler Zugang die Möglichkeit, komplexe historische Lebensrealitäten differenzierter zu erfassen. Er zeigt etwa, wie sich das Erleben von Frauen in Kriegszeiten nicht allein durch ihr Geschlecht, sondern auch durch ihre soziale Herkunft, ethnische Zugehörigkeit oder politische Einstellungen erklärt. Intersektionalität fordert damit eine multiperspektivische und kontextsensitive Analyse historischer Prozesse.

ten Jahren an Sichtbarkeit gewonnen hat – dank der Arbeiten zur Geschlechtergeschichte in der Frühen Neuzeit, durch zeitgeschichtliche Projekte, etwa zur Opti-onszeit, der Friedensbewegung in der Nachkriegszeit oder der öffentlichen Erin-nerungskultur⁵ – bleiben gleichwohl weite Felder der Südtiroler Geschichtswissen-schaft eine »His-story«. Gerade Geschlechterverhältnisse und daraus bedingte Ord-nungen sind jedoch ein Thema, das Einfluss auf eine Vielzahl von gesellschaftlichen Kontexten hat. Das methodische Know-How zur Erforschung dieser Themen sollte daher selbstverständlich zu den Grundlagen des geschichtswissenschaftlichen Ar-beitens gehören.

Noch größerer Forschungsbedarf besteht in der Queeren Geschichte. In der Minderheitenregion Südtirol wird das Thema gesellschaftliche Diversität vor al-lem anhand des Zusammenlebens der drei Sprachgruppen (Deutsch, Italienisch, Ladinisch) diskutiert, in den letzten Jahren hat noch Migration als die Gesellschaft heterogener machender Faktor in das öffentliche Interesse Eingang gefunden.⁶ Andere Diversitätsdimensionen wie z.B. sexuelle Orientierung oder Geschlechts-identität fristen in der lokalen historiographischen Betrachtung dagegen bisher ein Schattendasein. Die im Sammelband angeführten Beispiele aus anderen Regionen sollen einen ersten Anreiz für vertiefende lokale Arbeit zum Thema schaffen. Wün-schenswert wäre ein gemeinsamer Blick, der Erkenntnissinteressen und Theorien der Geschichtswissenschaft und Geschlechterforschung vereint und auf den lokalen Kontext anwendet. Können andere gesellschaftliche Bruchlinien die allgegenwärtige sprachliche Teilung überlagern oder vielleicht sogar überwinden, wenn es um so stark identitätsbezogene Themen wie Geschlecht und sexuelle Orientierung geht? Aus einer Zusammenschau sozialwissenschaftlicher und historischer Forschung könnten Antwortversuche auf Fragen des gesellschaftlichen Zusammenlebens abgeleitet werden.

Im Zentrum des Sammelbands stehen Fragen danach, wie Geschlecht und Se-xualität historisch konstruiert, gelebt, reguliert und erinnert wurden. Dabei folgen

5 Clementi/Verdorfer (2000); Clementi (2002); Heinrich (2023); Verdorfer (2020); Clementi/Cont (2023); Clementi/Überegger (2014); vgl. auch die wichtige Arbeit des 1988 gegründe-ten Frauenmuseums in Meran (<https://www.museia.it>), das mit seinem historischen Bestand von Kleidern, Gebrauchsgegenständen oder Accessoires, mit Wechsel- und Leihausstellun-gen, Podiumsdiskussionen und Vorträgen Themen der regionalen wie internationalen Frau-engeschichte behandelt; die Tätigkeiten des 2003 ins Leben gerufenen Frauenarchivs Bozen (<https://www.archiviodonne.bz.it>), das mit seiner wissenschaftlichen Sammlungstätigkeit (Tagebücher, graue Literatur, Fotos u.a.) und Oral-History-Interviews Grundlagenforschung betreibt; sowie die Forschungsschwerpunkte des 2013 gegründeten und 2024 als Teil des Betriebs Landesmuseum der Landesverwaltung neu eingerichteten Zentrums Regionalge-schichte in Brixen (<https://www.regionalgeschichte.it/de/forschung/#arbeitsbereiche>).

6 Medda-Windischer/Membretti (2020).

die Beiträge einem zweifachen Erkenntnisinteresse: Zum einen soll sichtbar gemacht werden, wie historische Machtverhältnisse über die Ordnung von Geschlecht und Sexualität funktionierten. Zum anderen geht es darum, Räume des Widerstands, der Selbstermächtigung und alternativer Lebensentwürfe aufzuspüren. Der Sammelband orientiert sich von theoretisch-methodischen Grundlagen hin zu empirisch-konkreten Fallstudien sowie von weiter zurückliegenden historischen Epochen in Richtung Gegenwart. Gleichzeitig wird eine geografische Bewegung nachvollzogen, die vom transnationalen Blick hin zum regionalen Raum Südtirol führt. Die Ausrichtung des Bandes umfasst mithin mehrere Ebenen: Methodisch greift er Zugänge der verwandten, aber für sich stehenden Disziplinen Frauen-, Geschlechter- und Queere Geschichte auf, geografisch fokussiert er insbesondere auf die Regionen Südtirol und Trentino sowie überregional auf deutsche, österreichische und italienische Vergangenheiten, also jene Sphäre zwischen Nord und Süd, in die die Grenzregion eingebettet ist.

Geschichte Südtirols

Dieser Sammelband nimmt Südtirol als Fallstudie in seinen besonderen Fokus. Im Südtiroler Kontext wird Diversität, wie bereits angesprochen, im Sinne des Zusammenlebens zwischen den drei Sprachgruppen gedacht. Diese historische Mehrsprachigkeit Südtirols ist eng verknüpft mit ethnischen Konflikten, die sich besonders im 19. und 20. Jahrhundert zuspitzten.

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs wurde das Gebiet südlich des Brenners vom Königreich Italien annektiert. Nach dem Machtantritt Mussolinis verbannte das faschistische Regime alles Deutsche und Ladinische aus dem öffentlichen Raum, verbot den deutschen Schulunterricht sowie deutsch- und ladinischsprachige Ortsnamen, übersetzte Familiennamen und verband diese Maßnahmen mit einer Politik der Assimilierung, die in einer Einwanderungspolitik von italienischen Arbeiter*innen aus dem Süden kulminierte. Dieses »Zeitalter der Extreme« ist noch heute gut erkennbar an der totalitären, imperialen Stadtvision des Faschismus für Bozen: In den 1920er- und 1930er-Jahren wurden, ausgehend vom monumentalen Siegesdenkmal westlich der Talfer, Bauten und breit angelegte Straßenzüge im Stil eines monumentalistischen Rationalismus errichtet. Die faschistische Ideologie wurde von Architekten und Stadtplanern in zahlreichen, symbolhaft aufgeladenen Bauwerken inszeniert, die bis heute den Machtanspruch des Regimes über die unterworfenen Minderheiten transportieren.

Neben diesen sichtbaren Hinterlassenschaften weist Südtirol gleichwohl eine »doppelte Diktaturerfahrung« (Hannes Obermair) auf⁷: Diese nahm schon in den

7 Obermair (2024), S. 252.

1930er-Jahren ihren Anfang, als die Minderheiten im allgemeinen Versprechen Hitlers, sogenannte Volks- und Auslandsdeutsche »heim ins Reich zu holen« (wie im Falle des Saarlandes 1935 oder der sudetendeutschen Minderheit 1938), einen vermeintlichen Ausweg aus ihrer Lage sahen. Die Hoffnungen auf eine »territoriale Heimholung« wurden 1939 mit dem Hitler-Mussolini-Abkommen und der außenpolitischen Annäherung der beiden faschistischen Regime jedoch jäh enttäuscht: In Folge des »Optionsabkommens« zwischen Italien und dem Deutschen Reich (das 1938 Österreich »angeschlossen« hatte) mussten sich die Angehörigen der Südtiroler Minderheiten zwischen der deutsch- bzw. italienischsprachigen Staatsbürgerschaft entscheiden. Optierte man »deutsch«, hatte man Südtirol in Richtung Deutsches Reich zu verlassen, konnte aber – so die Hoffnung – erwarten, wieder die eigene Kultur und Sprache pflegen zu dürfen. Der Entscheid für Italien bedeutete hingegen, sich der Assimilation ganz auszusetzen. Diese Entscheidung stellte viele Menschen vor existenzielle, oft familiär tiefgreifende Konflikte und führte zu einer langanhaltenden Spaltung innerhalb der Südtiroler Gesellschaft. Auf der einen Seite standen die »Dableiber«, die – aus unterschiedlichsten Gründen – in ihrer Heimat verbleiben wollten. Auf der anderen Seite war die übergroße Gruppe der »Optanten«, die sich für das nationalsozialistische Deutschland entschieden und von dessen Propaganda sowie organisatorischer Unterstützung profitierten. Zwischen beiden Gruppen entbrannte eine erbitterte Auseinandersetzung. Man beschuldigte sich gegenseitig des Heimatverrats. Die einen, weil sie ihre Heimat zu verlassen bereit waren; die anderen, weil ihnen unterstellt wurde, sie würden durch ihr Bleiben der Italianisierung Vorschub leisten und die deutsche Kultur verraten. Obwohl sich formell eine Mehrheit für die Auswanderung entschied (moderne Schätzungen gehen von 86 % aus), wurde die Umsetzung dieser Umsiedlungspläne durch den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs 1939 und die folgenden Ereignisse erheblich erschwert. Viele, die optiert hatten, blieben letztlich dennoch in Südtirol, etwa 50.000–70.000 von knapp 230.000 Menschen verließen endgültig ihre Heimat.

Den Einmarsch der Wehrmacht nach Italien und damit Südtirol im September 1943 bejubelten viele deutsch- und ladinischsprachige Menschen. Die Truppen Nazi-Deutschlands galten als Befreier von der italienischen Unterdrückung. Die beiden Jahre bis 1945 waren geprägt von der Verfolgung jüdischer Menschen, Andersdenkender und von »Dableibern«.

1946 wurde Südtirol im Gruber-De-Gasper-Abkommen zwischen Italien und Österreich ein gewisses Maß an Selbstverwaltung zuerkannt, das 1948 in das Erste Autonomiestatut für die Region Trentino-Südtirol gegossen wurde. Die deutsch- und ladinischsprachige Minderheit war allerdings von der Umsetzung enttäuscht: nicht nur fand sie sich innerhalb der Region zahlenmäßig in der Minderheit wieder, auch wurden wesentliche Versprechungen des Minderheitenschutzes nicht umgesetzt (etwa des Rechts auf Gebrauch der Muttersprache, Arbeitsplätze in der öffent-

lichen Verwaltung u.a.m.). Diesen Enttäuschungen folgte ab den 1950er-Jahren ein – auch teils gewaltsam geführter – Kampf um bessere Selbstverwaltung und Autonomie, der auf politischem Parkett zwischen Bozen, Rom, Wien und den Vereinten Nationen ausgefochten wurde. Nach langen Verhandlungen trat 1972 schließlich das Zweite Autonomiestatut in Kraft, das eine Verbesserung mit sich brachte. Mit dem in Südtirol verspätet einsetzenden wirtschaftlichen Aufschwung fand eine gewisse Befriedung des Konfliktes statt. Auf italienischer Seite löste dieser Prozess wiederum Verlustängste um die eigene, privilegierte Stellung in der Region aus, was mitunter zur Wahl post- und neofaschistischer Parteien führte. All dieses »Zuviel an Geschichte« – um ein Wort Churchills aufzugreifen – überdeckte andere mögliche Identifikationslinien, die gleichzeitig existierten. Dieser Zustand ließ zugleich nur wenig Raum für einen offenen, liberalen Diskurs über andere gesellschaftliche Minderheiten und führte in der ethnischen Blockbildung gar zur Marginalisierung dieser Gruppen.

Die Bruchlinie der sprachlichen bzw. ethnischen Zugehörigkeit war so dominant, dass sie für lange Zeit die anderen gesellschaftlichen *cleavages* (Stadt-Land, soziale Klasse, aber auch identitätspolitische Themen) überlagerte; auch heute ist die Sprachgruppenzugehörigkeit häufig noch maßgeblich für Medienkonsum, Wahlentscheidung, Bildungsweg und weitere Aspekte des persönlichen und politischen Lebens. In den letzten Jahren lässt sich vermehrt ein Aufbrechen dieser Zuordnung feststellen, und zwar vor allem dort, wo andere Identitäten stärker wahrgenommen werden als die sprachliche. Als Beispiel kann u.a. die erste *Pride Parade* erwähnt werden, die 2025 in Bozen stattfand. Das Organisator*innenteam bestand aus Personen unterschiedlicher Sprachgruppen, die ihrer Veranstaltung auch ganz bewusst einen gemischtsprachigen Namen gaben: »Südtirol Pride«⁸. »Südtirol« als translinguistischer Begriff steht in Anlehnung an Alexander Langers Vorschlag, im Italienischen »Sudtirolo« anstatt des faschistisch belasteten Terminus »Alto Adige« zu verwenden. Der Begriff wurde gewählt, um Langers Forderung nach einem Aufbrechen starrer Identitätskategorien zu folgen und den »Wunsch nach einer wahrhaftig mehrsprachigen Gemeinschaft« aufzugreifen. Die sozial-geografische Bezeichnung »Südtirol« distanziert sich von sprachlichen Aneignungen des Territoriums und möchte neuen, flexibleren Identitäten Raum geben, ohne gleichzeitig die Rahmenbedingungen (Machtverhältnisse zwischen den Sprachen, Dominanz des italienischen in der mündlichen intergruppalen Kommunikation im städtischen Bereich und die Schwierigkeit, außerhalb urbaner Räume oder bestimmter Bildungsstufen eine gemeinsame Sprache zu finden) zu vernachlässigen. Die Überlegungen der Organisator*innen der Südtirol Pride unterstreichen den fortwährenden Bedarf für eine intersektionale Beschäftigung mit dem Thema Diversität in der Südti-

8 Südtirol Pride (2025).

roler Gesellschaft. Der vorliegende Sammelband möchte hier anhand wissenschaftlicher Expertise einen Diskussionsimpuls liefern.

Überblick über die Beiträge

Der Band eröffnet mit einem programmatischen **Gespräch mit Benno Gammerl**, einem der profiliertesten Vertreter der Queer History. In diesem Dialog werden zentrale Begriffe, methodische Herausforderungen und politische Implikationen queerer und geschlechtergeschichtlicher Forschung diskutiert. Gammerl plädiert für eine Geschichtsschreibung, die Ambivalenzen zulässt, marginalisierte Perspektiven ernst nimmt und den Mut zur Unordnung hat.

Josef Prackwieser untersucht die historische Entwicklung des **Minderheitenbegriffs**. Anhand politischer und kultureller Kontexte zeigt er, wie sich Vorstellungen von Zugehörigkeit, Abweichung und Schutzbedürftigkeit verschränken – auch im Hinblick auf Geschlecht und Sexualität.

Christoffer Leber widmet sich der Geschichte des **Coming-Outs** als historischer Praxis. Er rekonstruiert die Entwicklung queerer Sichtbarkeit im 20. Jahrhundert, analysiert deren Risiken und Strategien und rückt damit eine zentrale, lange marginalisierte Erfahrung queerer Menschen ins Zentrum geschichtlicher Aufmerksamkeit.

Sabine Kofler analysiert **militärische Männlichkeitskonstruktionen im Ersten Weltkrieg** anhand von Tagebüchern österreichischer Soldaten. Sie zeigt eindrucksvoll, wie Männlichkeit unter extremen Bedingungen performativ hergestellt, emotional verhandelt und zugleich in ihrer Fragilität sichtbar wurde.

Georg Grote richtet den Blick auf die Rolle der **Frauen an der »Heimatfront«**. Seine Analyse macht deutlich, wie weibliche Sorgearbeit, Mobilisierung und soziale Kontrolle zur Kriegsführung beitrugen – eine bislang unterbelichtete Perspektive auf ein zentrales Kapitel europäischer Geschichte.

Alessandra Spada richtet den Fokus auf die Zeit des italienischen Faschismus. Sie untersucht die Rolle von **Frauen in der Bildungs- und Sozialpolitik Südtirols** und zeigt, wie sie zwischen Anpassung, Vermittlung und subtiler Subversion agierten – in einem komplexen Spannungsfeld zwischen Regime und lokaler Gesellschaft.

Alexandra Cosima Budabin geht der **feminisierten Symbolpolitik des Faschismus** nach. Am Beispiel der Reliefs von Livia de Kuzmik Papini in Bozen analysiert sie, wie koloniale, nationale und geschlechterpolitische Narrative visuell inszeniert und verkörpert wurden – und welche Lesarten diese Darstellungen im öffentlichen Raum bis heute ermöglichen oder versperren.

Paola Stelliferi verfolgt die **Geschichte feministischer Bewegungen im Italien der Nachkriegszeit**. Sie hebt deren transnationale Verflechtungen hervor, macht

migrationsbedingte Perspektivwechsel sichtbar und plädiert für eine Geschichtsschreibung, die sich nicht an nationalstaatlichen Grenzen orientiert.

Elisa Bellè widmet sich der **feministischen Bewegung im Trentino**. Ihr Beitrag ist eine »Suche nach einer verlorenen Landkarte« – nach Netzwerken, Akteurinnen und politischen Räumen, die bislang nur fragmentarisch überliefert und noch nicht systematisch erforscht wurden.

Chiara Paris zeichnet die **Entwicklung der Frauenbewegung in Südtirol** im 20. Jahrhundert nach. Sie identifiziert zentrale Brüche und Kontinuitäten, politische Konjunkturen und die zunehmende Institutionalisierung feministischer Anliegen im Spannungsfeld von Religion, Region und Republik.

Martha Verdorfer untersucht das Verhältnis von **Frauen- und Friedensbewegungen in Südtirol**. Sie analysiert, wie Frauen in der Friedensarbeit agierten und welche Rolle feministische Perspektiven in der regionalen Erinnerungskultur spielen – jenseits der offiziellen politischen Narrative.

Lisa Settari behandelt die **Unsichtbarmachung von Frauen-liebenden Frauen** in Südtirol. Ihr Beitrag verfolgt queere Biografien und kollektive Erfahrungen zwischen den 1970er-Jahren und den frühen 2000er-Jahren – ein Pionierinnenstück lokaler Queer History, das Leerstellen im öffentlichen Gedächtnis benennt.

Ein **Interview mit Bojan Bilić und Sarah Sajn** öffnet den Blick auf den postjugoslawischen Raum. Sie sprechen über **LGBT- und Antikriegsaktivismus im Kontext der Balkankriege**, über politische Selbstermächtigung durch Schreiben sowie über die Rolle von Literatur und Erinnerung in der queeren Geschichtspolitik.

Pia Singer und Christoph Gürich widmen sich der **Sammlung queerer Stadtgeschichte im Münchner Stadtmuseum**. Sie zeigen, wie queere Erinnerung institutionell gerahmt, musealisiert und zugleich mit neuen Fragen aufgeladen wird – etwa nach Repräsentation, Aneignung und Partizipation.

Abschließend bieten **Franziska Cont und Hannes Obermair** eine **alternative Stadtführung durch Bozen**, die feministische, queere und marginalisierte Perspektiven auf die Stadtgeschichte sichtbar macht. Ihr Beitrag zeigt exemplarisch, wie Public History neue Räume des Erinnerns und Handelns eröffnen kann. Das Medium der Stadtführung erweist sich zudem als spannender Ansatz, um Frauen- und Geschlechtergeschichte sowie Kategorien der Diversität einem breiteren Publikum zugänglich zu machen.

Dank

Die Herausgeber*innen möchten sich bei Karin Amor, Laura Defranceschi, Oscar Diodoro, Jakob Volgger, Ivan Motter und dem Team der Simultanübersetzer*innen rund um Alberto Clò für die tatkräftige Unterstützung bei der Ausrichtung der Konferenz im Herbst 2024 bedanken, weiters bei Martina Mitterer und Seán Cumm-

ins für das gründliche Lektorat der Beiträge und bei Martin Hallmannsecker sowie Hannes Obermair für die Durchsicht des Vorwortes. Alexandra Budabin, Elisa Piras, Alexandra Tomaselli und Christoffer Leber sind wir für wichtige Hinweise inhaltlicher Natur zu Dank verpflichtet. Marc Röttgla, dem Leiter des Center for Autonomy Experience an der Eurac Research danken wir schließlich für die Möglichkeit und Offenheit, die Konferenz zu einem politisch wie gesellschaftlich wichtigen, aber auch kontroversen Thema ausrichten zu können.

Verwendete Literatur

- Clementi S. und Überegger, O. (Hg.) (2014), Krieg und Geschlecht/Guerra e genere: *Geschichte und Region/Storia e regione 23* (2).
- Clementi, S. und Verdorfer, M. (2000), *Bozen. Frauen – Stadt- Geschichte(n). Vom Mittelalter bis heute*, Wien-Bozen: Folio.
- Clementi, S. (2002), »Die sanfte Revolution. Von gleichen Rechten und Differenzen«, in: Solderer, G. (Hg.) *Das 20. Jahrhundert in Südtirol*, Bd. 4: 1960–1979 »Autonomie und Aufbruch«. Bozen: Edition Raetia Verlag, S. 108–125.
- Clementi, S. und Cont, F. (Hg.) (2023), *Frauenbiografien und Straßennamen. Leitfaden zur Benennung von Straßen und Plätzen in Südtirol*. Bozen: Freie Universität Bozen, <https://www.unibz.it/assets/Events/Pdf/Api/204482.pdf> (letzter Zugriff: 12.06.2025).
- Heinrich, E. (2013), »Option – Geschlecht – Erinnerung. Genderspezifische Handlungsräume in der Erinnerung von ZeitzeugInnen an die Südtiroler Option 1939«, in: *Geschichte und Region/Storia e Regione 22* (2), S. 94–118.
- Medda-Windischer, R. und Membretti, A. (Hg.) (2020), *Migration Report*, Bozen.
- Obermair, O. (2024), »Das Beispiel Bozen oder: Lassen sich bauliche Relikte des Faschismus in demokratische Ressourcen transformieren?«, in: Böhler, I., und Harrasser, K. et al. (Hg.), *Verstörende Orte. Zum Umgang mit NS-kontaminierten Gebäuden*, Wien/Berlin: Mandelbaum Verlag, S. 250–257.
- Pilsbacher, P. (2025), »Queeres Kulturzentrum Qwien als Archiv der Ermächtigung«, in: *Der Standard*, 30.06.2025 <https://www.derstandard.de/story/300000276702/queeres-kulturzentrum-qwien-als-archiv-der-ermaechtigung> (letzter Zugriff: 12.08.2025).
- Südtiroler Pride (2025), »Südtiroler Pride is coming«, in: <https://pride.bz.it/about-de/> (letzter Zugriff: 02.06.2025).
- Verdorfer, M. (2020), *Die Frauen für Frieden. Gegen Aufrüstung und Krieg. Südtirol 1980–1986*, Bozen: Edition Raetia Verlag.

Frauen-, Geschlechter- und queere Perspektiven in der historischen Forschung – ein Gespräch mit Benno Gammerl

Interview: Josef Prackwieser, Katharina Crepaz

Sie betonen die enge Verknüpfung von Frauen-, Geschlechter- und Sexualitätengeschichte. Wie hat sich dieses Forschungsfeld in den letzten Jahrzehnten entwickelt, und welche Herausforderungen sehen Sie aktuell?

Zu den Herausforderungen zählt momentan vor allem der politische Gegenwind. In den USA wird der kritischen Geschlechterforschung der finanzielle Boden entzogen. Dort dominiert gerade eine Gender-Ideologie, die cis-hetero-patriarchale Machtstrukturen auf Teufel komm raus aufrechterhalten und unsichtbar machen möchte. Dagegen müssen sich Forschende, die Frauen- oder Geschlechter- oder Sexualitätengeschichte betreiben, gemeinsam zur Wehr setzen. Auseinandersetzungen untereinander, wie sie Joan Scotts Aufsatz von 1986 über »Gender« als eine hilfreiche Analysekategorie unter Historiker*innen und Judith Butlers »Gender Trouble« ab 1990 unter feministischen Theoretiker*innen und Aktivist*innen auslösten, dürfen das gemeinsame Anliegen nicht aus dem Blick verlieren.

Damals standen sich zwei Positionen vermeintlich unversöhnlich gegenüber. Die einen wollten »Frauen« einen prominenten Platz in der Geschichte einräumen. Die anderen dekonstruierten die Einheitlichkeit der Kategorie »Frau«. Sie sahen Geschlecht als relational und schrieben deswegen auch eine Geschichte der Männlichkeiten. Diese andere Seite betont, dass Frauen stets von historisch spezifischen Machtstrukturen als »Frauen« hervorgebracht würden, weswegen das Frau-Sein keine trans-epochal gleichbleibende Substanz habe. Diese Differenzen zwischen Frauen- und Geschlechtergeschichte wurden ein gutes Stück weit zu einem Generationenkonflikt hochgespielt. Sie betreffen entscheidende theoretische und empirische Fragen, mit denen sich Forschende auch weiterhin beschäftigen werden. Aber der Streit um das bessere Argument hat schon in den 1990er-Jahren nicht jedwede Zusammenarbeit unmöglich gemacht. Und er sollte das auch heutzutage nicht tun.

Und die Geschichte der Sexualitäten?

Zunächst einmal würde ich sagen, dass die Geschichte der Geschlechter und die der Sexualität ineinander verschränkt sind. Geschlechterverhältnisse werden in sexuellen Beziehungen geprägt und umgekehrt. Trotzdem hat sich die Geschichte der Sexualität, oft aufbauend auf den Arbeiten von Michel Foucault aus den 1970er-Jahren, als Zweig der Forschung weitgehend eigenständig entwickelt. Mit Untersuchungen zu Dynamiken der Disziplinierung und mit dem Hinterfragen der Unterscheidung zwischen repressiven und permissiven Regimen hatten Historiker*innen der Sexualität ausreichend zu tun.

Gleiches gilt für die Geschichte der Sexualitäten im Plural. Mit sexueller Vielfalt haben sich ab den 1980er-Jahren zunächst einmal Historiker*innen beschäftigt, die gegen die Marginalisierung schwuler und lesbischer Perspektiven ankämpften. Ähnlich wie die Frauengeschichte wollten sie das vergangene Leben, Leiden und Wirken homosexueller Menschen sichtbar machen. Auch die Schwulen- und Lesbengeschichte war bald mit queeren Ansätzen konfrontiert, die sie zur Dekonstruktion ihrer zentralen Kategorien aufforderten. An die Stelle vermeintlich eindeutiger sexueller Identitäten traten dann Ambivalenzen und Übergänge.

Die Betonung der geschlechtlichen Vielfalt, also die Geschichte von Transpersonen, intergeschlechtlichen sowie nicht-binären Menschen, verunsicherte übrigens die Kategorien »weiblich«, »schwul« und »lesbisch« gleichermaßen. Wenn man Geschlecht nicht mehr binär, sondern vielfältig denkt, dann gerät die Unterscheidung zwischen Bi-, Homo- und Heterosexualität ebenfalls ins Wanken. Daher gibt es TIN*-Feindlichkeit in schwulen und lesbischen ebenso wie in feministischen Milieus. Gegen die Exklusion und Stigmatisierung bestimmter Gruppen von Menschen gilt es sich aus forschersicher Sicht zu positionieren. Aber der Streit ist letztlich unproduktiv. Viel besser wäre es, sich auf die Frage zu konzentrieren, wie verschiedenen Differenzen sowie Hierarchien der Privilegierung und Diskriminierung zusammenwirkten. Dieses Problem lässt sich mit einer Vielfalt von frauen-, geschlechter- und sexualitätenhistorischen Ansätzen bearbeiten. Und diese Vielfalt ist eine Stärke des Feldes.

Der Verweis auf das Ineinanderwirken verschiedener Hierarchien bringt uns zur nächsten Frage. Sie unterstreichen die Bedeutung intersektionaler Ansätze in der Geschlechter- und Sexualitätsgeschichte. Welche neuen Erkenntnisse oder methodischen Impulse haben diese Perspektiven Ihrer Meinung nach gebracht?

Da kann ich an den vorigen Punkt mit der schwulen Transfeindlichkeit anknüpfen. Das findet man in der Zeitgeschichte ebenso wie in den 1920er-Jahren, dass diskriminierte Gruppen sich ein Stück gesellschaftliche Anerkennung erkaufen wollen, indem sie die Marginalisierung anderer, ebenfalls diskriminierter Gruppen

verstärken. Das nennt man horizontale Hostilität. In diesem Sinn haben gleichgeschlechtlich begehrende Männer ihre konforme Maskulinität betont, um sich von den vermeintlich weniger respektablen Überschreiter*innen von Geschlechtergrenzen zu distanzieren. Umgekehrt haben sich »Transvestiten« dagegen verwehrt, mit den »Homosexuellen« in einen Topf geworfen zu werden. Intersektionale Ansätze, die das Ineinander rassistischer, klassistischer, sexistischer, ableistischer und anderer Diskriminierungen betonen, schärfen den Blick für solche Spannungen.

Der Blick auf sozio-ökonomische Hierarchien verdeutlicht, dass sich die Geschlechter- und Sexualitätengeschichte lange nur auf einen Teil des »Klassenspektrums« konzentriert hat. Die Arbeiterinnenbewegung rückt so (erneut) ins Zentrum des Forschungsinteresses, ebenso wie proletarische Subkulturen gleichgeschlechtlich begehrender Menschen. Interessant ist auch, dass Theorieangebote der 1970er-Jahre unter Schlagwörtern wie Queer Marxism neu aufgegriffen werden. Inwiefern kapitalistische Wirtschafts- und heteronormative Familienstrukturen ineinander griffen, solche Fragen werden mittlerweile wieder vermehrt diskutiert. Gleiches gilt für den Zusammenhang zwischen konsumökonomischen Strukturen und der Herausbildung homonormativer Lebensstile, die sich nur Menschen mit ausreichendem Einkommen leisten konnten.

Entwickelt wurde das Konzept der Intersektionalität im Schwarzen Feminismus, der anti-rassistische, anti-sexistische und anti-kapitalistische Anliegen miteinander verknüpfte. Die damit verbundenen Dynamiken haben auch Arbeiten zur in den 1980er-Jahren entstehenden afro-deutschen Frauenbewegung genauer untersucht. Der Schnittpunkt zwischen Migrations-, Geschlechter- und Sexualitätengeschichte erhält ebenfalls immer mehr Aufmerksamkeit. Inwiefern wurden Migrant*innen in feministischen, schwulen und lesbischen Bewegungen marginalisiert? Wo und warum konnten sich queer-migrantische Organisationen ab den 1980er-Jahren allmählich etablieren? Und was bedeutete es für Individuen und Gesellschaften, wenn von verschiedenen kultur- oder schicht-spezifischen Geschlechter- und Sexualitätsregimen geprägte Menschen neben- und miteinander lebten? Solche Fragen werfen intersektionale Perspektiven auf.

Sie problematisieren die gängige Vorstellung einer linearen Fortschrittsgeschichte – von Diskriminierung hin zu mehr Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Welche alternativen Erklärungsansätze halten Sie für sinnvoller?

Ein Problem linearer Erfolgserzählungen besteht darin, dass sie zu einer gewissen Behäbigkeit verleiten können. »It gets better«, heißt ein Projekt, das 2010 damit begann, dass erwachsene LSBTI* Personen davon berichteten, wie es ihnen gelungen war, die Anfeindungen und Herausforderungen erfolgreich zu bewältigen, mit denen sie als Jugendliche konfrontiert waren. Zweifelsohne kann ein solches Projekt zur Stärkung und Sichtbarmachung queerer Menschen beitragen, aber der Ti-

tel kann auch suggerieren, dass es schon von selber besser werden würde, ohne dass man allzu viel dafür tun müsse. Zu ähnlichen Fehleinschätzung kann die Annahme führen, dass die historische Entwicklung quasi unausweichlich auf Gleichberechtigung und die gesellschaftliche Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt zulaufe. Wer so denkt ist auf Rückschläge und gegenläufige, queer-feindliche Tendenzen schlecht vorbereitet. Deswegen gilt es, andere Erklärungen und Erzählungen zu formulieren, die der Komplexität geschlechter- und sexualitätshistorischer Dynamiken gerechter werden.

Eine Möglichkeit ist es, die widersprüchliche Gleichzeitigkeit von Stigma, Emanzipation und Normalität zu betonen, so wie ich es in meiner Forschung zu den Gefühle- und Lebenswelten gleichgeschlechtlich begehrender Menschen in der Bundesrepublik Deutschland seit den 1950er-Jahren getan habe. Stigma meint hier die fortgesetzte Ausgrenzung in Form von rechtlicher Verfolgung oder Benachteiligung, von psychiatrischer und therapeutischer Pathologisierung oder von gesellschaftlicher Ächtung und Marginalisierung. Emanzipation meint den Kampf dagegen mit verschiedenen Taktiken und Strategien auf individueller und kollektiver Ebene, ob mit der vorsichtigen Beharrlichkeit, die homophile Organisationen in den Nachkriegsdekaden an den Tag legten, ob im selbstbewussten Gestus des Tabubruchs, der die schwulen und lesbischen Bewegungen der 1970er-Jahren auszeichnete, oder ob mit der öffentlichen Thematisierung von Wut und Verzweiflung, welche die Aids-Bewegung in den 1990er-Jahren praktizierte. Normalität meint schließlich, dass gleichgeschlechtliche Kontakte und Beziehungen als eine von mehreren gesellschaftlich akzeptablen Spielarten des Sexuellen und der Intimität angesehen sowie in den Medien und anderswo gezeigt werden.

Innerhalb dieses Dreiecks von Stigma, Emanzipation und Normalität, so die Annahme, lässt sich keine kontinuierliche Entwicklung von einem Pol zum anderen beobachten, sondern vielmehr kommt es zu permanenten Verschiebungen innerhalb des gesamten Dreiecks, so dass immer wieder ein anderer der drei Aspekte im Vordergrund stehen kann. Die Mischung der drei Elemente variiert auch zwischen unterschiedlichen Gruppen innerhalb des queeren Spektrums. SM- und Fetisch-Subkulturen hatten nach der Jahrtausendwende beispielsweise weiterhin mit Stigmatisierung zu kämpfen, während homosexuelle Partnerschaften sich zügig dem Bereich der Normalität annäherten. Die Positionierung innerhalb des Dreiecks kann auch vom sozio-kulturellen Milieu abhängen. Was in einer säkular-bildungsbürgerlichen Umgebung akzeptiert wird, kann in unternehmerischen Eliten oder in stärker religiös geprägten Familien auf Ablehnung stoßen. Damit sind wir wieder bei der Intersektionalität.

Ein anderes historisches Narrativ, das die »Es-wird-immer-besser«-Erzählung unterläuft, ist das der Normalisierung. Hier wird betont, dass die Einbindung der geschlechtlichen und sexuellen Vielfalt in ein sich verbreiterndes Spektrum des »Normalen« auch neue Einschränkungen und Herausforderungen mit sich

bringt. So entstehen aufgrund des abnehmenden gesellschaftlichen Drucks und des Willens der Einzelnen, die so entstehenden Freiräume bestmöglich zu nutzen, homonormative Muster vom perfekten Leben als gut verdienender schwuler Single oder als glückliche Regenbogenfamilie. Diesen Erwartungen will und soll man entsprechen – übrigens nicht erst seit der Einführung der Ehe für alle – so wie sich auch hetero-normale Menschen, Paare und Familien an bestimmten Standards messen und messen lassen müssen. Solche Entwicklungen können Historiker*innen kritisch betrachten und dabei Alternativen zur linearen Erfolgsgeschichte entwerfen.

Das Feld der queeren Geschichtsforschung ist zunehmend Angriffen von rechts ausgesetzt. Wie äußern sich diese Angriffe konkret, und welche Gegenstrategien halten Sie für besonders wirksam?

Ich bin mit dem bundesdeutschen Kontext am besten vertraut und möchte mich in meiner Antwort vor allem darauf beziehen. Ein besonders prominenter Ort, der queere Geschichte sichtbar machen und wertschätzend erinnern will, ist das Denkmal für die im Nationalsozialismus verfolgten Homosexuellen in Berlin, das immer wieder angegriffen und beschädigt wird. Leider kommt es auch in den Landtagen immer häufiger zu Parlamentarischen Anfragen, mit denen die in weiten Teilen rechtsextreme Alternative für Deutschland (AfD) gezielt versucht, queere Forschung und Bildungsangebote zu delegitimieren. Zuletzt blies die Partei im Bundestagswahlkampf zum Angriff auf die Geschlechterstudien. Noch näher am Alltag der Forschenden ist das Problem von Hasskommentaren im Internet und in den sozialen Medien. Foren mit geschlechter- und sexualitätenhistorischen Inhalten müssen die Kommentarfunktion deaktivieren, weil sie sonst von einer Lawine von Schmähungen überrollt würden. Ohne eine kontinuierliche Moderation und Betreuung sind solche Formen der öffentlichen Kommunikation nicht mehr möglich.

Damit bin ich schon bei den Gegenstrategien. Es gibt immer wieder laut- und meinungsstarke Proteste der Forschenden: #Wissenschaftsfreiheit. Aber nicht nur mit Blick auf den Schutz von Kommunikationskanälen sehe ich auch die Universitäten und andere akademische Institutionen in der Pflicht, strukturelle Lösungen anzubieten und zu finanzieren. Generell gilt es, auf die Schaffung (und Erhaltung) von Professuren mit geschlechter- und sexualitätenhistorischen Denomination und die Gründung von außeruniversitären Forschungseinrichtungen hinzuwirken. Letzteres hat auch der Wissenschaftsrat 2024 in einem Papier zur Geschlechterforschung empfohlen. Solche sichtbaren Strukturen signalisieren sowohl dem akademischen Feld als auch der breiteren Öffentlichkeit, wie wichtig die Auseinandersetzung mit Geschlechterverhältnissen und Fragen der sexuellen Vielfalt ist. So kann man auch der Verunsicherung etwas entgegensetzen, die angesichts der fort-

gesetzten Angriffe von rechts gerade unter Forschenden in frühen Karrierestadien um sich greift.

Und es bleibt weiterhin unerlässlich, die Ergebnisse geschlechter- und sexualitätshistorischer Forschung in die Öffentlichkeit zu tragen. Der queer history month in Deutschland oder der LGBT+ History Month Italia bieten hierfür gute Formate. Das Digitale Deutsche Frauenarchiv ist ebenfalls ein hervorragendes Beispiel dafür, wie Menschen interessiert und erreicht werden können. Ganz entscheidend scheint es mir, dabei immer wieder zu betonen, dass es sich bei frauen-, geschlechter- und sexualitätengeschichtlichen Fragen nicht um »Nischenthemen« handelt, die letztlich nur bestimmte Gruppen betreffen und mit denen sich die Allgemeinheit allenfalls aus einer exotisierenden Faszination heraus beschäftigt. Andersherum wird ein Schuh draus. Die Auseinandersetzung mit dem historischen Wandel vergeschlechtlichter Ordnungen bietet gerade auch Männern eine willkommene Gelegenheit, sich kritisch mit den Vorstellungen von Maskulinität zu beschäftigen, mit denen sie alltäglich konfrontiert sind. Und wenn queere Geschichte zeigt, wie man in der Vergangenheit mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt umging, dann können auch heterosexuelle und cis-geschlechtliche Menschen beginnen, ihr So-Sein als eine von verschiedenen Möglichkeiten zu begreifen, die ihrer Situation und ihrem Selbstbild aus verschiedenen Gründen entspricht. Ich denke, dass man auch den Herausforderungen eines heterosexuellen Lebens besser begegnen kann, wenn man es nicht nur als alternativloses Ergebnis gesellschaftlicher Zwänge begreift.

Wie kann queere Geschichte zur gesellschaftlichen Auseinandersetzung über Geschlecht, Sexualität und (gesellschaftlichen) Minderheiten beitragen, insbesondere in Zeiten zunehmender gesellschaftlicher Polarisierung?

Die Geschichte kann, in mancher Hinsicht besser als andere Zugänge, zu einem unaufgeregten Umgang mit Differenz anregen. »Ganz normal anders« heißt ein Buch mit Lebensgeschichten schwuler Männer in der DDR, das Jürgen Lemke 1989 veröffentlichte. Einerseits ermöglicht die historische Distanz, so gering sie auch sein mag, einen gewissen Abstand von der Dringlichkeit des heutigen Streits. Außerdem legen Historiker*innen besonderen Wert auf die Komplexität von Alltag und Kontext, so dass klar wird, dass ihre sexuelle oder geschlechtliche Identität nie das einzige war, womit und worum Menschen in der Vergangenheit rangen. Andererseits zeigt die Geschichte, dass die geschlechtlichen und sexuellen Verhältnisse sich permanent verschieben und verändern. Also werden sie auch in Zukunft nicht so bleiben, wie sie heute sind. Und in welche Richtung sie sich bewegen werden, hängt ebenso wie in der Vergangenheit auch in der Gegenwart unter anderem davon ab, wie sich die Einzelnen positionieren und wie aktivistische Initiativen intervenieren.

Insbesondere in Anbetracht des von queer-feindlicher Seite vorgetragenen Vorwurfs, bei queeren Lebensentwürfen handle es sich um vorübergehende Modeerscheinungen und früher habe es »so etwas« nicht gegeben, sind historische Perspektivierungen entscheidend. Die Selbstbilder und Wege gleichgeschlechtlich begehrender und geschlechter-nonkonformer Menschen waren ehemals zwar anders als heute, aber gegeben hat es sie im Italien der vorletzten Jahrhundertwende ebenso wie im biedermeierlichen Deutschland, zu Zeiten der spanischen Inquisition oder im mittelalterlichen England, vom antiken Griechenland ganz zu schweigen. Was es nie gegeben hat, ist die »gute alte Zeit«, zu der rechte Gender-Ideolog*innen lauthals zurückkehren wollen: eine Zeit, in der die heteronormative und zweigeschlechtliche Ordnung vermeintlich unverrückbar und unhinterfragbar feststand und in der ausgerechnet deswegen das Leben einfacher und angenehmer gewesen sei. Solchen falschen Geschichtsbildern gilt es den Boden zu entziehen. Deswegen muss man immer wieder zeigen, wie viel Gewalt und wie viel Leid die Aufrechterhaltung dieser hierarchischen Ordnung mit sich brachte, vor allem aber nicht nur für die verfolgten, benachteiligten und marginalisierten Gruppen. Gleichzeitig sollte man an die Momente der Freude erinnern, die sich die Leute trotz alledem immer wieder erkämpften, und an die gewitzten Überlebensstrategien, mit denen sie der Gewalt und der Unterdrückung trotzten. Komplexität statt Polarität, das ist eine der großen Stärken des historischen Arbeitens.

Ein Wort noch zu polarisierenden Erinnerungskonflikten innerhalb des queeren Spektrums: Im deutschsprachigen Raum spielt dabei das Gedenken an die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung eine besonders wichtige Rolle. Lange Zeit betonten einige schwule Historiker, dass nur männerbegehrende Männer nach §175 des Reichsstrafgesetzbuchs verfolgt worden seien, und leiteten daraus einen exklusiven Anspruch auf erinnerungspolitische Zeichen und damit einhergehende Ressourcen ab. Im Streit um die Ausgestaltung des Berliner »Homo-Denkmal« führte diese Haltung zu heftigen Konflikten zwischen schwulen und lesbischen, später auch trans*, intergeschlechtlichen und non-binären Positionen. Hier halfen und helfen präzise empirische Studien, wie beispielsweise die von Kai_Brust im neuesten Heft von »Geschichte und Gesellschaft« zur Situation von trans und inter Personen unter der NS-Herrschaft. Solche Untersuchungen können dazu beitragen, dass das Leiden bestimmter Gruppen weder überbetont noch ausgeblendet wird. Gleiches gilt für ihre Beiträge zu emanzipatorischen Errungenschaften. In den USA regt sich aktuell Protest, weil die Behörden im Gefolge der trans*-feindlichen Regierungspolitik die Buchstaben T und Q von der offiziellen Website zur Erinnerung an den Stonewall-Aufstand von 1969 löschten. Damit droht der entscheidende Einsatz vor allem von latinx und afro-amerikanischen trans* Aktivist*innen wie Marsha P. Johnson und Sylvia Rivera erneut unsichtbar gemacht zu werden. Wie vielfältig und spannungreich queere Bewegungen waren, auch daran müssen Historiker*innen immer wieder erinnern.

In Südtirol gibt es bislang noch wenig Forschung zu queerer Geschichte. Sie kennen verschiedene Kontexte, in denen queere Geschichte erforscht wird. Auf was für Besonderheiten kann man bei der regionalgeschichtlichen Erforschung – zumal jener Südtirols mit seinen drei Landessprachen – achten, welche Fehler sollte man vermeiden, welche besonderen Ressourcen könnte man nutzen?*

Ich denke, dass sich da andere besser auskennen als ich, aber ich will mich nicht vor einer Antwort drücken. Zunächst möchte ich betonen, dass es zwar sicher Forschungslücken gibt, aber es wäre meines Erachtens riskant, die Annahme einer Art Rückständigkeit oder eines Nachholbedarfs zum Ausgangspunkt entsprechender Studien zu machen. Damit wäre man im Muster der linearen Fortschrittserzählung gefangen und könnte dieser entsprechend lediglich zwischen einem »weiter vorne« und einem »weiter hinten« unterscheiden. Deutlich produktiver könnte es sein, stattdessen historische Ambivalenzen und Ungleichzeitigkeiten herauszuarbeiten, vielleicht auch diskontinuierliche Sprünge. Interessant wäre es, den meines Wissens ziemlich einzigartigen Übergang vom mit Blick auf die Kriminalisierung von Homosexualität besonders strengen österreichischen auf das deutlich liberalere italienische Strafrechtsregime im Jahr 1919 genauer zu betrachten. Welche Effekte zeitigte diese Zäsur und wie navigierten queere Menschen diesen Umbruch?

Die Südtiroler Mehrsprachigkeit bietet ebenfalls spannende Ansatzpunkte für historische Forschung. In welchen Worten war jeweils vom gleichgeschlechtlichen Begehren die Rede? Erlaubten sich manche in der einen Sprache mehr Offenheit als in der anderen? Und wenn ja, warum? Gab es zu Zeiten intensiver Konflikte zwischen den ethno-nationalen Lagern unter deutsch- und italienisch-sprechenden queeren Menschen vielleicht eine Form des heimlichen Einvernehmens in einer Sprachgrenzen überwindenden Subkultur? Auch der in weiten Teilen ländlich und agrarisch geprägte Charakter Südtirols macht die Region besonders interessant. Mitunter wurde die queere Geschichte kritisiert, weil sie sich allzu ausschließlich auf die großen Städte konzentriert und damit ein ganzes Spektrum queerer Erfahrungen, die nicht den sogenannten metro-normativen Mustern entsprechen, aus dem Blick verliert. Ich vermute, dass sich dazu aus Südtiroler Perspektive einiges sagen ließe. Und um abschließend auf den anfangs erwähnten politischen Gegenwind zurückzukommen: Auch im heutigen Italien bleibt es wichtig, sich aus queer-feministischer Perspektive kritisch mit der Geschichte auseinanderzusetzen.

Zur Geschichte des Minderheitenbegriffs¹

Josef Prackwieser

Wenn wir über Frauen oder queere Menschen in der Geschichte sprechen, sprechen wir gleichzeitig auch über die Geschichte von »Minderheiten«. Der Begriff wird politisch, Alltagssprachlich und auch wissenschaftlich auf unterschiedliche Weise verwendet und ist dabei immer wieder ein Reizwort, das ein widersprüchliches Gemisch aus Reaktionen und Funktionen kennzeichnet. Doch was bedeutet überhaupt »Minderheit«? Sind damit sprachliche oder ethnische Minderheiten wie in Südtirol, im Baskenland oder im Baltikum gemeint? Oder eher gesellschaftliche Minderheiten, als die queere Menschen oft bezeichnet werden? Wie wurde der Begriff verstanden und welche Funktion erfüllte das Konzept in verschiedenen Epochen? Dieser Text verfolgt das Ziel, den Begriff Minderheit in seinen verschiedenen Bedeutungen und historischen Kontexten von der Vormoderne bis in die Gegenwart nachzuzeichnen und seine politischen Implikationen zu beleuchten: Zuerst war das Konzept der religiösen Minderheiten maßgeblich, das in seiner Bedeutung vom ethnischen Minderheitenbegriff spätestens im 19. Jahrhundert abgelöst wurde und die Entwicklungen des 20. Jahrhunderts maßgeblich mitprägte. In Folge, so meine These, haben sich alle weiteren Minderheitenbegriffe in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Austausch und Abgrenzung entwickelt.

»Minderheit« – ein vielgestaltiger Begriff

Für sprachlich-kulturelle, religiöse oder auch soziale Gruppen, die Diskriminierung und Unterdrückung erleiden, hat das Wort »Minderheit« zunächst die Funktion eines Rettungsringes, bedeutet es doch zumindest heutzutage eine Aufwertung des

1 Dieser Text geht auf den Abschnitt »Die Idee der »Minderheit« in Geschichte und Gegenwart«, in Obermair und Prackwieser (2024) sowie auf einen Essay zurück, den der Autor im Rahmen eines postgradualen Studienkurses (»Territorial Autonomy as a Resource for Diversity & for Conflict Resolution: Lessons from the Åland Example 100«) des Åland Peace Institutes und der Åland University for Applied Sciences entstanden ist, siehe Prackwieser (2022).

eigenen Status.² Viel zu eng am Hals sitzt der Ring hingegen für jene Staaten, die mit diesen Gruppen restriktiv umgehen. Doch kaum als Minderheit anerkannt und mit Sonderrechten ausgestattet, beginnen sich manche Angehörige der zuvor unterdrückten Gruppen allmählich von dem Wort zu distanzieren, da dieses einen negativen Beiklang habe, etwa: »weniger« zu sein als die Mehrheit. Für manche Staaten und Regierungen sind anerkannte Minderheiten und deren verbriefte Rechte ein Aushängeschild, auch, um die eigene Rechtstaatlichkeit zur Schau zu stellen und anderen Minderheiten diesen Status nicht zugestehen zu müssen. Dann gibt es wiederum Staaten, die die Existenz von Minderheiten auf ihrem Gebiet gänzlich verleugnen, oder den Begriff und das Konzept dahinter ablehnen, dafür aber andere Schutzmechanismen implementieren. Als Einstieg sollen zwei Szenen aus der Praxis – aus den Fluren und Sitzungsräumen der UNO – dienen, der diese Widersprüchlichkeit in der Verwendung näher erkunden möchte.

Szene 1 – Dezember 2022: Fernand de Varennes, der frühere Sonderberichterstatter für Minderheitenfragen bei den Vereinten Nationen (UN), verwendete 2022 während der *Annual Minority Rights Lecture* in Bozen eine aussagekräftige Analogie (De Varennes 2022): Er verglich den Begriff »Minderheiten« mit dem Übernamen, den der Erzbösewicht Voldemort in J. K. Rowlings Fantasy-Roman »Harry Potter« trägt – »Der-dessen-Namen-nicht-genannt-werden-darf« (Rowling 1997). Laut de Varennes wird der Begriff »Minderheit« in den Arbeitsgruppen, Komitees und Abteilungen der UN in Genf und New York auf sehr ähnliche Weise verwendet wie in »Harry Potter«: Der Begriff wird eher vermieden. Wie de Varennes in einem 2022 veröffentlichten Bericht anprangerte, wurden Minderheiten beispielsweise aus der umfangreichen Liste der »vulnerablen Gruppen« im Hinblick auf die Ziele für nachhaltige Entwicklung (*Sustainable Development Goals*, SDG) der UN kurzfristig entfernt.³ Analog dazu taucht der Begriff »Minderheit« in mehreren anderen Abteilungen der UN gar nicht auf, da viele Regierungen es grundsätzlich ablehnen, dem Themenkomplex gebührend Raum einzuräumen (Budabin 2025). Sicherlich hat de Varennes seine Darstellung rhetorisch zugespitzt. Es stimmt aber, dass eine Vielzahl von Staaten weltweit es aus Souveränitätsgründen und der eigenen Staatsräson wegen ablehnen, Minderheiten innerhalb ihrer eigenen Grenzen als solche anzuerkennen und ihnen in der Folge besondere Schutzmaßnahmen zu gewähren. Starke »Staatsnationen« wie Frankreich, Länder mit einer Vielzahl von Minderheiten wie Griechenland oder postsowjetische Länder wie Belarus haben ihre je eigenen Interessen, das Thema auf internationaler Ebene kleinzuhalten. Entsprechend erstaunt es nicht, dass

2 Das Bild und die folgenden Überlegungen gehen auf Hakan Gürses zurück, vgl. ders. (2016), S. 8.

3 Eine Zusammenfassung von Fernande de Varennes' Rede kann auf dem Blog »Brennerbasisdemokratie« eingesehen werden, siehe Constantini (2022).

es bis heute keine einheitliche Definition von »Minderheit« im Völkerrecht gibt (Hilpold 2004, S. 81). Ein interessanter Umstand, wenn man bedenkt, wie heftig heute in westlichen Gesellschaften über »(neue) Minderheiten« debattiert wird und welche wichtige Rolle Minderheiten im politischen Diskurs von Zivilgesellschaften spielen (Farley 2005; Aydemir/Vliegenthart 2018; Medda-Windischer/Crepaz 2022).

Szene 2 – Juli 2024: Auch Nicolas Levrat, der gegenwärtige UN-Sonderberichterstatter über Minderheitenfragen (Stand 2025), referierte im Rahmen der Eurac Summer School zu »Menschenrechten, Minderheiten und Diversität« aus seiner praktischen Arbeit (Levrat 2024 b). Er kam zu einem ähnlichen Schluss wie sein Vorgänger de Varennes: Das Thema Minderheitenrechte sei bei den Vereinten Nationen unterrepräsentiert und habe in den letzten zehn Jahren (2013–2023) einen immer schwereren Stand. Hauptsächlich zeige man in Europa Interesse dafür, doch habe die westliche Sichtweise keineswegs universelle Bedeutung, zumal im Globalen Süden. Dies sei zunächst erstaunlich, wo doch die Beschäftigung mit Minderheitenrechten zweierlei erkennen helfe: Zum einen, dass damit wichtige soziale Anliegen zusammenhängen, man zum anderen, wie man in diversen Gesellschaften soziale, religiöse und ethnische Gruppen besser integrieren könne (Levrat 2024 a).

Den Grund hierfür macht Levrat in weltweit unterschiedlichen Traditionen im Umgang mit Minderheiten aus: Die Idee einer »nationalen Minderheit« (wie auch des Nationalismus als Ideologie) ist tief in der europäischen Geschichte verwurzelt und das Konzept Minderheitenrechte daher eine stark westliche Denkfigur (Özkirimli 2010, S. 9f.; Levrat 2024 b). Von Vorläufern wie dem Milet-System im Osmanischen Reich abgesehen, werden Minderheitenrechte nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, dem Untergang großer Imperien und der Entstehung zahlreicher neuer Minderheitengruppen in den gerade entstandenen Nationalstaaten zu einem herausgehobenen Problemfeld der internationalen Politik. Ein eigenes Minderheitenschutzsystem im Rahmen des Völkerbundes sollte für Stabilität und Frieden in Europa und weltweit sorgen, scheiterte aber an schwachen Institutionen und am realpolitischen Widerstand der neuen wie alten europäischen Nationalstaaten (später dazu mehr). Nach dem Zweiten Weltkrieg konzentrierte man sich stärker auf den Bereich der allgemeinen Menschenrechte und auf ein effektives Antidiskriminierungsverbot. So ging man davon aus, dass durch die Etablierung dieser Rechte auch Minderheiten effektiv geschützt würden, ohne eigene Rechte für sie einzurichten (Hofmann 2017). Erst wieder in den 1980er-Jahren und vor allem ab den 1990er-Jahren – oft als »goldenes Jahrzehnt des Minderheitenrechts« bezeichnet (Pritchard 2001, S. 24f.) – kam es zu stärkerer Beschäftigung mit dem Thema (Toggenburg/Rautz 2010, S. 179f.). Ausschlaggebend waren einmal mehr die Zeitläufte: Die politischen Umwälzungen jener Zeit, insbesondere der Zusammenbruch der Sowjetunion und der gewaltsame Zerfall Jugoslawiens, führten die politischen Akteure zu der Erkenntnis, dass Maßnahmen zur Entschärfung von Spannun-

gen zwischen Mehrheits- und Minderheitsbevölkerungen erforderlich sind. Diese Spannungen bedrohten die innere Ordnung der neu entstandenen Nationalstaaten sowie die Stabilität und den Frieden ganzer Regionen in Ost- und Südosteuropa (Hofmann 2017). Mit dem Ende des Ost-West-Konflikts endete aber auch die Blockade, die die Entwicklung des Völkerrechts in den internationalen Organisationen seit 1945 hemmte. Diese Aufbruchstimmung, gepaart mit der politisch gebotenen Notwendigkeit, rechtlich im Sinne des Minderheitenschutzes tätig zu werden, ließ in Europa eine ganze Reihe von Instrumenten entstehen: Maßnahmen wurden vor allem im Rahmen der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) und des Europarats ergriffen. Umfassende Bestimmungen zum Minderheitenschutz finden sich erstmals im 1990 von der OSZE angenommenen, rechtlich nicht verbindlichen Kopenhagener Abschlussdokument. Im Dezember 1992 schuf die OSZE das Amt des Hochkommissars für Nationale Minderheiten (HKNM) mit Sitz im niederländischen Den Haag (Hofmann 2017). Im Europarat wurden 1995 zwei rechtlich verbindliche Verträge ausgehandelt: das Rahmenübereinkommen zum Schutz nationaler Minderheiten und die Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen, die beide 1998 in Kraft traten (Hofmann 2017).

In Gesellschaften außerhalb Europas gebe es, so Levrat, heute ebenso zahlreiche Minderheitenfragen, deren Ursprünge meist in der europäischen Kolonialpolitik liegen, häufig aber ganz anders gelagert sind als europäische Minderheitenfragen und daher andere, nicht-europäische Sichtweisen erforderlich machten. Weder können die komplexen Minderheitenfragen in Afrika (mit seinen willkürlich gezogenen Grenzen, unzähligen Sprachgruppen wie Ethnien, der gewaltigen Binnenmigration und den Fluchtbewegungen aufgrund von Konflikten), noch in Asien (so zum Beispiel in Indien mit seinem Kastensystem), mit der in Europa dominanten Narrative über Minderheitenrechte gelöst werden. Damit nimmt Levrat auch Bezug auf jene Kritik aus dem Globalen Süden, die im westlich geprägten Begriff »Minderheit« eine Kategorie des »primitiven Anderen« sieht: eine besonders verletzte Gruppe, die ständig externen Schutz benötige, anstatt selbst als Akteur eigene Handlungsmöglichkeiten für die Verbesserung ihrer Rechte wahrzunehmen (Shahabuddin 2023). Indigene Gruppen werden, etwa in Südamerika, daher auch nicht als »Minderheiten« bezeichnet; dieser Begriff meint dort gesellschaftliche Gruppen in Minderheitenpositionen. In Osteuropa sind, wie bereits angesprochen, wiederum zahlreiche Minderheitensituationen aufgrund der kolonialen und imperialen Politik Russlands im 20. Jahrhundert entstanden, die sich seit dem Zusammenbruch der UdSSR 1991 jedoch in ihr Gegenteil verkehrt hätten: Bis heute finden sich Teile der russischsprachigen Bevölkerung selbst in teils prekären Minderheitenpositionen wieder (etwa im Baltikum oder auch in der Ukraine). Ihre Situation müsse aus ihrem geschichtlichen Kontext heraus verstanden werden.

Neben den faktischen Unterschieden lehnen zahlreiche Staaten des Globalen Südens die Erzählung ab, die in Europa ersonnenen Menschen- und Minderheiten-

rechte seien »universal« und für alle gültig. Vielmehr, so die Kritik, seien sie ein Vehikel des Westens, um dessen eigene Dominanz auszubauen. Diese Zurückweisung hängt mit intellektuellen, globalen, geopolitischen und wirtschaftlichen Entwicklungen der letzten Dekaden zusammen: die Ablehnung westlicher Hegemonie in der restlichen Welt, die neue Spaltung in West (USA, Kanada, Europa, Japan, Australien, Südkorea und andere Staaten in Südostasien) und Ost (China, Russland, Iran, Nordkorea) sowie die postkoloniale Kritik von Ländern aus dem Globalen Süden an internationalen Institutionen, die in den Jahren vor und nach 1945 vom Westen federführend begründet wurden. Diese seien bis heute westlich dominiert, der Westen habe aber aus der Sicht der übrigen Welt seine Legitimität auf internationaler Ebene verloren.⁴ Aus diesem Grund, so Levrat, müsse man das System der Minderheitenrechte – einem der letzten großen UN-Instrumente des 20. Jahrhunderts (Levrat 2024a) – ersetzen, es »ent-europäisieren« bzw. »ent-westlichen« und an seine Stelle einen kleinteiligen Ansatz setzen, der neben der Universalität der Menschenrechte die Eigenheit jedes Landes in den Blick nimmt. Die Notwendigkeit, zu differenzieren, ergibt sich aus der Tatsache, dass die Prinzipien der Gleichbehandlung und Nichtdiskriminierung sowohl gleiche als auch unterschiedliche, sprich privilegierende Behandlung erfordern, um sicherzustellen, dass Minderheiten nicht diskriminiert werden.

Wie könnte man – angesichts dieser sich wandelnden Bedeutungsschattierungen – nun »Minderheiten« definieren?

Der Versuch einer Definition

Der Begriff der »Minderheit« – auch in seiner erweiterten Fassung in Form des »Minderheitenrechts« – blickt auf eine wechselvolle Entwicklung zurück, die auf suprastaatlicher Ebene nicht, wie in unserer Zeit, von Vermeidung geprägt war, sondern immer wieder aktive Nutzung erfuhr. Bis heute gibt es, wie bereits angedeutet, keine allgemein völkerrechtlich anerkannte Definition dessen, was eine Minderheit bedeutet. Die Definition des italienischen Juristen und UN-Sonderberichterstatters Francesco Capotorti (1925–2002) aus den späten 1970er-Jahren wird am häufigsten zitiert (trotz Capotortis eigener Skepsis gegenüber der Möglichkeit, überhaupt zu einer allgemein anerkannten Minderheitendefinition zu gelangen).

Seine Definition besagt, dass eine Minderheit folgende Merkmale aufweist:

»a group numerically inferior to the rest of the population of a state, in a non-dominant position, whose members – being nationals of the state – possess ethnic,

4 Siehe – als Beispiele – Bricmont (2005); Sharma (2006); sowie jüngst Mende (2021).

religious or linguistic characteristics differing from the rest of the population and show, if only implicitly, a sense of solidarity directed towards preserving their culture, traditions, religion or language.«

(Capotorti 1979, S. 96.)

»eine Gruppe im Vergleich zur Gesamtbevölkerung eines Staates zahlenmäßig unterlegen, in einer nicht-dominanten Stellung [in diesem Staat], deren Mitglieder – in Besitz der Staatsangehörigkeit des Aufenthaltsstaates – ethnische, religiöse oder sprachliche Merkmale aufweisen, die sie vom Rest der Bevölkerung unterscheiden und die, wenn auch nur implizit, ein Solidaritäts-[oder Identitäts-]gefühl im Hinblick darauf besitzen, ihre Kultur, ihre Traditionen, Religion und Sprache zu erhalten.«

Die geistigen Wurzeln dieser Definition gehen auf die Völkerbund-Zeit der 1920er-Jahre zurück, sie wurde jedoch seither um wesentliche Punkte erweitert und ergänzt (Preece 1998, S. 18). Interessant ist der letzte Teil, der ein nicht genauer bestimmtes »Solidaritätsgefühl« beschreibt und damit der Selbstzuschreibung (und nicht etwa der Fremdzuschreibung seitens der Mehrheit) Gewicht verleiht: Minderheit ist demnach, wer sich durch äußerlich sichtbare Charakteristika, etwa Sprache, Kultur oder Religion, von der Mehrheit abhebt und – vor allem – sich als solche sieht oder fühlt.

Diese Definition wird sowohl von Praktikern in den internationalen Institutionen als auch von Wissenschaftlern häufig zitiert; sie wurde und wird aber auch als unzureichend und veraltet kritisiert,⁵ unter anderem wegen der fehlenden Berücksichtigung »neuer Minderheiten« (Hilpold 2004, S. 81). Was ist mit diesem umstrittenen Begriff gemeint? »Alte« Minderheiten könnte man als »alteingesessene« oder »autochthone« Minderheiten bezeichnen, die seit einem bestimmten Zeitabschnitt in einem angestammten, geschlossenen Siedlungsgebiet leben (in Österreich und Ungarn in Anlehnung an die alte Donaumonarchie: 100 Jahre oder drei Generationen) (Toggenburg/Rautz 2010, S. 260–263). Als Beispiele für diese »alten« Minderheiten können die Sorben in Sachsen, die Dänen und Friesen in Schleswig-Holstein, die Bewohner des Aostatal in Nordwestitalien oder die deutsch- und ladinischsprachigen Südtiroler genannt werden. Unter »neue Minderheiten« versteht man hingegen Menschen und ihre Nachkommen mit Migrations- und Fluchthintergrund, also »Allochthone«, »Neue« oder »Fremde«, die gerade in ein neues

5 Etwa im Hinblick auf den Begriff »inferior«, der eine negative Wertigkeit ausdrückt, vgl. Liebich (2008), S. 245f., oder dass nur solche Menschen als Minderheit in einem Staat gezählt werden können, die tatsächlich die Staatsbürgerschaft des Aufenthaltsstaates besitzen (ein Umstand, den viele Staaten mit nennenswerten Minderheiten aktiv zu vermeiden versuchen, zum Beispiel der Libanon gegenüber den palästinensischen Flüchtlingen, vgl. Knudsen (2009), S. 51ff.

Gebiet gezogen sind (Toggenburg/Rautz 2010, S. 260–263). Beispiel hierfür sind die türkischstämmigen Menschen und deren Nachfahren, die in der Nachkriegszeit als »Gastarbeiter« nach Deutschland oder Österreich kamen. Die Diskussion, ob dieser Bevölkerungsgruppe Minderheitenrechte zugestanden werden soll oder nicht, wird kontrovers geführt (Lotto-Kusche 2022, S. 169). In letzter Zeit stellt sich auf nationaler und internationaler Ebene zunehmend auch die Frage, wie sogenannte »gesellschaftliche Minderheiten« – etwa homosexuelle oder queere Menschen – am besten Schutz und Anerkennung erfahren können. Neuere Theorieansätze wie die Forschungen zu »Intersektionalität« (aus dem Englischen »*intersection*« für »Schnittpunkt«, »Schnittmenge«) versuchen etwa, sich überschneidende und damit gegenseitig verstärkende Erfahrungen von Diskriminierungen zu beschreiben. Der Begriff kommt aus dem US-amerikanischen Rechtswesen der 1980er-Jahre und wurde von der afroamerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw geprägt (Crenshaw 2019). Seine Ursprünge gehen allerdings viel weiter zurück, nämlich auf den afroamerikanischen Feminismus der 1930er-Jahre, als schwarze Frauen nicht nur die Marginalisierung aufgrund ihrer Hautfarbe, sondern auch aufgrund ihres Geschlechts anprangerten. Sich überschneidende Diskriminierungserfahrungen gibt es zahlreiche, zum Beispiel unter wirtschaftlichen, rassistischen, religiösen oder sozialen Vorzeichen: Sie können jemanden betreffen, der in ein anderes Land geflohen ist, eine Behinderung aufweist und von Obdachlosigkeit bedroht ist (Marten/Walgenbach 2017). Es muss bei sich überschneidenden Diversitätsdimensionen jedoch nicht immer zu verstärkter Diskriminierung kommen. Beim intersektionalen Minderheitenbegriff geht es eher darum, dass die betroffene Person einen spezifischen Punkt in der Gesellschaft einnimmt, der auch von der bestehenden Anti-Diskriminierungsgesetzgebung nicht erfasst werden kann, obwohl die verschiedenen Diversitätsmerkmale miteinander interagieren. Der schon erwähnte UN-Sonderberichterstatter in Minderheitenfragen a.D., de Varennes, hat übrigens 2019 eine neue Minderheitendefinition vorgeschlagen, die gegenüber »neuen Minderheiten« inklusiv ist.⁶

Eines lässt die Beschäftigung mit der Begriffs- und Ideengeschichte von »Minderheit« ganz deutlich erkennen: Sie lehrt uns viel über die rechtliche und gesellschaftliche Situation von Minderheiten in ihrer Zeit und damit, indirekt, auch über die Normen und Vorstellungswelten der Mehrheitsgesellschaft (Grafton 2006; Kosselleck 1979). Erfahren zahlenmäßige Minderheiten etwa eine gewisse Privilegie-

6 »An ethnic, religious, or linguistic minority is any group of persons which constitutes less than half of the population in the entire territory of a State whose members share common characteristics of culture, religion or language, or a combination of any of these. A person can freely belong to an ethnic, religious, or linguistic minority without any requirement of citizenship, residence, official recognition or any other status.«, s. de Varennes (2019), S. 18.

rung (als Wirtschafts- oder Funktionseleiten beispielsweise)⁷ oder wurden sie diskriminiert und marginalisiert (wenn ja, aus welchen Gründen)?

Diese Ausführungen mögen genügen, um zu zeigen, welch starkes Politikum »Minderheiten« auch in unseren Tagen noch sind. Das heutige Ringen um eine einheitliche Definition, was denn nun unter einer Minderheit zu verstehen sei – religiös, sprachlich, ethnisch, national, geflüchtet, gesellschaftlich, sexuell usf. – begegnet uns *mutatis mutandis* schon zu Zeiten der Minderheitenkommission des Völkerbundes in den 1920er-Jahren. Damals erkennen wir erstaunliche Ähnlichkeiten zu der bereits skizzierten aktuellen Lage: Regierungen in Mittel- und Osteuropa, die Kritik seitens des Genfer Völkerbundes an ihrer Minderheitenpolitik als Eingriff in die staatliche Souveränität ablehnen, während westeuropäische Länder davon verschont blieben – und jene diese Ungleichbehandlung als Doppelmoral brandmarken; Streitfälle darüber, was einer Minderheit an Rechten zusteht, ob ihre auf dem Papier verbrieften Rechte denn auch verwirklicht werden; unterschiedliche Kategorien von Minderheiten und die Herausforderung, dieser kategorialen Komplexität gerecht zu werden. Es lohnt daher, die Geschichte des Begriffes in seiner *longue durée* näher zu betrachten. Ziel der folgenden Ausführungen ist es also, den Begriff »Minderheit«, seine verschiedenen Lesarten und Verständnisse in einen historischen Kontext einzuordnen, der von der Vormoderne bis heute reicht.

»Minderheiten« in der europäischen Vormoderne

»Minderheit« kommt vom Mittellateinischen »minoritas« sowie vom Altfranzösischen »minorité« (Onions 1966, S. 578). Im 15. Jahrhundert bezog sich der Begriff auf das nicht volljährige Alter einer Person (»Zustand der Minderjährigkeit«). Später, ab dem 18. Jahrhundert, auf eine Menge oder Anzahl, wie die Wortwurzel »minor« (»kleiner«, »geringer«) erkennen lässt: »Zustand oder Bedingung, kleiner zu sein« (Onions 1966; Grimm2023). Dieser »mindere Status« hat eine doppelte Bedeutung: Er bezieht sich einerseits auf die zahlenmäßige Größe einer Gruppe (wie bei Capotorti), die sich von einer anderen, meist dominanteren Gruppe innerhalb eines Herrschaftsgebietes unterscheidet; und andererseits auf den sozial minderen Status, der seitens der Mehrheitsgesellschaft zu Diskriminierung führen kann.

In der Literatur wird die Frage, wie und ob man überhaupt historische Minderheiten methodisch fassen kann, kontrovers diskutiert. Häufig wird auf das Problem der geringen Trennschärfe verwiesen, da »jede irgendwie benachteiligte Sozialgruppe [...] als Minderheit bezeichnet werden kann« (Rürup 1985, S. 36f; Lotto-Ku-

7 Man denke an die in Folge französischer Kolonialpolitik in Westafrika angesiedelte libanesische Minderheit oder die chinesischen Minderheiten in Südostasien (»Huaqiao« – »Auslandschinesen«).

sche 2022, S. 163). Ist also nur der formelle oder informelle »mindere Rechtsstatut« einer Gruppe die ausschlaggebende Kategorie? Oder müssen vielmehr Merkmale hinzukommen, »die eine Gruppe deutlich als andersartig und fremd erscheinen lassen und sich zum Beispiel in einer eigenen Religion, einer eigenen Sprache und/oder Kultur oder Ähnlichem äußern« (Jersch-Wenzel 1986)? Hinzu kommt das methodische Problem, bis zu welchem Grad sich moderne Vorstellungen sozialer Phänomene (hier von »Minderheit«) auf die Vergangenheit rückprojizieren lassen, und die Frage, mit welchen geschichtswissenschaftlichen Konzepten man überhaupt die Vergangenheit sinnvoll befragen kann (Koselleck 1979; Koselleck 1988). Sprache oder kulturell-ethnische Zugehörigkeit waren im Mittelalter oder der Frühen Neuzeit nur ein Kriterium der gegenseitigen Abgrenzung, daneben gab es noch andere, in manchen Zeiten teils bedeutendere Marker wie die Zugehörigkeit zu einer Religion, einem Dorfverband, zu einem Stand (Adel, Klerus, Bauern, so die als ideal gedachte funktionale Dreiteilung im Ständeschema), einer Gilde oder zu anderen Korporationen (Oexle 1988). Mittelalterliche Herrschaftsverbände konnten im Übrigen mehrere Sprachgruppen aufweisen, ohne dass es notwendigerweise zu ethnischen Homogenisierungsversuchen durch eine Zentralgewalt gekommen wäre, man denke etwa an das Normannische Reich in Süditalien (Vieyetz 1999, S. 13f) – oder auch an das historische Tirol. Würde man moderne Kriterien auf die Vergangenheit anwenden, so ließen sich in der europäischen Vormoderne einige »Minderheiten« ausfindig machen: Die religiöse und soziale Minderheit der Juden inmitten einer christlichen Mehrheitsgesellschaft (Cluse 2004; Takezawa 2020); sozial und wirtschaftlich marginalisierte Menschen, an den sogenannten »Rändern der Gesellschaft« (»herrenloses Volk«, Sinti und Roma, »Rotwelsche«, »Jenische«, Bettler und Kriminalisierte, Prostituierte) (Shahar 2007), konfessionelle Minderheiten in der Frühen Neuzeit, etwa die Hugenotten in Frankreich oder Menschen, die im Zuge der europäischen Expansion in die Hauptstädte des Kontinents kamen (Skaven, »Hofmohren«). Einen gewissen »Minderheitenschutz« *avant la lettre* – vor allem vor Verfolgung und Diskriminierung und weniger, um dieselbe Freiheit und Gleichheit für Minderheiten analog zur Mehrheit zu schaffen – erhielten aus den genannten Gruppen in der europäischen Vormoderne nur religiöse Minderheiten. Dies betraf zum Beispiel die jüdische Minderheit (Rist 2012; Haverkamp 2012), und diese religiöse Toleranz erfuhren sie auch nur unter bestimmten, stets prekären Voraussetzungen.

Über einen umfassenden Schutz von religiösen Minderheiten debattierte man zum ersten Mal in Folge der europäischen Religionskriege nach 1517: das Toleranzedikt von Nantes von 1598, das den Hugenotten in Frankreich gewisse religiöse Freiheiten einräumte und bis 1685 Bestand hatte; die Verträge von Münster und Osnabrück im Rahmen des Westfälischen Friedens von 1648. In diesen Verträgen ging es um die Sicherung des Friedens auf »internationaler« Ebene, aber auch – ein Novum! – um die ausdrückliche Anerkennung des Rechts religiöser Minderheiten

innerhalb eines Staates, ihre Religion frei zu praktizieren, öffentlich zu bestimmten Zeiten und privat nach Belieben (Cârstocea 2013, S. 31). Fragen, die »Minderheiten« betrafen, erwachsen meist genau in dem Moment, als sich der frühneuzeitliche Staat territorial vergrößerte oder verkleinerte, etwa, wenn Ländereien mit Katholiken respektive Protestanten einem anderen Herrschaftsverband einverleibt wurden (Preece 1998, S. 56). Auf eine wichtige Tatsache gilt es hierbei hinzuweisen: In den Genuss von »Minderheitenrechten« kamen nicht automatisch alle Mitglieder derselben Religionsgemeinschaft, die bereits Untertanen des Souveräns waren, der das neue Gebiet erhielt – etwa *alle* Lutheraner in einem katholischen Herrschaftsbereich. Die neuen Rechte erhielten, um beim Beispiel zu bleiben, nur jene Lutheraner die sich aufgrund der räumlichen Umverteilung ihres Wohnraumes unter einer neuen, fremdkonfessionellen Herrschaft wiederfanden (Preece 1998, S. 56). Daraus folgt auch, dass die genannten Rechte nicht allgemeingültig waren, sondern in der moralischen Verantwortung des Souveräns lagen, der seine politische Legitimität aus göttlichem Recht bezog und eine besondere Beziehung zu seinen religionsgleichen Untertanen unterhielt.

Dies änderte sich im Zuge der Ideen der Aufklärung, die sich in den Umwälzungen der Amerikanischen (1776) und Französischen Revolution (1789) manifestierten. Die Rechte einer Person ergaben sich nun nicht mehr aus ihrem Stand, sondern waren universell begründet. Diese sogenannten natürlichen Rechte – deren Schutz bereits politische Philosophen wie John Locke und Montesquieu im sogenannten »Gesellschaftsvertrag« diskutierten – wurden 1789 und in den folgenden Jahren von den Individuen auf die Nationen übertragen. In der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte vom August 1789 heißt es, dass das »Prinzip aller Souveränität im Wesentlichen in der Nation liegt« (Artikel 3: »Le principe de toute souveraineté réside essentiellement dans la nation«) (Cârstocea 2013, S. 31f). Die Nation und der Nationalstaat werden uns noch gleich beschäftigen. Um 1789 erhielt der Begriff »Minderheit« auch die Konnotation (»der kleinere Teil einer beliebigen Gesamtzahl von Personen«), die wir in unserem heutigen politischen Kontext noch immer kennen – als »politische Minderheit«, etwa innerhalb eines Parlamentes oder Verbandes (Killian 1996, S. 19). Das Konzept der »Minderheit« in unserem modernen Sinne – als eines Teils einer Bevölkerung, der sich in einigen Merkmalen von der übrigen Bevölkerung unterscheidet und oft einer unterschiedlichen Behandlung unterworfen ist – entstand erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Die Teilungen Polens (1772, 1793, 1795), die Neufestlegung der Grenzen in den Koalitionskriegen Napoleons (1792–1815) und die Wiederherstellung der vornapoleonischen Staatenordnung nach 1815 ließen polnische Minderheiten in Preußen, Russland und Österreich entstehen. Auf dem Wiener Kongress von 1815, der das Ziel verfolgte, das Machtgleichgewicht im postnapoleonischen Europa wiederherzustellen, wurde die Möglichkeit einer nationalen politischen Vertretung für diese ethnischen Gruppen erörtert (Viefhaus 1960, S. 47). Zum ersten Mal wurden bürgerliche und politische Rechte, und nicht nur religiöse

Freiheiten, für Minderheitengruppen garantiert, deren Heimatgebiete territoriale Grenzverschiebungen erfuhren (Preece 1998, S. 60).

Zu den religiösen, ethnischen und sprachlichen Minderheiten traten im Europa des 19. Jahrhunderts die »nationalen Minderheiten« hinzu, die eng mit der Entstehung von Nationalstaaten verbunden sind. An dieser Stelle soll kurz das Konzept des »Nationalismus« im Hinblick auf unsere Fragestellung erläutert werden. Unter den unzähligen, sich ähnelnden Definitionen kann Nationalismus nach der »Stanford Encyclopedia of Philosophy« beschrieben werden als (1) die Gefühle von Zuneigung und Stolz, die Menschen für ihr eigenes Land empfinden, und (2) das Streben nach politischer Unabhängigkeit (Selbstbestimmung) von Menschen, die sich historisch oder kulturell als eine separate Gruppe innerhalb eines Landes fühlen (Miscevic 2023). Die Hauptidee des Nationalismus war und ist die Vereinheitlichung oder Homogenisierung von Menschen gleicher »Rasse«, Sprache, Kultur, Geschichte o.Ä. Daher räumen nationalistische Bewegungen bis heute diesen Charakteristika bzw. Zuschreibungskategorien großes Gewicht ein, stets auch, um sich von anderen Nationen abzugrenzen. Immer präsent war dabei die »Konstruktion« einer exklusiven und homogenen Gemeinschaft im Wettbewerb mit anderen »vorgestellten Gemeinschaften« (»imagined communities«, wie der amerikanische Politikwissenschaftler Benedict Anderson die Erfindung kollektiver Entitäten im englischen Original beschreibt) (Anderson 1983).

Die normative Vorstellung, dass Nationalstaaten möglichst ethnisch homogen gestaltet sein sollen, evozierte neue Konflikte. Bis in das frühe 20. Jahrhundert hinein war die ethnische Verfasstheit Europas äußerst heterogen: Neben den großen Vielvölkerreichen wie der Habsburgermonarchie oder dem Russischen Zarenreich, die aus einer Vielzahl sprachlicher, kultureller oder religiöser Gruppen bestanden, gab es in fast jedem europäischen Nationalstaat Minderheiten (oder in der damaligen Diktion: »Nationalitäten« und »Volksgruppen«), die nicht zur staatstragenden nationalen Mehrheit gehörten. In manchen dieser Staaten gab es Vorformen und frühe Ansätze von Minderheitenschutz, die in ihrer Umsetzung jedoch oft an der politischen Praxis scheiterten. So war zwar in Österreich-Ungarn das Prinzip der Gleichberechtigung der Nationalitäten grundsätzlich in der Verfassung festgeschrieben, dennoch konnten nicht alle Sprachgruppen gleichermaßen an der politischen und ökonomischen Macht teilhaben. Die Vorstellung nationaler Homogenität, gepaart mit der Unzufriedenheit über den ethnischen Status quo, ließen Sezessionswünsche schnell wachsen. Staatliche Stellen im Habsburgerreich, aber auch Intellektuelle wie die Sozialdemokraten Karl Renner und Otto Bauer, suchten nach Lösungen, um Ordnungen für die nationale Heterogenität ohne Grenzverschiebungen zu finden. Die Überlegungen und Versuche, einen ethnischen Ausgleich innerhalb des Vielvölkerreiches zu schaffen, kamen dabei heutigen Formen

nicht-territorialer Autonomie sehr nahe (Viefhaus 1960, S. 44f.).⁸ Dass diese Minderheiten darüber hinaus das Recht auf »Selbstbestimmung« in Anspruch nehmen dürfen – verstanden als starke Territorial-Autonomie (»innere Selbstbestimmung«) innerhalb eines Staatsverbandes oder als Sezessionsabsicht (»externe Selbstbestimmung«), teils unterstützt von anderen, ethnisch verwandten Nationalstaaten – wurde seit den 1860er-Jahren immer stärker unter radikalen und liberalen Nationalisten in West- und Osteuropa diskutiert (Fisch 2010, S. 133f.). Das »Selbstbestimmungsrecht der Völker« galt im politischen Diskurs dabei aber lange nur als prestigereiches Schlagwort, das oft als Rechtfertigung für Sezession und Unabhängigkeit verwendet wurde. In der Wirkung als Propagandawaffe übertrumpfte es alle anderen (wirtschaftlichen oder politischen) Kriterien (Viefhaus 1960, S. 44f.). Rechtlich relevant wurde es erst für die Zeit nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, die eine Neubestimmung des Minderheitenbegriffs sah und der wir uns in Folge zuwenden möchten.

Was ist eine »Minderheit« – seit 1919?

Einer der Hauptgründe für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges war der europäische Nationalitätenstreit, der, wie erwähnt, auf das 19. Jahrhundert zurückging. So verwundert es nicht, dass bereits während der ersten Kriegsjahre beide Kriegslager, die Alliierten und die Mittelmächte, ähnliche Ziele für die Zeit *nach* dem Krieg formulierten – das Selbstbestimmungsrecht der Völker (Hilpold 2006, S. 156). Tatsächlich kam diesem Leitgedanken nach 1918 eine prominente Rolle zu, nicht zuletzt durch das Betreiben des US-amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson, der in seinen berühmten Vierzehn Punkten den amerikanischen Ansatz zum Friedensprozess formulierte (Cârstocea 2013, S. 37). Obgleich in den Vierzehn Punkten nicht genannt, warb Wilson im Umfeld der Friedenskonferenz prominent für das Recht auf Selbstbestimmung der Völker.

Rasch sollte sich jedoch herausstellen, dass dieses – idealistische – Prinzip nicht durchgängig und konsequent umgesetzt wurde, und wenn, dann oft auf Kosten der besiegten Mittelmächte (Fink 2006, S. 154; Lynch 2002, S. 420f.). Hätte man das Selbstbestimmungsrecht etwa zugunsten Deutschlands angewandt, hätte man dem Verlierer des Ersten Weltkrieges entgegen seiner tatsächlichen Position noch territoriale und machtpolitische Zugeständnisse gegeben, die den Interessen der Siegermächte zuwiderliefen. Bei der Praxis der neuen Grenzziehung spielten also vielmehr macht-, real- oder sicherheitspolitische Fragen sowie strategische, wirtschaftliche und historische Aspekte eine Rolle (Fisch 2010, S. 182f.). Der Historiker

8 »Nicht-territoriale Autonomie« verstanden als Kollektivrecht für eine Minderheit, die im gesamten Gebiet eines Staates siedelt und nicht nur innerhalb eines bestimmten Territoriums.

Jörg Fisch nannte das Selbstbestimmungsrecht einmal das »Recht des Schwächeren«: Man nimmt es sich nicht, sondern es wird einem von anderen gewährt (Fisch 2010, S. 269ff.).

Die politische Karte Europas veränderte sich nach 1918 fundamental. Das Ende des Krieges brachte nicht nur die Niederlage des Deutschen Kaiserreiches, der Österreichisch-Ungarischen Doppelmonarchie, des Osmanischen Reiches und Bulgariens mit sich, sondern auch deren Auflösung bzw. Umwandlung. Dem Kollaps der multinationalen Reiche folgte die Entstehung zahlreicher neuer, kleinerer Nationalstaaten (Polen, Tschechoslowakei, Albanien, Finnland, Estland, Lettland, Litauen) oder die erhebliche Vergrößerung schon bestehender Staaten (Jugoslawien, Griechenland und Rumänien) auf Kosten der besiegten Mittelmächte (Cârstocea 2013, S. 37–38).

Obwohl bei der Neuordnung des Staatensystems teilweise versucht wurde, den verschiedenen Nationalitäten und Ethnien in Europa gerecht zu werden, gelang dies aus den oben genannten Gründen nicht immer. Zum einen standen die Interessen der Siegermächte im Wege, etwa im Falle Südtirols, das die Alliierten zusammen mit dem Trentino und anderen österreichisch-ungarischen Territorien im Londoner Geheimvertrag 1915 Italien versprochen hatten (Alcock 1996, S. 65–67, Münkler 2022, S. 356f.). Zum anderen war die ethnische Situation in manchen Teilen Europas zu komplex und durchmischt, um sie nach klaren Linien zu teilen (Preece 1998, S. 67f.). Im multiethnischen Osteuropa, das nach 1918 durch zahlreiche interne Bürgerkriege und Kriege gegen das revolutionäre sowjetische Russland erschüttert wurde, gelang es zum Beispiel bei Weitem nicht allen ethnischen Gruppen, einen unabhängigen Nationalstaat zu errichten. Das war etwa bei den Ruthenen, den Belarussen und Ukrainern der Fall (Cârstocea 2013, S. 37).

Die Zahl der Minderheiten nahm insgesamt zu, wenn man sie in jedem neuen Staat gesondert zählte (dies war eine Folge der Zunahme der Gesamtzahl der Staaten insgesamt), während die Zahl der Menschen in Europa, die einer Minderheitenposition angehörten, zurückging (Marko et al. 2019, S. 33ff.). 1918 galt nur einer von vier Einwohnern eines Staates als Angehöriger einer sprachlichen oder religiösen Minderheit. Im Gegensatz dazu hatte das Verhältnis 1914 noch bei eins zu zwei gelegen. In der Zwischenkriegszeit gehörten 25–35 Millionen Menschen einer nationalen Minderheit an, von denen 25 Millionen in Mittel- und Osteuropa lebten (Marko et al. 2019, S. 33ff.).

Ein weiterer Faktor war von Bedeutung: Alle jetzt gegründeten Staaten waren vom Anspruch her Nationalstaaten. Das heißt, dass sich nationale Minderheiten anderen dominanten Nationalitäten in multi-nationalen Staaten gegenüber sahen, was etwa bei der Tschechoslowakei (Deutsche und Slowaken gegenüber Tschechen) oder in Jugoslawien der Fall war (Kroaten und Slowenen gegenüber den Serben) (Marko et al. 2019, S. 37–38). Die Nachkriegsordnung beinhaltete also ein Paradox: Wiewohl das Ziel verfolgt wurde, mehr ethnische Homogenität zu schaffen, repro-

duzierten die kleineren Nachfolgestaaten im Kleinen dieselben Muster ethnischer und kultureller Vielfalt, die die Vielvölkerreiche vor dem Krieg kennzeichneten. Je ausschließlicher Grenzen nach Gesichtspunkten der Selbstbestimmung gezogen wurden, desto wichtiger und folgenreicher wurde die Eigenschaft, zu einer bestimmten Nationalität zu gehören (Fisch 2010, S. 183f.).

Eine mögliche Quelle zukünftiger Konflikte lag in genau diesem Primat der »Zugehörigkeit« begründet: im gesteigerten Bewusstsein, als ethnische Gruppe einer anderen, dominanten Staatsnationalität gegenüberzustehen – d.h. selbst in einer Minderheitenposition zu sein (Fisch 2010, S. 183f.). Die Sieger des Ersten Weltkrieges waren sich dieser Problematik bewusst, gerade auch, weil sie in vielen Fällen gar nicht erst versucht hatten, Grenzen zu ziehen, die dem Selbstbestimmungsgedanken möglichst angemessen waren. In dieser Erkenntnis ist der Versuch zu sehen, jenen Minderheiten einen speziell geschützten Status und damit einen Mindeststandard an Rechten zuzuerkennen, die sie vor Übergriffen vonseiten der Mehrheit schützen und ihnen die Bewahrung ihrer Kultur und Identität ermöglichen sollte (Hilpold 2010, S. 157f.). Das Minderheitenschutzsystem, das in Folge eine gewisse Einheitlichkeit unter dem Völkerbund erlangte, sollte aber vor allem der Stabilität und Sicherheit des europäischen Staatensystems als Ganzes zugutekommen und nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges eine befriedende Wirkung entfalten (in Bezug auf zahlenmäßig »starke Minderheiten«, die das Potenzial hatten, die Staaten, in denen sie lebten, durch die Forderung nach mehr nationaler Autonomie oder Unabhängigkeit zu destabilisieren) (Hilpold 2010, S. 157f.).

Auf der Pariser Friedenskonferenz wurde kein *allgemeines* System der Minderheitenrechte oder des Minderheitenschutzes für *alle* Staaten oder Minderheiten ins Auge gefasst (Spiliopoulou Åkermark 2009, S. 196). Das Vertragswerk enthielt keine Erwähnung von Minderheiten oder deren Schutz. Der Minderheitenschutz hatte vielmehr einen besonderen und begrenzten Charakter, d.h. er galt für jedes Land separat. Einige Staaten, wie Frankreich oder Italien, erwähnten Minderheitenfragen zum Beispiel überhaupt nicht (Spiliopoulou Åkermark 2009, S. 196.). Die westeuropäischen Mächte sahen sich mit zunehmender Uneinigkeit und wachsenden nationalen Bewegungen innerhalb ihrer eigenen Grenzen oder Kolonien konfrontiert⁹ und waren deshalb insgesamt zögerlich, dieselben – aufoktroierten – Minderheitenrechte wie in den Nachfolgestaaten der Mittelmächte anzuwenden. Diese frühe Ungleichbehandlung oder »Doppelstandards« führten letztlich zum Scheitern des Völkerbundes in Minderheitenfragen (Cârstocea 2013, S. 41–42; Spiliopoulou Åkermark 2009, S. 197.).

Der vorhin genannte Rahmen stützt sich auf vier rechtsverbindliche Dokumente (Marko et al. (2019), S. 72):

9 Um nur einige zu nennen: Irland, Wales, Schottland, Flandern, Elsass, Katalonien, Baskenland, Ägypten und Indien.

- die Pariser Friedensverträge (Versailles, Saint-Germain-en-Laye, Neuilly-sur-Seine, Trianon, Sèvres)
- Parallelverträge zwischen den alliierten Mächten und Polen, der Tschechoslowakei, Jugoslawien, Rumänien und Griechenland
- Sonderverträge über bestimmte Gebiete, die die in der Freien Stadt Danzig, auf den Åland-Inseln in Finnland, in Oberschlesien und im Memelgebiet in Ostpreußen lebenden Minderheiten betreffen; und einseitige Erklärungen von Albanien (1921), Litauen (1922), Estland und Lettland (1923) und Irak (1932). (Fisch 2010, S. 184.)

Im Rahmen dieser Verträge und Dokumente wurden den Vertretern der anerkannten Minderheiten eine Reihe von Rechten gewährt. Dazu gehörten die volle Gleichberechtigung bei den bürgerlichen und politischen Rechten, das Recht auf Grundschulbildung in ihrer Muttersprache, die Freiheit des Unterrichts in der Minderheitensprache und die finanzielle Unterstützung für die Pflege ihrer eigenen Kultur und Sprache. Viele dieser Verträge hatten in den jeweiligen Ländern verfassungsrechtlichen Rang (Marko et al. 2019, S. 72).

Minderheitenfragen waren gleichzeitig Gegenstand der internationalen Konfliktlösung. Die neu geschaffene »internationale Gemeinschaft«, d.h. die multilateralen Organisationen des Völkerbundes wie der Ständige Internationale Gerichtshof, konnte als Überwacher der Minderheitenregime auftreten (Spiliopoulou Åkermark 2009, S. 197). Trotz der Tatsache, dass die Grundlage des Modells bilateral oder multilateral war, stellte diese »Internationalisierung« eine Neuerung in den internationalen Beziehungen dar – der Völkerbund war, mit all seinen Einschränkungen, theoretisch ein Garant für die Durchsetzung von Minderheitenrechten (Spiliopoulou Åkermark 2009, S. 197).

Wie sah dieser Begriff der Minderheit, den wir in diesen Verträgen finden, aus? Der Begriff »Minderheit« wurde im Rahmen des Völkerrechts zum ersten Mal 1919 verwendet und taucht in internationalen Rechtsdokumenten erst in den sogenannten »Minderheitenverträgen« im Umfeld der Pariser Friedensverträge von 1919 auf (Liebich 2008, S. 245). Die Verträge enthalten keine genaue Definition des Begriffs »Minderheit« an sich, sondern verweisen lediglich auf »Personen, die »rassisch«-ethnischen, religiösen oder sprachlichen Minderheiten angehören« – Kriterien, die als »objektiv« bezeichnet wurden (Preece 1998, S. 15). Der Begriff »Minderheit« wurde in einem zahlenmäßigen Sinne verstanden, d.h. als eine Gruppe, die kleiner ist als eine größere Gruppe und sich von dieser durch die oben genannten Merkmale unterscheidet. Die Frage, wer zu einer Minderheit gehörte, wurde zunächst mit objektiven »Fakten« wie der Geografie und Geschichte einer Region, in der die Minderheit lebte, beantwortet. Später kam zu diesen »objektiven« Fakten eine subjektive Komponente hinzu, zum Beispiel der Passus »durch diese Identität der Ethnie, der Religion, der Sprache und der Traditionen in einem Gefühl der Solidarität ver-

eint« (Preece 1998, S. 15).¹⁰ Es ist bemerkenswert, dass es bewusst vermieden wurde, von »nationalen Minderheiten« zu sprechen, um separatistischen Bewegungen keinen Vorschub zu leisten. Außerdem wird seit der offiziellen Einführung des Begriffs üblicherweise von »Personen, die...« oder »Personen, die sich von...unterscheiden«, gesprochen, wodurch ein direkter Bezug auf die kollektive Bezeichnung »Minderheiten« vermieden wird (Liebich 2008, S. 245). Es mag verwundern, warum sich der Völkerbund nicht um eine genauere Definition bemüht hat. Betrachtet man die bisher aufgeführten Entwicklungen und Hintergründe, die zur Entstehung des Völkerbundes geführt haben, so könnte eine Erklärung wie folgt lauten: Der Völkerbund als Organisation befasste sich nicht mit der allgemeinen Minderheitenproblematik, sondern mit den besonderen Problemen einzelner Minderheiten in einigen Staaten Mittel- und Osteuropas. Diese Probleme waren eine direkte Folge der territorialen Entscheidungen der Pariser Friedenskonferenz. Das Minderheitensystem des Völkerbundes wurde genau für diese betroffenen Minderheiten geschaffen und in den verschiedenen Verträgen aufgezählt. Aus diesem Grund bestand keine Notwendigkeit, die aufgeführten Minderheitenbegriffe zu präzisieren oder über bestimmte Grundzüge hinaus zu definieren (Preece 1998, S. 17).

»Minderheiten« nach 1945 aus der Perspektive internationalen Rechts

Der Begriff »Minderheit« im modernen Sinn tauchte also erstmals im Kontext des Völkerrechts und der Pariser Friedensverträge des Jahres 1919 auf. Der rechtliche Neologismus wurde jedoch nicht von einer präzisen Definition des Begriffs oder einer vertieften Diskussion darüber begleitet, was präzise damit gemeint sein könnte. Vielmehr beschränkte man sich darauf, dem Begriff die Adjektive »rassisch, religiös oder sprachlich« hinzuzufügen, und vermied es, den Ausdruck »nationale Minderheit« in offiziellen Dokumenten zu verwenden. Der Grund dafür lag im Minderheitenschutzsystem des Völkerbundes: Aus sehr unterschiedlichen Motiven bestand keine Absicht, ein umfassendes, allgemein gültiges Rechtssystem zu schaffen, das für alle Staaten der Welt verbindlich sein und den Schutz von Minderheiten vorsehen könnte. Das System umfasste nur diejenigen Staaten, die in einer Reihe von bilateralen oder multilateralen Verträgen im Zusammenhang mit oder als Ergebnis der Pariser Friedensverträge benannt wurden.

Die relative Bedeutung, die Minderheiten und ihrem rechtlichen Konzept in der Zwischenkriegszeit beigemessen wurde, endete spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg. »Minderheiten« und die Idee der Selbstbestimmung waren als Konzepte durch Hitlers missbräuchliche Indienstnahme in der Sudeten- und Polenfrage fürs Erste desavouiert. Gleichwohl nahmen wichtige internationale Resolutionen

10 Das Zitat stammt von 1930 aus der Definition des Ständigen Internationalen Gerichtshofs.

und rechtlichen Bestimmungen immer wieder Bezug auf Minderheiten: 1948 die Erklärung der Menschenrechte, die Europäische Menschenrechtskonvention von 1950 bzw. 1953 und – bis heute die wohl wichtigste Minderheitenschutzbestimmung – der 1966 verabschiedete und 1976 in Kraft getretene Pakt über bürgerliche und politische Rechte. In Folge definierte 1977 der eingangs genannte UN-Sonderberichterstatler Francesco Capotorti die bis heute so oft zitierte, gleichwohl nicht bindende Minderheitendefinition, die deutliche Anleihen an ältere Definitionsversuche aus der Zeit des Völkerbundes nimmt.

Wie erwähnt, erlangte in den 1970er- und 1980er-Jahren die akademische und praktische Beschäftigung mit »Minderheitenrechten« wieder größere Relevanz. Spätestens mit dem Ende des Ost-West-Konflikts 1989/90, als zahlreiche ethnische Minderheiten in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion entstanden und es in Folge zu gewalttätigen Konflikten kam, so etwa in Jugoslawien, wurden wissenschaftliche Kompetenzen benötigt, um den neu auftretenden Komplexitäten intellektuell zu begegnen (Boden 1993; Pritchard 2001). Als Südtiroler Beispiel mag der »Fachbereich ethnische Minderheiten und regionale Autonomien« dienen, der 1994 an der Europäischen Akademie Bozen – heute *Eurac Research* – gegründet wurde. Aus diesem Fachbereich sind die beiden heutigen Institute zu Minderheitenrecht und Vergleichende Föderalismusforschung sowie das 2020 gegründete *Center for Autonomy Experience* entstanden (Prackwieser 2022 b). Auch das 1996 gegründete *European Center for Minority Issues* (ECMI) in Flensburg im deutsch-dänischen Grenzgebiet sowie zahlreiche andere in jener Dekade ins Leben gerufene Einrichtungen und Lehrstühle in Europa und Nordamerika können hier angeführt werden.¹¹

Nachfolgeerklärungen internationaler Institutionen wie die UNO versuchten, weitere, neu identifizierte vulnerable Gruppen einzuschließen, zum Beispiel Kinder, Teenager oder ältere Menschen. Die 1992 erlassene Deklaration der Rechte von Angehörigen nationaler oder ethnischer, religiöser und sprachlicher Minderheiten – wiewohl ein wichtiger Meilenstein für den Schutz von Rechten »alter Minderheiten« – fasst die Definition, was nun Minderheiten-Gemeinschaften seien, zunächst ähnlich eng wie es der Ständige Internationale Gerichtshof in der Völkerbundzeit tat: »Rasse«, Religion, Sprache und kulturelle Traditionen. Die 2007 erlassene Deklaration der Rechte indigener Völker der UNO löste indigene Gruppen als Unterkategorie von »Minderheiten«, während 2006 ein Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen verabschiedet wurde (Weiss 2024, S. 3). International rechtlich bindende Konventionen über LGBTQ-Rechte gibt es gleichwohl bis heute nicht, was auch mit der Ablehnung von Ländern, die LGBTQ-feindlich eingestellt sind, zu tun hat. Resolutionen, Erklärungen und Mandate der Generalver-

11 Einige dieser Institute forschen mittlerweile vergleichend zu alten und neuen Minderheiten und Gruppen mit Migrationsgeschichte, vgl. Medda-Windischer/Membretti (2020) oder Tomaselli/Crepaz/Gruber (2024).

sammlung, des Menschenrechtsrats oder des Sicherheitsrats sind politisch stark, aber völkerrechtlich nicht verbindlich. Trotzdem tragen sie zur Entwicklung von »Soft Law« und internationaler Normbildung bei, was Druck auf Staaten aufbaut und langfristig den Weg für verbindliche Standards ebnen könnte.

Begriffsgeschichtlicher Ausblick: »Neue« und queere Minderheiten

Der Beitrag soll mit sechs Thesen zu alten und neuen Minderheiten und dem jüngsten Kapitel in der Geschichte des Minderheitenbegriffs beschlossen werden:

1. Das bislang vorgestellte – rechtliche – Paradigma von »nationaler« oder »ethnischer Minderheit« hätte ich als eines bezeichnet, das es seit dem 18. oder frühen 19. Jahrhundert gibt und nach wie vor stark in Europa zu verorten ist. Das Paradigma der »neuen Minderheiten« hängt wiederum eng mit der jüngeren Migrationsforschung in Europa und Nordamerika zusammen und wurde in Abgrenzung zu den »alten« ethnischen Minderheiten entworfen. Das jüngste – sozialwissenschaftliche und politische – Paradigma der (manchmal ebenfalls als »neu« bezeichneten) »gesellschaftlichen Minderheit« hat in den USA seinen Ursprung und wurde später in Europa rezipiert.
2. Die Genese eines gesellschaftlich-aktivistischen Minderheitenbegriffs (*expressis verbis*), der queere Menschen sowie Menschen mit Behinderung meint und auch Gender-Themen abbildet, hat sich demnach vor allem in Nordamerika der Nachkriegszeit vollzogen. Mit dieser Beobachtung will ich gleichwohl nicht die wichtige Rolle der intellektuellen Vordenker im Deutschland des Kaiserreichs und der Weimarer Republik, etwa jene Magnus Hirschfelds, bis zum Aufkommen der NS-Diktatur, unterschlagen (Gammerl 2023). Genauso wenig sollen zeitgleich in der Nachkriegszeit stattgefundenen Entwicklungen in Frankreich (Arcadie), Großbritannien (»Wolfenden-Report«) oder Skandinavien (Dänemark: »Forbundet af 1948«; Schweden: »Riksförbundet för homosexuellas frigörelse« oder Lars Ullerstams Buch »De erotiska minoriteterna« – »Die sexuellen Minderheiten« von 1964; Norwegen: Karen-Christine Friele) verschwiegen werden. Teils waren europäische Vordenker einflussreiche Ideengeber, z.B. für die amerikanische Soziologie. Der intellektuelle Austausch vollzog sich transnational. In den USA war man allerdings führend darin, queer-politische Forderungen explizit im Rahmen von »minority/Minderheit« politisch und juristisch zu denken.
3. Um dies genauer auszuführen: In den USA waren es vor allem die Schwarze Bürgerrechtsbewegung der 1960er-Jahre, die – trotz der erkennbaren Unterschiede zwischen sexueller und »Race«-Identität – als »ethnische Initiative« Vorbildfunktion für die Schwulen- und Lesbenbewegung besaß, vor allem in

Hinblick auf die Stärkung der eigenen kollektiven Identität, auf aktivistische Protesthandlungen und auf rechtlichen Schutz oder Gleichstellung (Saguy 2020, S. 12). Der Soziologe Steven Epstein beschrieb dies einmal so: »This ›ethnic‹ self-characterization by gays and lesbians [...] [permits] a form of group organizing that is particularly suited to the American experience, with its history of civil-rights struggles and ethnic-based, interest group-competition.« (Saguy 2020, S. 12). Analog beschreibt John D'Emilio (D'Emilio 1983) diese Art der Gemeinschaftsbildung am Beispiel des US-amerikanischen *Homophile Movement* zwischen 1940 und 1970, als LGBTQ-Menschen nicht nur für individuelle Rechte kämpften, sondern vielmehr »Gruppenrechte einer Minderheit« einforderten. Der ethnische Minderheitenbegriff diente hier als nützliches Rahmenwerk. Von dieser angestrebten Selbstbezeichnung als »Minderheit« (»minority«) distanzieren sich einige queere Gruppen später wieder, und bevorzugten den antihierarchischen und linksorientierten »Community«-Begriff (Saguy 2020, S. 15), andere hielten daran fest.

4. Neben den klassischen, »älteren« Minderheiten, die sich sprachlich, ethnisch oder religiös unterscheiden, traten also jüngere hinzu, die rechtliche Anerkennung als Minorität für sich fordern und zunehmend zum Gegenstand des kulturalanthropologischen Diskurses selbst werden. Der Minderheitenbegriff hat sich in seiner Bedeutung also erweitert. Heute interessiert weniger das numerisch-statistische Verhältnis des Mehr und Weniger von Gruppen, die man im alten Paradigma noch wiederfindet, sondern das Verhältnis von Norm und Macht: Wie werden Minderheiten gemacht, und wie läuft dieser Prozess ab? Wie werden Gruppen »minorisiert« – also systematisch seitens dominanter Gesellschaftsgruppen in kultureller, ökonomischer und politischer Hinsicht marginalisiert – oder erfahren »Othering«, also »Alterisierung« oder »Fremdmachung« (um zwei Schlagworte der aktuellen Minderheitenforschung zu verwenden)?
5. Erkenntnisfördernd ist ein intersektionaler Blick auf Minderheitensituationen, da so eine Perspektive alle Voraussetzungen für vielschichtige Minorisierungsprozesse (Gender, Kultur, Klasse, Sexualität, Religion, Alter, Behinderung, Migration, Sprache, Ethnie u. a. m.) in den Blick nimmt. Dieser Blick ist gerade für typische Regionen mit »alten Minderheiten« in ihrer Komplexität, wie es Südtirol ist, lohnend, sei es für die Gegenwart oder die Vergangenheit.¹²
6. Die Komplexität und Disparität des Begriffs »Minderheit« bleibt – analog zu den hier schwerpunktmäßig vorgestellten Bemühungen der Völkerbundszeit

12 Vgl. das am Institut für Minderheitenrecht der Eurac Research, Bozen, angesiedelte Projekt »EMiC – Empirische Intersektionalität in Minderheitenkontexten«: <https://www.eurac.edu/de/institutes-centers/institut-fuer-minderheitenrecht/projects/emic> (letzter Zugriff: 20.08.2025).

um Definitionslösungen – bestehen. Seine Semantik verändert sich weiterhin in Abhängigkeit von machtpolitischen Zeitläuften zwischen globalem Norden und Süden, zwischen westlich-liberalen und anderen Traditionssträngen, sowie von innergesellschaftlichen Entwicklungen zwischen »größerer« und »kleinerer«, dominanter und marginalisierter Gruppe. Die Verschiedenheiten betreffen allerdings nicht nur die terminologische Natur: Sie weisen auch institutionelle und rechtliche Implikationen in Bezug auf Anerkennung und Rechte von Minderheiten insgesamt auf.

Verwendete Literatur

- Alcock, A. E. (1996), ›Trentino and Tyrol: from Austrian Crownland to European Region‹, in: Seamus Dunn und T.G. Fraser (Hg.), *Europe and Ethnicity. The First World War and Contemporary Ethnic Conflict*, London/New York: Routledge, S. 65–84.
- Anderson, B. (1983), *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London/New York: Verso Books.
- Aydemir, N. und Vliegenthart, R. (2018), ›Public Discourse on Minorities: How Discursive Opportunities Shape Representative Patterns in the Netherlands and the UK‹, in: *Nationalities Papers* 46, 2, S. 237–251.
- Budabin, A. C. (2025), ››Defining Minority‹: Debates around Framing Strategies at the UN Forum on Minority Issues‹, *Peace Human Rights Governance*, 2025(AOF), S. 1–27.
- Boden, M. (1993), *Nationalitäten, Minderheiten und ethnische Konflikte in Europa. Ursprünge, Entwicklungen, Krisenherde. Ein Handbuch*, München: Olzog.
- Bricmont, J. (2005), *Imperialisme humanitaire. Droits de l'homme, droit d'ingérence, droit du plus fort?*, Brüssel: Lux.
- Capotorti, F. (1979), *Study on the rights of persons belonging to ethnic, religious and linguistic minorities*, Genf: Vereinte Nationen.
- Cârstocea, R. (2013), ›European History of Minority Relations‹, in: Tove H. Malloy (Hg.), *Minority Issues in Europe: Rights, Concepts, Policy*, Berlin: Frank Timme, S. 27–50.
- Cluse, C. (Hg.) (2004), *Europas Juden im Mittelalter. Beiträge des internationalen Symposiums in Speyer vom 20. bis 25. Oktober 2002*, Trier: Kliomedica.
- Constantini, C. (2022), ›Minderheiten brauchen endlich internationalen Schutz‹, in: <https://www.brennerbasisdemokratie.eu/?p=75226> (letzter Zugriff: 07.08.2024).
- Crenshaw, K. (2019), *On Intersectionality: Essential writings*, New York: The New Press.
- D'Emilio, J. (1983), *Sexual Politics, Sexual Communities: The Making of a Homosexual Minority in the United States, 1940–1970*, Chicago: University of Chicago Press.

- Farley, J. E. (2005), ›Minority‹, in: Maryanne Cline Horowitz (Hg.), *New Dictionary of the History of Ideas*, Bd. 4, Farmington Hills: Charles Scribner's Sons, S. 1461–1463.
- Fink, C. (1979), ›Stresemann's Minority Policies, 1924–29‹, in: *Journal of Contemporary History* 14, 3, S. 403–422.
- Fink, C. (2006), *Defending the Rights of Others: The Great Powers, the Jews, and International Minority Protection, 1878–1938*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Fisch, J. (2010), *Das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Die Domestizierung einer Illusion*, München: C.H. Beck.
- Gammerl, B. (2023), *Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute*, München: Hanser.
- Gürses, H. (2016), ›Minorisierung ohne Rechte Ein Essay über Volksgruppen, Eingewanderte und Minderheiten‹, in: *Stimme* 100, S. 8–11.
- Grafton, A. (2006), ›The History of Ideas: Precept and Practice, 1950–2000 and beyond‹, in: *Journal of the History of Ideas* 67, 1, S. 1–32.
- Grimm, J. und Grimm, W. (2023), *Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities*, Version 01/23: <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=M05069> (letzter Zugriff: 07.07.2025).
- Haverkamp, E. (2012), ›Jews in Christian Europe. Ashkenaz in the Middle Ages‹, in: Alan T. Levenson (Hg.), *The Wiley Blackwell History of Jews and Judaism*, Oxford: Wiley-Blackwell, S. 169–206.
- Hilpold, P. (2004), ›Neue Minderheiten im Völkerrecht und im Europarecht‹, in: *Archiv des Völkerrechts* 42, S. 80–110.
- Hilpold, P. (2006), ›Minderheitenschutz im Völkerbundsystem‹, in: Pan, C. und Sybille Pfeil, B. (Hg.), *Zur Entstehung des modernen Minderheitenschutzes in Europa. Handbuch der europäischen Volksgruppen*, Bd. 3, Wien/New York: Springer, S. 156–189.
- Hirschi, C. (2005), *Wettkampf der Nationen. Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*, Göttingen: Wallstein Verlag.
- Hofmann, R. (2017), ›Minderheitenschutz in Europa: Entwicklung und aktueller Stand‹, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Heft 11–12, S. 9–15.
- Jersch-Wenzel, S. (1986), ›Der »mindere Status« als historisches Problem. Überlegungen zur vergleichenden Minderheitenforschung‹, in: *Informationen der Historischen Kommission zu Berlin*, Beiheft 6, Berlin, S. 1–20.
- Killian, L. M. (1996), ›What or Who is a Minority?‹, in: *Michigan Sociological Review* 10, S. 18–31.
- Knudsen, A. (2009), ›Widening the Protection Gap: The ›Politics of Citizenship‹ for Palestinian Refugees in Lebanon‹, 1948–2008, in: *Journal of Refugee Studies* 22, 1, S. 51–73.
- Koselleck, R. (1979), *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*, Stuttgart: Klett-Cotta.

- Koselleck, R. (1988), *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Levrat, N. (2024 a), *Promoting Diversity on Minority Issues to strengthen the Universal Dimension of Human Rights. Report of the Special Rapporteur on Minority Issues*, United Nations General Assembly Human Rights Council: 55th Session, 06.02.2024.
- Levrat, N. (2024 b), Vortrag ›Report and Comments by the UN Special Rapporteur for Minorities‹ Eurac Research: Summer School on Human Rights, Ausgabe 2024: Minorities and Diversity Governance, Colonial legacies and diversity governance in a global perspective, https://summerschool.eurac.edu/wp-content/uploads/2024/08/summer_school_programme_24.pdf (letzter Zugriff: 07.08.2025).
- Liebig, A. (2008), ›Minority as Inferiority: Minority Rights in Historical Perspective‹, in: *Review of International Studies* 34, 2, S. 243–263.
- Lotto-Kusche, S. (2022), ›Randgruppen und Minderheiten – auf den Spuren einer innovativen und zugleich herausfordernden historischen Forschungsperspektive‹, in: Bohn R./ Weber J. (Hg.), *Wortmeldungen zur Zeit- und Regionalgeschichte. Festschrift für Uwe Danker*, Husum: Verlagsgruppe Husum, S. 160–169.
- Marko, J. und Stöckl, E., Harzland, B., Unger, H. (2019), ›The Historical-Sociological Foundations: State Formation and Nation Building in Europe and the Construction of the Identitarian Nation-Cum-State Paradigm‹, in: Marko, J. und Constantin S. (Hg.), *Human and Minority Rights Protection by Multiple Diversity Governance History. Law, Ideology and Politics in European Perspective*, London/New York: Routledge, S. 33–95.
- Marten, E. und Walgenbach, K. (2017), Eintrag ›Intersektionale Diskriminierung‹, in: Scherr, A. und El-Mafaalani, A., Yüksel, G. (Hg.), *Handbuch Diskriminierung. Springer Reference Sozialwissenschaften*, Wiesbaden: Springer VS, S. 157–171.
- Medda-Windischer, R. und Crepez, K. (2022), ›Fundamental rights and non-EU minorities: from an ambiguous concept to an integrated society?‹, in: Malloy, T. H./ Vizi, B. (Hg.), *Research Handbook on Minority Politics in the European Union*, Cheltenham: Elgar, S. 62–83.
- Medda-Windischer, R. und Membretti, A. (Hg.) (2020), *Migration Report*, Bozen.
- Mende, J. (2021), ›Are Human Rights Western – and Why Does it Matter? A Perspective from International Political Theory‹, in: *Journal of International Political Theory* 17, 1, S. 38–57.
- Mentgen, G. (1996), »Die Juden waren stets eine Randgruppe.« Über eine fragwürdige Prämisse der aktuellen Judenforschung‹, in: Burgard, F. und Cluse, C., Haverkamp, A. (Hg.), *Liber Amicorum necnon et amicarum für Alfred Heit. Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte und geschichtlichen Landeskunde*, Trier: Verlag Trierer Historische Forschungen, S. 393–411.
- Mentgen, G. (2001), ›Juden. Zwischen Koexistenz und Pogrom‹, in: Hergemoller, B.-U. (Hg.), *Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft. Ein Hand- und Studienbuch*, Warendorf: Fahlbusch Verlag, S. 335–387.

- Miscevic, N. (2023), ›Nationalism‹, in: Zalta, E. N./Nodelman, U. (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*, <https://plato.stanford.edu/archives/fall2023/entries/nationalism/>, Stanford: Stanford University (letzter Zugriff: 15.08.2025).
- Obermair H. und Prackwieser J. (Hg.) (2024), *John S. Stephens: Danger Zones. Eine Untersuchung zu nationalen Minderheiten in Europa*, Bozen: Edizione Alphabeta Verlag.
- Onions, C. T. (Hg.) (1966), *The Oxford Dictionary of English Etymology*, Oxford: Oxford University Press.
- Oexle, O. G. (1988), ›Die funktionale Dreiteilung als Deutungsschema der sozialen Wirklichkeit in der ständischen Gesellschaft des Mittelalters‹, in: Schulze, W. (Hg.): *Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität*, München: Oldenbourg, S. 19–51.
- Ozkirimli, U. (2010), *Theories of Nationalism. A critical introduction*, Basingstoke-New York: Bloomsbury Publishing.
- Pallaver, G. (2014), ›Südtirol studieren, um den Faschismus zu verstehen‹, in: Obermair, H. und Michielli, S. (Hg.), *Erinnerungskulturen des 20. Jahrhunderts im Vergleich – Culture della memoria del Novecento a confronto*, Bozen: Stadtarchiv Bozen, S. 55–63.
- Prackwieser, J. (2022 a), *The Concept of »Minority«: From the Paris Peace Treaties to the League of Nations (1919–1939)*, Unveröffentlichte Qualifizierungsarbeit, Åland Peace Institutes/Åland University for Applied Sciences.
- Prackwieser, J. (2022 b), *30 Jahre Minderheiten- und Autonomieforschung. Digitale Ausstellung*: <https://e-learning.eurac.edu/de/30-jahre-minderheiten-und-autonomie-studien> (letzter Zugriff: 10.08.2025).
- Pohl, W. und Heydemann, G. (Hg.) (2013), *Strategies of Identification. Ethnicity and Religion in Early Medieval Europe*, Turnhout: Brepols.
- Preece, J. J. (1998), *National Minorities and the European Nation-States System*, Oxford: Oxford University Press.
- Pritchard, S. (2001), *Der völkerrechtliche Minderheitenschutz. Historische und neuere Entwicklungen*, Tübingen: Duncker & Humblot.
- Rist, R. (2012), ›Power, Scapegoating, and the Marginalization of Jews in Western Europe in the High Middle Ages (Eleventh-Fourteenth Centuries)‹, in: Skoda, H. (Hg.), *A Companion to Crime and Deviance in the Middle Ages*, Amsterdam: Arc Humanities Press, S. 223–242.
- Rowling, J. K. (1997), *Harry Potter and the Philosopher's Stone*, London: Bloomsbury.
- Ruiz Vieytes, E. (1999), *The History of Legal Protection of Minorities in Europe (XVIIth-XXth Centuries)*, Derby: University of Derby.
- Rürup, R. (1985), ›Integration und Identität. Minderheiten und Minderheitenpolitik in der neueren Geschichte‹, in: Verband der Historiker Deutschlands (Hg.), *Bericht über die 35. Versammlung deutscher Historiker in Berlin. 03. Oktober bis 07. Oktober 1984*, Stuttgart: Ernst Klett.

- Scheuermann, M. (2000), *Minderheitenschutz contra Konfliktverhütung? Die Minderheitenpolitik des Völkerbundes in den zwanziger Jahren*, Marburg: Verlag Herder-Institut.
- Shahabuddin, M. (2023), ›Decolonising Minority Rights Discourse‹, in: *International Journal on Minority and Group Rights*, 30 (5), S. 931–979.
- Shahar, S. (2007), ›Religious Minorities, Vagabonds and Gypsies in Early Modern Europe‹, in: Stauber, R., and Vago, R. (Hg.), *The Roma – A Minority in Europe: Political and Social Perspectives*, Budapest: Central European University Press, S. 1–18.
- Sharma, A. (2006), *Are Human Rights Western? A Contribution to the Dialogue of Civilizations*, New Delhi: Oxford University Press.
- Spiliopoulou Åkermark, S. (2009), ›The Åland Islands Question in the League of Nations: The Ideal Minority Case?‹, in: *Redescriptions – Yearbook of Political Thought, Conceptual History and Feminist Theory* 13, S. 195–205.
- Takezawa, Y. (2020), ›Racialization and Discourses of »Privileges« in the Middle Ages: Jews, »Gypsies«, and Kawaramono‹, in: *Ethnic and Racial Studies* 43, S. 193–210.
- Tomaselli, A. und Crepaz, K., Gruber, M. (Hg.) (2024), *Gender Report*, Bozen.
- Toggenburg, G. und Rautz, G. (2010), *ABC des Minderheitenschutzes in Europa*, Köln/Weimar/Wien: UTB.
- Varennnes, F. d. (2019), *Effective Promotion of the Declaration on the Rights of Persons Belonging to National or Ethnic, Religious and Linguistic Minorities, Report of the Special Rapporteur on Minority Issues*, United Nations General Assembly: Seventy-fourth Session.
- Varennnes, F. d. (2022), ›The Bozen/Bolzano Annual Minority Rights Lecture: Is it Time for Legal Protection of the Human Rights of Minorities? A Critique of Current Gaps and Failures‹, Eurac Research, Bozen, <https://www.autonomyexperience.org/annual-minority-rights-lecture-2/> (letzter Zugriff: 07.08.2024).
- Viefhaus, E. (1960), *Die Minderheitenfrage und die Entstehung der Minderheitenschutzverträge auf der Pariser Friedenskonferenz 1919. Eine Studie zur Geschichte des Nationalitätenproblems im 19. und 20. Jahrhundert*, Würzburg: Holzner.
- Weiss, H. (2024), ›Cultures of Integration and Patterns of Exclusion. An Introduction‹, in: ders. (Hg.), *Minorities in Global History. Cultures of Integration and Patterns of Exclusion*, London: Bloomsbury Publishing, S. 1–18.

Coming-Out: Eine vergessene Geschichte des 20. Jahrhunderts

Christoffer Leber

Einleitung

Es war das Gesprächsthema des Sommers 2024: Noch während Deutschland im EM-Fieber steckte, machte Rennfahrer-Legende Ralf Schumacher seine Liebe zu einem Mann publik. Auf Instagram veröffentlichte er am 14. Juli 2024 ein Bild mit seinem Partner Etienne, unter dem die Worte standen: »Das Schönste im Leben ist, wenn man den richtigen Partner an seiner Seite hat, mit dem man alles teilen kann.«¹ Sein Coming-out schaffte es nicht nur auf die Titelseiten sämtlicher Boulevardzeitungen; es löste auch eine Debatte über sexuelle Vielfalt und Homophobie im Motorsport aus. Doch Schumachers Coming-out war keineswegs das erste, das in Deutschland Schlagzeilen machte: Unter dem Hashtag #ActOut wagten im Februar 2021 185 Schauspieler*innen aus Deutschland ihr Coming-out als lesbisch, schwul, bisexuell, trans* und nicht-binär. Ein Schritt, der sogar in Hollywood Beachtung fand (vgl. Roxborough 2021). In einem Manifest forderten die Unterzeichner*innen von #ActOut mehr Diversität in Film, Fernsehen und Theater und wehrten sich gegen das Vorurteil, dass queere Schauspieler*innen² unfähig seien, heterosexuelle Rollen glaubhaft zu spielen. Aus Angst, ihrem Image und ihrer Karriere zu schaden, hatten sie bislang ihre Sexualität und Geschlechtsidentität geheim gehalten. Doch die Sehgewohnheiten des Publikums hätten sich längst geändert, hieß es im Manifest: Es gebe weitaus mehr Geschichten und Perspektiven als die des »heterosexuellen weißen Mittelstands«, die vom Publikum gefeiert werden. Diversität sei in Deutschland »längst gesellschaftlich gelebte Realität«.³

1 <https://www.spiegel.de/sport/ralf-schumacher-coming-out-des-ex-formel-1-stars-erstes-bild-mit-partner-a-bc4f930c-7595-46c1-9ac3-7f2323c1f36a> (letzter Zugriff: 08.10.2024).

2 »Queer« verwende ich als Sammelbegriff für das gesamte Spektrum sexueller und geschlechtlicher Identitäten (LGBTQIA+). Davon abzugrenzen ist »queer« als Analysebegriff, der in einem theoretischen Zusammenhang mit den Gender Studies und der Queer Theory steht.

3 Zum Manifest von #ActOut, vgl. <https://act-out.org/> (letzter Zugriff: 30.01.2024). Auch in der Kirche regte sich in den letzten Jahren Protest. Mit der Kampagne #OutInChurch fordern

Die Bildsprache von #ActOut erinnerte an das ikonische *Stern*-Cover von 1971 mit der Schlagzeile »Wir haben abgetrieben«. In der von Alice Schwarzer geführten Kampagne brachen 374 Frauen – unter ihnen Romy Schneider und Senta Berger – ihr Schweigen über eine Abtreibung. Sie forderten die Abschaffung des Paragraphen 218 StGB – jenes Paragraphen, der Schwangerschaftsabbruch in Deutschland unter Strafe stellte (*Stern*, 06.06.1971). Sieben Jahre später, im Oktober 1978, folgte der *Stern* mit einem weiteren medienwirksamen Cover, auf dem zwei Männer zu sehen waren, die sich tief in die Augen blickten. Unter der Schlagzeile »Wir sind schwul« bekannten sich 682 Männer erstmals öffentlich zu ihrer Homosexualität (*Stern*, 05.10.1978).

Die genannten Beispiele zeigen: Seit den 1970er-Jahren hat das Thema Coming-out nichts an seiner Aktualität verloren und ist aus der Debatte um sexuelle Vielfalt kaum mehr wegzudenken. Doch woher kommen der Begriff und die dahinterliegende Idee? Welche Rolle spielte sie für die Homosexuellenbewegung? Und wie veränderte sie sich im Laufe des 20. Jahrhunderts? Um diese Fragen zu beantworten, begeben sich mich auf eine historische Spurensuche, die im New York der 1920er-Jahre beginnt und bis in die jüngere Zeitgeschichte reicht.

Mein Beitrag gliedert sich in fünf Kapitel: Zunächst gehe ich auf theoretische Überlegungen und aktuelle Debatten zum Thema Coming-out ein. Im Anschluss zeichne ich den Ursprung des Coming-out-Begriffs in den USA der Prohibition-Ära nach. Danach werfe ich einen Blick auf das Gay Liberation Movement der 1970er-Jahre, wo das Coming-out zur politischen Forderung und Strategie avancierte. Im vierten Teil untersuche ich, wie das Coming-out als Begriff und Konzept in Deutschland rezipiert wurde und welche Rolle es in der Schwulenbewegung der 1970/80er-Jahre spielte. Der letzte Teil widmet sich der »Politik des Outings« während der AIDS-Krise: Damals outeten AIDS-Aktivist*innen konservative Politiker und Prominente gegen ihren Willen, um deren Doppelmoral anzuprangern und den Druck auf die Politik zu erhöhen.⁴

Coming-out – Ein westliches Konzept? Theoretische Überlegungen

Das Coming-out ist längst zum festen Bestandteil queerer Biografien geworden. Es steht für einen Selbstfindungsprozess, den queere Menschen durchleben: das An-

queere Menschen, die sich in der katholischen und evangelischen Kirche engagieren und für kirchliche Träger arbeiten, eine »Kirche ohne Angst«. Konkret fordern sie eine Reform des kirchlichen Lehramts und Arbeitsrechts, das gleichgeschlechtlich begehrende und gender-nonkonforme Menschen systematisch diskriminiert.

4 Eine ausführliche Geschichte des Coming-out als Konzept und Praxis im 20. Jahrhundert erscheint demnächst: Christoffer Leber (2027). *Die Erfindung des Coming-out. Eine Spurensuche*. Berlin: Querverlag.

nehmen und (öffentliche) Bekennen ihrer sexuellen und geschlechtlichen Identität – als lesbisch, schwul, bisexuell, nicht-binär, trans*, inter* etc. In der Forschungs- und Ratgeberliteratur wird meist zwischen einem inneren und äußeren Coming-out unterschieden. Eine queere Person setzt sich zunächst innerlich mit ihrer Sexualität bzw. Geschlechtsidentität auseinander, bevor sie sich Familie und Freunden anvertraut (Schomers 2018; Brodersen/Oldemaier 2017).

Die Geschlechterforschung hat in den letzten Jahrzehnten zu einer Erweiterung und kritischen Revision des Coming-out-Konzepts beigetragen. In Abgrenzung zu essentialistischen Definitionen gehen die Gender Studies davon aus, dass Geschlecht ein *sozial konstruiertes, performatives* Phänomen ist. Binäre Kategorien von männlich und weiblich sind ihnen zufolge nicht »naturegegeben«, sondern werden durch kulturelle Zuschreibungen, Rollenbilder und performative Akte stabilisiert und sind von Machtstrukturen durchzogen. Betrachtet man sexuelle und geschlechtliche Identitäten als das Resultat performativer und kultureller Prozesse, so sind auch die Übergänge zwischen Hetero- und Homosexualität sowie zwischen Cis- und Transgeschlechtlichkeit fließend (Butler 1993; Gammerl 2023, S. 20).

Ausgehend von diesen theoretischen Annahmen erscheint auch das Coming-out-Konzept in einem neuen Licht (Bobker 2015, S. 34–37; Butler 1993; Sedgwick 1990). Nach Judith Butler basiert das Konzept des Coming-out auf der Illusion einer festen, klar umgrenzten, wahrhaftigen Identität als lesbisch, schwul, bi, etc. Die Closet-Metapher erzeugt dabei das Versprechen, eine Identität zu enthüllen, die in Wirklichkeit eine Leerstelle bleibt: »so we are out of the closet, but into what?«, fragt Butler (1993, S. 309). Das wahre subversive Potenzial sieht Butler in der Ausdrucksform des »Drag«, da sie nicht nur Gendernormen infrage stellt, sondern zugleich auf den Akt der Imitation dessen verweist, was wir als »männlich«, »weiblich« und »heterosexuell« begreifen. Die Imitation eines vermeintlichen Originals, das so nicht existiert. Oder um es mit RuPauls Worten zu halten: »We're all born naked, and the rest is drag.« (Gianoulis 2005, S. 248).

Zweitens setzt die Closet-Metapher eine Binarität von Hetero- und Homosexualität voraus, in die sich bisexuelle, trans* und nicht-binäre Menschen nur schwer einordnen lassen. Outet sich eine Person als trans*, so bezieht sich dieses Coming-out vor allem auf die Geschlechtsidentität. Die Frage nach der sexuellen Orientierung ist eine völlig andere und lässt sich nur schwer mit binären Kategorien von homo- und heterosexuell fassen. Zudem ist jede Transition, also die äußere und soziale Angleichung an die Geschlechtsidentität, insofern mit einem »Zwangsoouting« verbunden, als dass sie mit sichtbaren Veränderungen der Kleidung und des Körpers einhergeht. Im Vergleich zur Homosexualität ist ein Leben im »closet« für Transmenschen kaum möglich.

Drittens betonen Kritiker, dass das Coming-out in seiner heutigen Verwendung von einer weißen, westlichen und Cis-männlichen Perspektive geprägt wurde. Ihnen zufolge lässt sich das Konzept auf Menschen, die von Mehrfachdiskriminierung

betroffen sind, nur schwer übertragen. In vielen Ländern des Globalen Südens müssen queere Menschen darum fürchten, von ihrer Familie verstoßen, verfolgt, verhaftet oder gar getötet zu werden, wenn sie sich outen. In 65 Ländern weltweit werden Homosexuelle strafrechtlich verfolgt, in 12 droht ihnen sogar die Todesstrafe.⁵

Als Gegenentwurf zum Coming-out entwickelten der Schriftsteller und Aktivist Darnell L. Moore und die Psychologin Sekneh Hammoud-Beckett das Konzept des »Inviting-in«.⁶ Im Unterschied zum Coming-out geht es beim Inviting-in darum, dass queere Menschen selbst bestimmen, mit wem sie ihre Welt teilen und wen sie in ihre Welt einladen. Sie behalten dadurch die Kontrolle über ihr Coming-out. Es herrscht weder Druck noch Rechtfertigungszwang darüber, ob man sich outet oder nicht. Seit dem Gay Liberation Movement in den USA ist mit dem Coming-out die Erwartungshaltung verbunden, seine Sexualität öffentlich zu machen. Die Lesben- und Schwulenbewegung rief queere Menschen dazu auf, sich zu outen, um ein politisches Signal zu senden: Man wollte sich nicht mehr verstecken. »Out of the Closets, Into the Streets« avancierte zum Mantra der Gay Liberation. In Ländern, in denen queere Menschen aufgrund ihrer Homosexualität diskriminiert, verstoßen, verfolgt oder gar getötet werden, scheitert dieses Ideal jedoch an den realen politischen Verhältnissen. Das Konzept des Inviting-in fragt danach, ob es für queere Menschen andere Varianten des Sich-Zeigens gibt, ohne das eigene Wohl zu gefährden.

Beide Konzepte sind innerhalb der LGBTQ Community nicht unumstritten: Die einen sehen in Inviting-in einen Rückschritt gegenüber einem Coming-out-Begriff, der auf Sichtbarkeit, Emanzipation und Stolz setzt. Andere halten dagegen, dass ein normativ gedachter Coming-out-Begriff weiße, Cis-männliche Privilegien voraussetzt, die viele Menschen (besonders von Mehrfachdiskriminierung Betroffene) nicht besitzen. Doch ergibt es tatsächlich Sinn, Coming-out und Inviting-in als konträre Modelle gegeneinander auszuspielen? Lassen sich nicht die meisten Coming-out-Verläufe zunächst als ein vorsichtiges Inviting-in verstehen? Und: Wollen wir das Coming-out selbst zum Problem erklären oder die politische Situation, die es queeren Menschen verbietet, sich zu outen? Natürlich werden queere Menschen in Deutschland und Westeuropa weder politisch noch religiös verfolgt, und dennoch ist ein Coming-out für viele Queers auch in Deutschland alles andere als einfach, selbstverständlich oder sicher. Angesichts von Populismus und Rechtsruck beobachten wir aktuell einen konservativen Backlash, in dem Begriffe wie »queer«, »woke« oder »trans*« zu Reizworten eines regelrechten Kulturkampfes geworden sind.

5 Die Zahlen stammen vom Lesben- und Schwulenverband Deutschland (LSVD)/Verband für Queere Vielfalt, vgl. <https://www.lsvd.de/de/ct/1245-LGBT-Rechte-weltweit> (letzter Zugriff: 09.10.2024).

6 Im August 2024 fand am Literarischen Colloquium Berlin (LCB) eine Veranstaltung statt, auf der über das Inviting-in als Gegenkonzept zum Coming-out diskutiert wurde. Vgl. dazu: https://www.queer.de/detail.php?article_id=50458 (letzter Zugriff: 09.10.2024).

Das Coming-out ist weitaus mehr als ein theoretisches Konzept; es ist eine Praxis. Die Soziologen John Gagnon und William S. Simon entwickelten in ihrem Buch *Sexual Conduct: The Social Sources of Human Sexuality* (1973) die Theorie sexueller Skripte. In Abgrenzung zur Triebtheorie Freuds gehen Gagnon und Simon davon aus, dass unser Sexualverhalten kulturell geprägt ist und im Prozess der Sozialisation erlernt wird, u. a. durch Interaktion mit Peers, Beobachtung und Nachahmung. Wir erlernen sexuelle Skripte, die wie eine imaginäre Handlungsanleitung unser Sexualverhalten lenken (vom Dating, über den ersten Kuss, bis zum Sex). Ähnlich verhält es sich mit dem Coming-out: Obwohl hinter jedem Coming-out individuelle Schicksale stecken, ist seine Praxis – also *wie* wir uns outen – geprägt von einem internalisierten Skript, das wiederum von kulturellen Narrativen, Geschichten, Filmen, Serien und sozialen Medien geformt wurde. Als Konzept und Praxis blickt das Coming-out auf seine eigene Geschichte zurück: Was als codierter Initiationsritus einer Subkultur begann, wandelte sich im 20. Jahrhundert zum politischen Akt der Gay Liberation. Ein privater Bekenntnisakt wurde politisch. Wie sich das Coming-out seinen Weg ins 20. Jahrhundert bahnte und zum zentralen Konzept der LGBTQ Community wurde, sehen wir im Folgenden.

»Pansy Craze«: Zum Ursprung des Coming-out

Die Suche nach den Ursprüngen des Coming-out führte mich ins New York, Chicago und Baltimore der Zwischenkriegszeit. Zu dieser Zeit herrschte in den USA die Prohibition, jene Phase des nationalen Alkoholverbots, mit dem die amerikanische Regierung Kriminalität, Korruption, Prostitution und Glücksspiel einzudämmen versuchte. Präsident Woodrow Wilson reagierte mit dem National Prohibition Act (18. Verfassungszusatz) auf den zunehmenden Druck der Abstinenzbewegung, der Prohibition Party und evangelikaler Gruppen, die den Verkauf und Konsum von Alkohol landesweit verbieten wollten. Doch das »noble Experiment« der Prohibition – wie es Präsident Herbert Hoover später nannte – stellte sich schon bald als gescheitert heraus (Mauch 2008, S. 80; Andersen 2013). In den Großstädten florierten die *Speakeasies*, Kneipen, in denen unter der Hand Alkohol verkauft wurde. Zwischen 1922 und 1927 stieg die Anzahl der sogenannten »Flüsterkneipen« allein in New York von 5.000 auf geschätzt 30.000 an – andere Schätzungen gehen von einer weit größeren Dunkelziffer aus (Mauch 2016, S. 80ff).

Während der Prohibition trat der Begriff »coming out« erstmals im Kontext einer queeren Subkultur auf. »Coming out« geht auf die Tradition des Debütantinnenballs zurück, auf dem heiratsfähige Töchter des Adels und der High Society in die feine Gesellschaft eingeführt wurden. Das aus der höfischen Kultur der Vormoderne stammende Zeremoniell fand in Form eines Balls statt und diente nichts Geringerem als einer strategischen Heiratspolitik. Ein Relikt dieser vormodernen Tra-

dition ist der heute weltbekannte Wiener Opernball. Die Familien der Upper Class in England und den USA scheuten weder Kosten noch Mühen, um ihre Töchter erfolgreich zu verheiraten. In einer deutschen Tageszeitung aus dem Jahr 1938 heißt es: »In England gibt es einen Kult um die Debütantin, zu dessen fanatischer Ausübung die ganze Familie sich in den Dienst des jungen Mädchens stellt. [...] Der Franzose gibt seiner Tochter eine Aussteuer, der Engländer zahlt für ihr ›coming out‹, ihren Eintritt in die Welt.« (Tremonia 22.06.1938)

In den USA der 1920er-Jahre fand die Tradition des Debütantinnenballs Eingang in eine queere Subkultur, die zum integralen Bestandteil des urbanen Nachtlebens wurde. In New York, Chicago, Baltimore, Los Angeles und anderen Großstädten wurden ›Pansy Balls‹ veranstaltet, Bälle, auf denen Männer und Frauen in Drag auftraten, mit den Geschlechterrollen spielten und ihr Debüt als ›Pansy‹ (dt. Stiefmütterchen) feierten. New York und andere Großstädte wurden zwischen 1920 und 1933 von einem regelrechten »Pansy craze« erfasst, wie der Historiker George Chauncey behauptet (Chauncey 1994, S. 304–321). Die Pansy Balls lockten hunderte Nachtschwärmer an, füllten die Headlines der Tageszeitungen und wanderten von den Rändern New Yorks – Greenwich Village, Bowery und Harlem – ins kulturelle Zentrum der Stadt: den Times Square (vgl. Chauncey 1994, S. 301–304).

Durchforstet man die damaligen Presseberichte über die Pansy bzw. Sissi Balls, so stolpert man immer wieder über das Verb »coming out«. Der *Baltimore Afro-American* titelte am 21. März 1931: »The coming out of new debutantes into homosexual society was an outstanding feature of Baltimore's eighth annual frolic of the pansies when the Art Club was host to the neuter gender at the Elks' Hall, Friday night.« (The *Baltimore Afro-American*, 21.03.1931). Coming out meinte zu dieser Zeit weniger das öffentliche Bekenntnis zur Homosexualität als vielmehr das Eintreten einer Debütantin* in eine »gay world« oder »homosexual society«. Die Rede war nicht von »coming out of the closet«, sondern von »coming out into homosexual society«. George Chauncey bemerkte dazu in seinem Buch *Gay New York*: »Gay people in the pre-war years [...] did not speak of *coming out of* what we call ›the gay closet‹ but rather of *coming out into* what they called ›homosexual society‹ or the ›gay world‹, a world neither so small, nor so isolated, nor, often, so hidden as ›closet‹ implies.« (Chauncey 1994, S. 320). Mit diesen Worten schob Chauncey gegen den Mythos an, dass in der Zwischenkriegszeit Homosexualität und Gendernonkonformität im Verborgenen und fernab des großstädtischen Mainstreams ausgelebt wurden.

Das Coming-out der ›Pansies‹ oder ›Sissis‹ war ein codierter Initiationsritus: Mit dem Coming-out demonstrierte und feierte der bzw. die Betroffene den Eintritt in eine Gesellschaft von Gleichgesinnten. In diesem Sinne war das Coming-out positiv konnotiert und stand für die Gemeinschaft und Solidarität einer queeren Subkultur. Erst später ging das Coming-out eine Verbindung mit der Closet-Metapher ein, mit der Assoziationen von Enge, Isolation und Dunkelheit verbunden waren.

Formulierungen wie »neuter gender« oder »twilight sex« deuten an, dass die *Pansies* in der damaligen Presse als eine Art »drittes Geschlecht« eingestuft wurden. Wie sich die Pansy Performer tatsächlich identifizierten, ob sich einige von ihnen als nicht-binär oder trans* identifizierten, geht aus den Quellen nicht hervor (zumal Kategorien wie »nicht-binär«, »divers« und »trans« erst Jahrzehnte später eingeführt wurden). Vielmehr zeugen die Zeitungsberichte von einem heteronormativen, exotisierenden und zugleich pathologischen Blick auf die *Pansies*, denn mit Formulierungen wie »neuter gender« oder »twilight sex« wurde die Abweichung von der binären Geschlechternorm betont.

Trotz oder gerade wegen ihres Changierens zwischen den Geschlechtern rückten die *Pansies* ins Zentrum der Unterhaltungsindustrie – sie eroberten um 1930 den Broadway (vgl. Chauncey 1994, S. 313). Der bekannteste Pansy Performer der Prohibition-Ära war Victor Eugene James Malinovsky, kurz: Jean Malin. 1908 in Brooklyn in eine polnisch-litauische Einwandererfamilie hineingeboren, eroberte Malin das Nachtleben New Yorks im Sturm. Malin trat zunächst unter dem Künstlernamen Imogene Wilson auf verschiedenen Kostümbällen New Yorks auf, wo er einen Preis nach dem anderen abräumte.⁷ Daneben arbeitete er als Chorsänger in verschiedenen Broadway Shows. Nachdem Malin seine Jobs auf dem Broadway aufgrund seines zu femininen Auftretens verloren hatte, versuchte er sich als »femal impersonator«. Während der Prohibition trat Malin in verschiedenen Nachtclubs in Greenwich Village auf, die als *Speakeasies* bekannt waren. Der große Durchbruch erfolgte 1930, jenem Jahr, in dem ein Kolumnist Malins Auftritt sah und den Besitzer des legendären *Club Abbey* überzeugte, Malin in sein Programm aufzunehmen. Auf dem Höhepunkt seiner Karriere wirkte Malin als Pansy Performer in Broadway Produktionen wie *Sisters of the Chorus* (1930) und *The Crooner* (1932) mit (Chauncey 1994, S. 314–315; Peretti 2013, S. 119). Malins Markenzeichen war seine scharfe Zunge, die er v.a. gegenüber dem männlichen Publikum einsetzte: »He had a lisp, and an attitude, but he also had a sharp tongue«, bemerkte 1930 der Journalist Mark Hellinger in seiner Kolumne »People I've Met« (Hellinger 1930).

In New York, Chicago, Baltimore und anderen Städten war die Prohibition mit ihrem Ziel, die Kriminalität einzudämmen, gescheitert: Während gut etablierte Restaurants, Bars, Saloons und Clubs schließen mussten, wurde das Nachtleben zunehmend von Gangs, illegalem Handel und dem Schwarzmarkt beherrscht. Das Ende der Prohibition beförderte eine konservative Wende in Politik, Kunst und Unterhaltung. Als das landesweite Alkoholverbot 1933 aufgehoben wurde, mussten Bar- und Clubbesitzer gegenüber den Behörden nachweisen, dass sie »ordentliche« Etablissements führten – mit anderen Worten: dass sie keinen Alkohol an Prostituierte, Kriminelle, Betrüger und Homosexuelle verkauften. Diese Alkoholpolitik führte

7 Da es sich hier um die Privatperson Victor Eugene James Malinovsky handelt, verwende ich im Folgenden das männliche Personalpronomen.

zum schleichenden Verschwinden der queeren Subkultur aus dem Nachtleben. Bekannte Pansy Clubs mussten schließen und Pansy Performer wie Jean Malin verloren ihr Engagement auf dem Broadway (Chauncey 1994, S. 337f.).

Seit 1934 herrschte in Hollywood der Hays Code, ein Richtlinienkatalog, der die staatliche Zensur umgehen und das angekratzte Image Hollywoods während der Weltwirtschaftskrise aufpolieren sollte. Nach dem Code sollten obszöne, blasphemische und moralisch wie politisch anstößige Szenen in Filmen vermieden werden, u.a. auch solche Szenen, die gleichgeschlechtliches Begehren und das Spiel mit den Geschlechtern zeigten. In den Augen der Zensoren waren sie Ausdruck einer »sex degeneracy« oder »sex perversion« (Chauncey 1994, S. 352–354). Homosexuelles Begehren konnte nur durch subtile Anspielungen ausgedrückt werden – durch verstohlene Blicke, heimliche Berührungen und sprachliche Codes.

»Out of the Closets, Into the Streets«: Die Politisierung des Coming-out

Das Ende des Zweiten Weltkriegs bedeutete keineswegs, dass sich die Lage für queere Menschen in Europa und den USA verbesserte. Die McCarthy-Ära läutete eine neue Ära der Repression in den USA ein: McCarthy weitete seine Hetzjagd auf Kommunisten in den 1950ern zu einer Hetzjagd auf Homosexuelle aus. Sein Chefberater Roy Cohn glaubte, dass homosexuelle Politiker ein Sicherheitsrisiko für die amerikanische Regierung darstellten, weil sie angeblich erpressbar waren, sich gegen die Regierung verschworen und die Politik auf allen Ebenen mit Kommunismus infiltrierten. Die Folge war, dass homosexuelle Männer massenhaft aus dem Staatsdienst entfernt wurden – auch solche, bei denen man Homosexualität vermutete. Die antikommunistische Hysterie unter McCarthy entwickelte sich zu einem regelrechten »lavender scare« (Johnson 2004).

Ebenso herrschte in der Alten und Neuen Linken ein lagerübergreifender Konsens vor, dass Homosexualität eine Folge bürgerlich-kapitalistischer Dekadenz war (Gosse 2005, S. 172f.). Der Aktivist und Kommunist Harry Hay gründete 1950 in Los Angeles die *Mattachine Society*, die erste Organisation der homophilen Bewegung in den USA. Der Name lehnte sich an die französische *Société Mattachine* der Renaissance an: Gruppen lediger Männer, die auf Narrenfesten maskiert und in bunten Gewändern Schwerttänze aufführten und dabei ihren Protest gegen die Unterdrückung der Landbevölkerung zum Ausdruck brachten. Der Titel deutete an, dass sich Homosexuelle in den 1950ern hinter einer Maske verstecken mussten und die Mitglieder der *Mattachine Society* unter einem Pseudonym der Organisation beitraten (D'Emilio 1983). Wenige Jahre später riefen zwei lesbische Paare in San Francisco die *Daughters of Bilitis* ins Leben, die weltweit erste Organisation lesbischer Frauen. Benannt wurde sie nach der Kurzgeschichtensammlung »Les Chansons de Bilitis« von Pierre Louÿs (Gallo 2007; Faderman 1991). Die homophile Bewegung blieb nicht nur

innerhalb der Neuen Linken lange marginalisiert; auch unter der queeren Bevölkerung in den USA schloss sich nur ein kleiner Teil der Bewegung an und das meist anonym. Schätzungsweise 5.000 Mitglieder zählte die homophile Bewegung Ende der 1960er-Jahre (Gosse 2005, S. 172).

Analog zur Bürgerrechtsbewegung kultivierte die homophile Bewegung ein neues Selbstverständnis von Homosexuellen als soziale Minderheit (D'Emilio 1983). Um Teil dieser Minderheit zu sein, war der Akt des Coming-out essentiell, jedoch nicht in der Öffentlichkeit, sondern in codierter Form. Sowohl in der *Mattachine Society* als auch bei den *Daughters of Bilitis* war ein Coming-out nur im geschützten Raum, hinter verschlossener Tür möglich. Die homophile Bewegung griff auf Phrasen wie »family«, »a club member«, »a friend of Dorothy's« oder »a friend of Mrs. King« zurück, die nur Insider entschlüsseln konnten. Wie auch in der Prohibition-Ära, so bedeutete Coming-out in den 1950ern das Eintreten in eine Gesellschaft von Gleichgesinnten, nur war diese weitaus diskreter. Zu den genannten Sprachcodes gehörte auch »gay«, ein Slangbegriff, der erst zur Mitte des 20. Jahrhunderts für homosexuelle Männer verwendet wurde. Davor stand »gay« für sexuelle Zügellosigkeit, Offenheit und Promiskuität – eine »gay woman« war eine Prostituierte, ein »gay house« ein Bordell (Saguy 2020, S. 11f.). Obwohl die Homophilenbewegung im Vergleich zur Gay Liberation einen gemäßigten, reformorientierten Ansatz vertrat, legte sie den Grundstein für die Emanzipationsbewegungen der 1970er-Jahre. So organisierte der charismatische Schwulenaktivist Frank Kameny 1964 mit der lesbischen Aktivistin Barbara Gittings (*Daughters of Bilitis*) die erste öffentliche Demonstration für LGBTQ-Rechte vor der Independence Hall in Philadelphia (Saguy 2020, S. 13; Gosse 2005).

Im Gay Liberation und später Gay Rights Movement⁸ erfuhr das Coming-out einen deutlichen Politisierungsschub: Es wurde zur politischen Forderung und Strategie einer Bewegung, die kämpferisch für die Emanzipation, Interessen und Rechte von Schwulen und Lesben eintrat. Die »Stonewall Riots« von 1969, die heute gerne zum Gründungsmythos der LGBTQ Community verklärt werden, hatten für die amerikanische Schwulen- und Lesbenbewegung der Siebziger eine wichtige symbolische Bedeutung. Wie kein anderes Ereignis symbolisierten die Proteste den »aktiven Ausbruch aus der zur öffentlichen Passivität verdamnten Closet-Dynamik« (Woltersdorff 2006, S. 43). Dass es vor allem Schwarze Transfrauen waren, die den Aufstand gegen die Polizeigewalt initiierten, wird in der Mythenbildung um Stonewall häufig vergessen (Armstrong/Crage 2006; Carter 2005; Stryker 2017). Ein Jahr nach *Stonewall*, im Sommer 1970, fand in New York der erste Christopher Street Gay Liberation March statt, später als Gay Pride bekannt.

8 Nach einem internen Richtungsstreit spaltete sich 1970 die Gay Activists Alliance (GAA) von der Gay Liberation Front (GLF) ab.

Aktivist*innen der Gay Liberation riefen Lesben und Schwule dazu auf, sich öffentlich zu ihrer Sexualität zu bekennen. »Out of the Closets, Into the Streets«, lautete die allseits beschworene Parole auf den ersten Christopher-Street-Demonstrationen. Das Coming-out wandelte sich von einem privaten zu einem politischen und öffentlichen Akt: »Coming out in public, especially through major institutions such as schools, the workplace, and communications media, is a way of asserting the public relevance of what others deem private«, schrieb der Soziologe Joshua Gamson (1998, S. 200). Mit dieser Strategie schufen die Aktivist*innen Vorbilder für weitere Coming-outs und motivierten Lesben und Schwule, sich ihrer Bewegung anzuschließen. Darüber hinaus sollten die öffentlichen Coming-outs homophobe Ressentiments abbauen, denn viele realisierten, dass queere Menschen zu ihren engsten Freunden, Kollegen und Verwandten gehörten. Das Motto »Das Private ist politisch« galt auch in der Neuen Frauenbewegung, die in den 1970er-Jahren mit der lesbischen Szene zahlreiche Synergien einging (Gosse 2005, S. 153–170; Stein 2012, S. 79–114).

In ihrer Rhetorik, Mobilisierungsstrategie und ihren Protestformen orientierte sich die Gay Liberation an der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. In Anlehnung an den ethnischen Minderheitsbegriff der Bürgerrechtsbewegung bildeten Aktivist*innen der Gay Liberation eine kollektive Identität als soziale Minderheit aus, die struktureller Diskriminierung ausgesetzt ist und für ihre Rechte kämpft (Saguy 2020, S. 12; D'Emilio 1983; Eaklor 2011, S. 93). Anstelle von »Black is Beautiful« prägte Frank Kameny den Slogan »Gay is Good« (vgl. Long 2014). Gegenüber dem älteren Minderheitenbegriff (der für Unterlegenheit und Schutzbedürftigkeit stand) kultivierte die Gay Liberation einen Community-Begriff, der Solidarität, Stärke und Zusammenhalt verkörperte (Johansson/Percy 1994, S. 111).

Wie der oben genannte Slogan andeutet, ging das Coming-out um 1970 eine semantische Verbindung mit der Closet-Metapher ein. Seit der Aufklärung stand der aus der höfischen Kultur stammende begehbare Kleiderschrank für Privatheit, Intimität, Kontemplation und stille Gelehrsamkeit (Bobker 2015). Erst später wurde der Schrank (engl. »the closet«) mit negativen Assoziationen verbunden, verkörperte er doch einen düsteren, verstaubten Aufbewahrungsort. Die Redewendung »coming out of the closet« geht vermutlich auf das englische Sprichwort »skeleton in the closet« zurück – ein dunkles Geheimnis, das sich hinter einer Person verbirgt. Laut dem *Oxford English Dictionary* wurde die Closet-Metapher in Verbindung mit Homosexualität erstmals 1967 in Wainwright Churchills Studie *Homosexual Behavior among Males: A Cross-Cultural and Cross-Species Investigation* verwendet: »The ›closet queen‹ or so-called latent homosexual becomes a menace not only to himself but eventually to the entire community.« (Churchill 1967, S. 184). Der Schwulenaktivist Jim Kepner soll »in the closet« erstmals 1966 in einer Rede verwendet haben, doch ihm zufolge war damals nur wenigen Zuhörer*innen im Publikum die Bedeutung dieser Metapher bekannt (Saguy 2020, S. 15). Innerhalb der LGBTQ Community etablierte

sich die Closet-Metapher ab den 1970ern als Slangbegriff. So wurden nicht-geoutete schwule Männer scherzhaft als »closet case« oder als »closet queens« bezeichnet (Saguy 2020, S. 14–15). Auf dem ersten Gay Liberation March in New York im Juni 1970 rief Michael Brown, Mitgründer der Gay Liberation Front, der versammelten Menschenmenge zu: »We're probably the most harassed, persecuted minority group in history, but we'll never have the freedom and civil rights we deserve as human beings unless we stop hiding in closets and in the shelter of anonymity.« (New York Times, 29.06.1970). Im Zuge der AIDS-Krise haftete der Closet-Metapher eine zunehmend negative Wertung an, stand sie doch für Feigheit, Heuchelei und Doppelmoral. Mit »in the closet« waren vor allem konservative Politiker gemeint, die aus Imagegründen ihre Homosexualität verschwiegen, sich in der Öffentlichkeit homophob äußerten und sogar an homophoben Gesetzesinitiativen mitwirkten (Saguy 2020, S. 20).

In den frühen 1970ern gelang der Gay Liberation ein Erfolg nach dem nächsten, insbesondere durch ihre medienwirksamen »Zap«-Aktionen. »Zaps« waren spontane, unerwartete Protestaktionen, die einen Politiker oder eine Organisation vor der Presse bloßstellen sollten, vergleichbar mit einem Flashmob (Gosse 2005, S. 178). Frank Kameny prangerte 1973 auf der Versammlung der *American Psychiatric Association* (APA) mit einer Zap-Aktion die Psycho-Pathologisierung Homosexueller an; wenig später strich die APA Homosexualität als psychische Störungen aus ihrem Diagnosehandbuch. Im selben Jahr entschied das Berufungsgericht in New York, dass ein offen schwuler Mann in die New Yorker Anwaltskammer aufgenommen wurde; in vielen Großstädten wuchsen ganze Nachbarschaften zu Schwulen- und Lesbenvierteln heran und Homophobie wurde zunehmend »unfashionable«, besonders im linksliberalen Akademikermilieu (Saguy 2020, S. 16; Gosse 2005). Der anfangs militante Kurs der Gay Liberation mäßigte sich ab 1972 und richtete sich zunehmend auf »Gay Rights« und eine stärkere Repräsentation innerhalb der Demokratischen Partei. Schon 1971 hatten Aktivisten in einer Kampagne versucht, Frank Kameny als Kandidat für den Congress aufzustellen. Drei Jahre später, 1974, wurde die Demokratin Elaine Noble als erste offen lesbische Politikerin ins Repräsentantenhaus von Massachusetts gewählt (Gosse 2005, S. 181f.).

Für die Gay Liberation war das Coming-out mehr als eine politische Forderung. Es avancierte zur Emanzipationsformel auf Demonstrationen, Protesten und Kundgebungen. Der Schwulenrechtsaktivist und Bezirksbürgermeister von San Francisco, Harvey Milk, prägte in seiner Kampagne gegen die Briggs-Initiative den Slogan »Come Out! Come Out! Wherever You Are!«, mit dem er Schwule und Lesben in Kalifornien aufforderte, sich gegenüber ihren Eltern, Verwandten, Freunden und Kollegen zu outen (Saguy 2020, S. 17). Der Republikaner John Briggs zielte mit seiner Initiative auf das Verbot homosexueller Lehrer an öffentlichen Schulen in Kalifornien.

Die Politisierung des Coming-out im Kontext der Gay Liberation hatte für jene schwulen Männer, die den »lavender scare« der McCarthy-Ära miterlebt hatten,

einen durchaus ambivalenten Beigeschmack: Der amerikanische Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Samuel R. Delany reflektierte in *Shorter Views* (1996) über sein eigenes Coming-out, dem er sich über autobiographische, historische und philosophische Exkurse annäherte. Die politische Forderung der Schwulenbewegung, sich öffentlich zu outen, so Delany, erwuchs einer Logik, die durch die repressive McCarthy-Ära geprägt wurde. Aktivist*innen der Gay Liberation wollten mit ihrem kollektiven, öffentlichen Coming-out zeigen, dass Schwule weder erpressbar noch Verschwörer oder Unterwanderer des politischen Systems waren. Delany und andere Männer seiner Generation fragten sich, ob ihr bisheriges Coming-out ausreichend gewesen war: »A good number of people, myself included – who were under the impression we had come out ages ago, now realized we were expected to come out yet again in this wholly new sense« (Delany 2000, S. 89). Delany deutet in diesem Zitat an, dass mit der Politisierung des Coming-out ein neuer Erwartungsdruck einherging: sein sexuelles Begehren öffentlich zu machen. Es entstand der Druck, so Delany, sich gegenüber der heteronormativen Mehrheitsgesellschaft erneut als schwul und damit als »anders« zu markieren (Delany 2000, S. 105).

Als politische Strategie hatte das öffentliche Coming-out drei Effekte: Zum einen demonstrierte es der heteronormativen Mehrheitsgesellschaft, wie viele Menschen über Jahrzehnte hinweg im »closet« gelebt hatten und dass die Zahl queerer Menschen weitaus größer war als vermutet. Zum anderen schuf es Vorbilder für all jene, die den Schritt zum Coming-out noch nicht gewagt hatten und noch zögerten, sich der Gay Liberation anzuschließen. Drittens half es der wachsenden LGBTQ Community dabei, eine eigene Gruppenidentität auszubilden, denn das Coming-out wurde zur verbindenden, generationsübergreifenden Erfahrung. Die Politisierung des Coming-out führte zu einer semantischen Verschiebung: »Coming out« meinte nicht mehr das Eintreten in eine queere Subkultur, sondern das Hinaustreten aus dem Versteck, aus der Selbstverleugnung.

Reise einer Metapher: Das Coming-Out in Deutschland

In den frühen 1970er-Jahren überquerte das Konzept des Coming-out den Atlantik und wurde von der schwul-lesbischen Bewegung in Deutschland rezipiert. Für den Aufbruch der Lesben- und Schwulenbewegung in Westdeutschland waren zwei Ereignisse zentral: Zum einen die Liberalisierung des §175 StGB am 1. September 1969, demnach einvernehmliche sexuelle Handlungen unter erwachsenen Männern (ab 18 Jahren) nicht mehr strafbar waren. Zum anderen die Premiere von Rosa von Praunheims Skandalfilm *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* auf der Berlinale 1971, der zur Gründung zahlreicher schwuler Aktionsgruppen (wie die West-Berliner HAW) führte. Die Anfänge der Schwulenbewegung in Westdeutschland waren geprägt von politischen Auseinandersetzungen zwischen gemä-

ßigten Reformern, sogenannten »Integrationisten«, die der älteren Homophilenbewegung nahestanden, und den »Radikalen«, die aus der linken Studentenbewegung hervorgingen. Während Erstere auf sozialliberale Reformen und gesellschaftliche Integration homosexueller Interessen setzten, pochten Letztere auf sexuelle Emanzipation und Differenz, indem sie der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft den Kampf ansagten: »Brüder & Schwestern, warm oder nicht, Kapitalismus bekämpfen ist unsere Pflicht!«, lautete die Parole, die der Sexualforscher und Schwulenaktivist Martin Dannecker 1972 auf der ersten Schwulendemo in Münster skandierte (Gammerl 2023, S. 167; Henze 2019, S. 291).⁹ Innerhalb der schwul-lesbischen Bewegung wurde »homophil« zunehmend von »schwul« als neuem Emanzipationsbegriff verdrängt (Griffiths 2021, S. 59).

Doch zurück zum Praunheim-Film: Der Regisseur Rosa von Praunheim drehte 1971 im Auftrag des Westdeutschen Rundfunks ein dokumentarisches Filmdrama über das Schicksal schwuler Männer in der BRD, sein Titel lautete: *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt – oder: Das Glück auf der Toilette*. Der Film siedelte sich an der Schnittstelle von Dokumentation, fiktionalem Drama und Polemik an. Er handelt von Daniel, der nach seinem Abitur nach Berlin zieht und auf der Suche nach Liebe, Anerkennung und Zugehörigkeit immer tiefer in die schwule Subkultur eintaucht, sich in Partys, Alkohol und anonymen Sex verliert und letztlich daran verzweifelt. Am Ende findet Daniel Zuflucht in einer Wohngemeinschaft mit anderen schwulen Männern, die für sexuelle und gesellschaftliche Emanzipation eintreten. Der Film endet mit einem Appell an die schwule Community: »Raus aus den Toiletten, rein in die Strassen! Freiheit für die Schwulen!« (Wetzell 2021; Paul/Seier 2024).

Praunheims Film verstand sich als Kritik an der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft und mit ihr an den »bürgerlichen« Schwulen. Schwule trugen eine Mitschuld an ihrer Unfreiheit, so die Aussage des Films, weil sie das Leben der bürgerlichen »Spießler« nachahmten anstatt solidarisch für ihre sexuelle Befreiung zu kämpfen. »Schwule wollen nicht schwul sein, sie wollen nicht anders sein, sondern sie wollen so spießig und kitschig leben wie der Durchschnittsbürger«, heißt es zu Beginn des Films. Die Kritik an der schwulen Subkultur zielte auf den Aspekt der sozialen und psychologischen Spaltung: Die Subkultur schuf einen geschützten Raum, in dem Schwule anonym ihr Begehren auslebten, während sie nach außen hin ein Leben nach heteronormativen Maßstäben lebten. Diese Spaltung verhinderte, so die Botschaft, dass sich Schwule politisierten, intime zwischenmenschliche Beziehungen eingingen und sich sexuell emanzipierten (Wetzell 2021, S. 112f.).

Praunheim übernahm seinen Abschlussappell von der amerikanischen Parole »Out of the Closets, Into the Streets«, die er allerdings falsch übersetzte. Da zu dieser Zeit weder »coming out« noch »closet« im Deutschen geläufig waren, veränder-

9 Hervorhebung im Original.

te Praunheim die Bedeutung des Satzes und passte ihn an die schwule Praxis der »Klappe« an – öffentliche Toiletten, wo sich männerbegehrende Männer zu anonymem, unverbindlichem Sex trafen. Die Aktivist*innen der Gay Liberation forderten mit »Out of the Closets, Into the Streets« Schwule und Lesben dazu auf, sich öffentlich zu outen. Praunheim hingegen implizierte mit »Raus aus den Toiletten, rein in die Straßen« eine Kritik an der schwulen Subkultur, in der sich Schwule versteckten und einem apolitischen Hedonismus hingaben. Stattdessen sollten sie sich politisch organisieren und für ihre sexuelle Emanzipation kämpfen.

Praunheim drehte *Nicht der Homosexuelle ist pervers...* als Stummfilm und ließ ihn später mit Voice-Over-Kommentaren nachsynchronisieren – ein gezielter Verfremdungseffekt, der eine Distanz zwischen Zuschauer und Handlung aufbauen sollte. Die Kommentare stammten von dem Frankfurter Sexualwissenschaftler Martin Dannecker, der mit seinem Kollegen Reimut Reiche an einer empirisch-soziologischen Studie über die Lebenswelt homosexueller Männer in Westdeutschland arbeitete; die Studie erschien 1974 unter dem Titel *Der gewöhnliche Homosexuelle* (vgl. Dannecker/Reiche 1974a). Mit ihrer Studie richteten sich Dannecker und Reiche gegen ältere Theorien über männliche Homosexualität, die teils homophobe Vorannahmen vertraten, ohne diese empirisch zu prüfen. Auf Basis empirischer Daten und psychoanalytischer Theorien untersuchten Dannecker und Reiche die Bedeutung und Struktur der homosexuellen Subkultur, Freundschaften und Beziehungsformen schwuler Männer, ihr Sexual- und Konsumverhalten, ihren beruflichen Werdegang und ihren internalisierten Homosexuellenhass. Methodisch war Danneckers und Reiches Studie überaus innovativ. Mithilfe eines Netzwerks von Kontaktpersonen konnten sie ihre Fragebögen nach dem »Schneeball-Prinzip« in drei Homosexuellen-Clubs verteilen (insgesamt 1.617 Fragebögen, von denen 789 ausgewertet wurden). Ein zentraler Befund der Autoren lautete, dass der kollektive Homosexuellenhass der heteronormativen Mehrheitsgesellschaft in der schwulen Subkultur fortgeführt wurde, nämlich in Gestalt des neurotischen »Tunten-Hasses« (vgl. Dannecker/Reiche 1974b, S. 71).

In einem gesonderten Kapitel setzten sich Dannecker und Reiche mit dem Coming-out-Prozess schwuler Männer auseinander. Die Autoren gehörten 1974 vermutlich zu den ersten in Deutschland, die den Coming-out-Begriff in einer wissenschaftlichen Publikation verwendeten; eine Vermutung, die mir Martin Dannecker in einem Oral-History-Interview bestätigte.¹⁰ Im Gegensatz zur englischen Verwendung, die das Coming-out mit dem »Öffentlich-machen« der eigenen Homosexualität gleichsetzt (*going public*), definierten Dannecker und Reiche »Coming-out« als den gesamten Bewusstwerdungsprozess gleichgeschlechtlichen Begehrens – von dem ersten Gewährwerden homosexueller Gefühle, über deren

10 Interview mit Martin Dannecker, Berlin, 18.10.2024.

Zurückweisung und Leugnung, bis zur subjektiven Gewissheit, homosexuell zu sein (Dannecker/Reiche 1974b, S. 61).

Um 1980 verließ der Coming-out-Begriff allmählich die LGBTQ Community und sickerte in die Alltagssprache. Ein Spiegel-Artikel aus dem Jahr 1979 über Praunheims Film *Armee der Liebenden oder Aufstand der Perversen* berichtete folgendes über die Lage homosexueller Männer in den USA: »das ›coming out‹, das öffentliche Bekenntnis zum Schwulsein, ist immer noch eine Mutprobe« (Spiegel, 29.04.1979). Coming-out steht hier noch in Anführungszeichen und wird in einem Nebensatz erläutert, ein Indikator dafür, dass der Begriff im Mainstream noch nicht angekommen war. Innerhalb der LGBTQ Community gehörte ›Coming-out‹ um 1980 bereits zum festen Vokabular: Es entstanden erste Coming-out-Gruppen (Chöre und Sportgruppen), die queere Teenager auf dem Weg zu ihrer Selbstfindung begleiteten. Zudem kamen erste Coming-out-Ratgeber auf den Markt, etwa Martin Siems *Coming Out: Hilfen zur homosexuellen Emanzipation* (eine Anleitung für schwule Selbsterfahrungsgruppen) und *Schwul – na und?* von Thomas Grossmann, in dem Lesben und Schwule von ihrer Coming-out-Erfahrung berichteten (Siems 1980/Grossmann 1980). Auch in der lesbisch-feministischen Szene setzte sich der Coming-out-Begriff durch: In München wurde 1978 der Coming-out-Lesbenverlag und ein Jahr später das Coming-out-Lesbentheater gegründet, eines der vielen Laientheater innerhalb der LGBTQ Community (vgl. Schrödl 2022, S. 38–46; Dennert/Leidinger/Rauchut 2007, S. 235–238).

Für Transpersonen gestaltete sich das Coming-out schon immer als eine besondere Herausforderung, weil man trans* »nicht im Schrank« leben kann, wie die Autorin und Transaktivistin Nora Eckert in einem Interview betont.¹¹ Jedes Transsein geht mit einer Transition – der Anpassung an die Geschlechtsidentität – einher, die mit äußeren Veränderungen verbunden ist. Als Nora Eckert 1973 nach Westberlin zog und im *Chez Romy Haag*, dem bekanntesten Travestie-Cabaret der Stadt, auf andere Transfrauen traf, wusste sie, dass sie immer noch einer Antwort gesucht hatte, aber stets die falsche Frage gestellt hatte. Die richtige Frage lautete: »Bist du trans*?« Ein Erlebnis, das für Nora Eckert einer Erleuchtung gleichkam und mit dem Gefühl des »Bei-sich-selbst-Ankommens« verbunden war (Eckert 2021, S. 52). Im Nachtleben Westberlins erkannte sie, dass trans* lebbar ist.

Rechtlich blieb die Situation für Transmensen mehr als prekär. Die meisten Transmensen fanden in der Nacht ihr Betätigungsfeld – in Travestieclubs, Animierbars oder als Sexarbeiter*innen. Erst 1978 wurden Transmensen vom Bundesverfassungsgericht rechtlich anerkannt. Eine Novellierung des Namensänderungsgesetzes ermöglichte es ihnen, den Namen amtlich zu ändern, wobei diese nur aus einer Liste von geschlechtsneutralen Namen auswählen durften. Notgedrungen wählte Nora Eckert für sich den Namen »Sandy« (Eckert 2021, S. 94). Erst

11 Telefon-Interview mit Nora Eckert, 19.12.2024.

mit dem Inkrafttreten des Transsexuellengesetzes (TSG)¹² 1981 war eine amtliche Änderung des Namens und Geschlechtseintrags möglich, doch mit erheblichen behördlichen Hürden: Um das Amtsgericht vom Transsein zu überzeugen, benötigte man zwei Gutachten, für die man in der Regel selbst aufkommen musste. Nora Eckert beschreibt die Gutachterpraxis in ihrer Autobiografie *Wie alle, nur anders* (2021) als eine regelrechte »Boulevard-Komödie«, da sie von einer völligen Unkenntnis von Transidentität zeugte und ihren pathologischen Blick auf Transmenschen offenbarte (Eckert 2021, S. 116–123). Doch dem nicht genug: Wer den rechtlichen Geschlechtswechsel anstrebte (die »große Lösung«), musste seine Fortpflanzungsunfähigkeit nachweisen und sich einer Angleichungsoperation unterziehen. Eine »gesetzlich verankerte Menschenrechtsverletzung«, wie Nora Eckert schreibt, die bis 2011 in Kraft blieb (Eckert 2021, S. 100).

Durch das Internet und die Sozialen Medien ist es für Transmenschen leichter geworden, sich zu informieren, zu vernetzen und zu ihrem Transsein zu finden. Dennoch ist das äußere Coming-out nach wie vor mit Hürden verbunden, so Eckert, denn man weiß nie, wie das Umfeld auf die Transition reagiert. Im Zuge von Rechtsruck und Populismus ist Transgender ins Zentrum eines regelrechten Kulturkampfes zwischen rechtskonservativen und linksprogressiven Kräften gerückt. Dass es Populisten dabei weniger um das Thema Geschlechtsidentität *an sich* geht, sondern um die Zurückdrängung erkämpfter Freiheiten, ist kaum zu übersehen.

Heiner Carows Film »Coming Out«

Der DDR-Regisseur Heiner Carow setzte sich 1989 erstmals filmisch mit dem Thema Coming-out auseinander. Am Tag des Berliner Mauerfalls, der 9. November 1989, feierte Carow die Premiere seines Films *Coming Out* in Ost-Berlin. Der Andrang im Kino International auf der Karl-Marx-Allee war so groß, dass der Film gleich zweimal vorgeführt wurde. Carow, der nicht nur Regisseur, sondern auch Vizepräsident der Künste der DDR war, stieß mit *Coming Out* eine leise Revolution an: Zum ersten Mal kam ein Film in der DDR in die Kinos, der sich dezidiert mit dem Thema Homosexualität auseinandersetzte. Jahrelang hatte Carow mit dem Generaldirektor der DEFA, Hans Dieter Mäde, um die Entstehung des Films gerungen.¹³ Letztlich gelang es Carow sein Herzensprojekt zu realisieren – aufgrund positiver Gutachten,

12 Gesetz über die Änderung der Vornamen und die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen (kurz: TSG). Das TSG sah entweder eine »kleine Lösung« vor (die Änderung des Vornamens ohne Änderung des rechtlichen Geschlechts) oder eine »große Lösung« (die Änderung des Geschlechtseintrags in der Geburtsurkunde und sämtlichen Ausweisdokumenten).

13 <https://www.defa-stiftung.de/stiftung/aktuelles/film-des-monats/coming-out/> (letzter Zugriff: 20.03.2024).

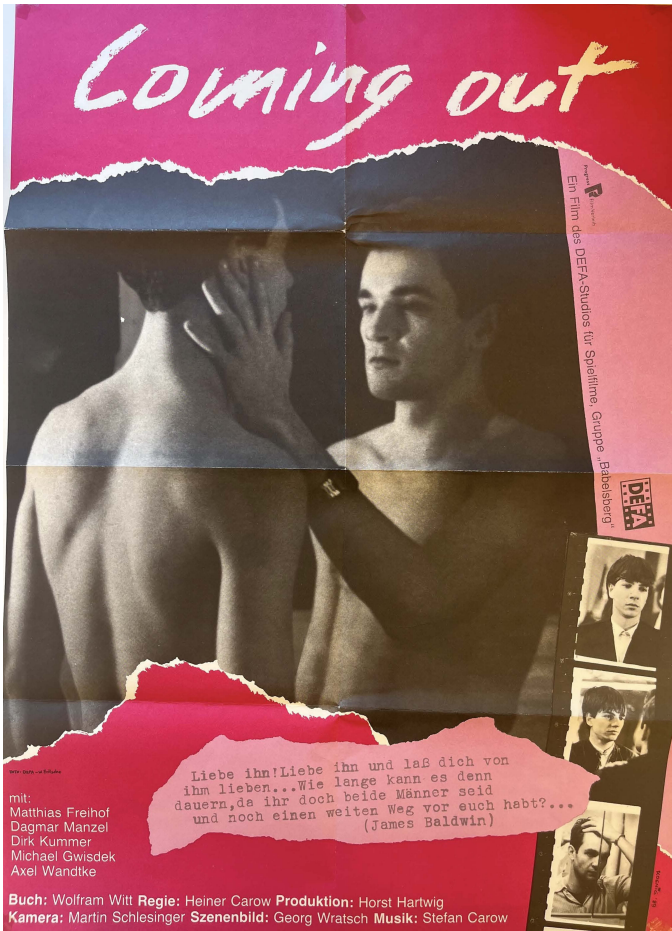
einem überzeugenden Drehbuch von Wolfram Witt und guter Kontakte zum Politbüro der SED. Sämtliche Versuche der Stasi, den Film zu zensieren, konnte Carow erfolgreich abwehren (vgl. Frackman 2022).

Coming Out erzählt die Geschichte des jungen Lehrers Philipp Klarmann, gespielt von Matthias Freihof, der mit seiner Kollegin Tanja (Dagmar Manzel) eine glückliche Beziehung führt, bis er sich eines Tages in Matthias verliebt. Es beginnt eine Affäre, die sein Leben auf den Kopf stellt. Nach einem langen inneren Kampf sieht Philipp keinen anderen Ausweg mehr, als sich seiner Homosexualität zu stellen und sich vor seiner Freundin, seiner Familie und seinen Kollegen zu outen. Doch nicht nur das: Carows Film ist durchzogen von subversiver Kritik an politischer Repression, Rassismus und Homophobie in der DDR. Drastisch führt der Film vor Augen, dass es auch in der DDR rechtsextreme Gewalt gab, obwohl dieses Problem von der Staatssicherheit konsequent geleugnet wurde. Zwar waren Homosexuelle formal-juristisch in der DDR bessergestellt als in der BRD, wo der aus dem Kaiserreich stammende »Schwulenparagraf« 175 in abgemilderter Form bis 1994 in Kraft blieb. Dennoch war und blieb Homosexualität in der DDR ein Tabuthema.¹⁴ Carows Film stand für ein neues Selbstbewusstsein der Homosexuellenbewegung der DDR und zugleich für die Hoffnung auf eine offenere Gesellschaft.

Niemand hätte an diesem Abend ahnen können, dass die Premiere von *Coming Out* mit dem Mauerfall zusammenfallen würde: Nachdem Günter Schabowski seine legendäre Falschmeldung zum neuen Ausreisegesetz der DDR abgegeben hatte, öffnete sich um ca. 21:20 Uhr der erste Grenzübergang nach West-Berlin. Nach der Filmvorführung fiel dem Publikum bereits die kilometerlange Trabi-Schlange auf, die sich ungeduldig und hupend in Richtung Bornholmer und Invalidenstraße schob. Der Journalist Jens Bisky, der bei der Filmpremiere im Publikum saß, zitierte in seiner Autobiographie eine Freundin, die scherzhaft gesagt haben soll: »Nun hat die DDR ihr Coming-out« (Bisky 2004, S. 204). Dieser Satz brachte die raumzeitliche Koinzidenz dieses Abends wunderbar auf den Punkt, denn der Mauerfall bedeutete nicht nur eine politische, sondern auch eine biographische Wende für queere Menschen in der DDR.

14 Mit dem Inkrafttreten einer neuen Strafgesetzgebung in der DDR 1968 verschwand der Paragraf 175 aus dem Strafgesetzbuch, wurde allerdings durch den Folgeparagrafen 151 ersetzt, der ein höheres Schutzalter für sexuelle Kontakte unter Männern vorsah.

Abbildung 1: Plakat zu Heiner Carows Film »Coming Out« (1989). © Archiv Schwules Museum Berlin.



Obwohl *Coming Out* auf der Berlinale 1990 mit dem Silbernen Bären ausgezeichnet wurde und vergleichsweise lang in den Kinos lief, wurde der Film von den weltpolitischen Ereignissen überschattet. Dennoch markierte er in Deutschland den Beginn eines neuen Filmgenres, das sich mit dem Thema Coming-out auf dramatische wie humorvolle Weise auseinandersetzt.

Filme, Serien und andere Medien schufen und reproduzierten Narrative, die bis heute unsere Vorstellung vom Coming-out prägen. Diese Narrative wiederum trugen zur Schaffung eines imaginären Skripts bei, das queeren Menschen hilft, sich in ihrem Selbstfindungsprozess zu verorten (Saguy 2020, S. 25–28).

AIDS-Krise und die Politik des Outings

Die Entdeckung der ersten AIDS-Fälle 1981 markierte eine deutliche Zäsur für die LGBTQ Community. Hatte die Lesben- und Schwulenbewegung in den 1970er-Jahren große Erfolge für ihre Community errungen, so erlebten schwule und bisexuelle Männer in den 1980ern eine deutliche Restigmatisierung (Gammerl 2023, S. 198–203). Als Reaktion auf die homophobe Politik der Reagan-Ära formierte sich 1987 in New York ACT UP (*AIDS Coalition to Unleash Power*). Mithilfe radikaler Protestaktionen kämpfte ACT UP für die Entstigmatisierung von AIDS-Erkrankten, für staatliche Präventionsmaßnahmen und die Entwicklung neuer Medikamente. In Anlehnung an die Verfolgung von Homosexuellen im Nationalsozialismus verwendete ACT UP den Rosa Winkel als Symbol, der mit dem Slogan »Silence = Death« versehen wurde. Die Aktivist*innen organisierten im März 1987 einen »Die-in« auf der Wall Street, bei denen sie sich kollektiv auf den Boden warfen und tot stellten. Mit dieser Aktion forderten sie u.a. einen freien Zugang zu Medikamenten (wie AZT) und prangerten die Diskriminierung von AIDS-Patienten im Gesundheitssystem an. Unter dem Motto »Stop the Church« organisierten ACT UP im Dezember 1989 einen weiteren »Die-in« in der New Yorker St. Patrick's-Kathedrale, mit dem sie gegen die homophoben, AIDS-feindlichen und abtreibungskritischen Äußerungen des damaligen Erzbischofs John O'Connor protestierten. ACT UP-Gruppen aus Frankreich und Deutschland folgten 1991 dem New Yorker Beispiel, indem sie medienwirksame Kirchenproteste in Paris, Köln und Fulda organisierten (vgl. Januschke/Klöppel 2021).

Drei Jahre nach der Gründung von ACT UP, im März 1990, spaltete sich Queer Nation als Untergruppe ab. Die Protestaktionen von Queer Nation blieben nicht allein auf das Thema HIV/AIDS beschränkt, sondern erstreckten sich auf die Diskriminierung, Stigmatisierung und Gewalt gegen queere Menschen allgemein. Wie die Bürgerrechtsbewegung, so nutzte auch Queer Nation die Strategie der Wiederaaneignung (*reclaiming*), indem sie den negativ besetzten Slangbegriff »queer« in eine Sprache und Praxis der Selbstermächtigung überführte (Saguy 2020, S. 18).

Sowohl ACT UP als auch Queer Nation verfolgten die Taktik des Outings (die unfreiwillige Bekanntgabe der Homosexualität prominenter Personen), um Druck auf Politik, Medien und Öffentlichkeit auszuüben. 1989 outete die ACT-UP-Gruppe in Portland (Oregon) den konservativen Senator Mark Hatfield, nachdem er homophobe Gesetzesinitiativen unterstützt hatte. Der San Franciscoer Autor Armistead Maupin, bekannt für seine queeren »Tales of the City«, sorgte mit dem postumen Outing von Rock Hudson für besonders großes Aufsehen. Hudson, der eng mit Nancy und Ronald Reagan befreundet war, starb 1985 an den Folgen von AIDS.

In den USA entbrannte Anfang der 1990er-Jahre eine öffentliche Debatte darüber, ob es ethisch vertretbar sei, Politiker und Prominente gegen ihren Willen zu outen (Gross 1993). In genau dieser Zeit wurde der Begriff »Outing« in den Print-

medien populär, meist mit negativer Konnotation. In dem Artikel »Ethics: Forcing Gays Out of the Closet«, der am 29. Januar 1990 im *Time Magazine* erschien, heißt es: »Frustrated at the slow pace of gay civil rights legislation and what they consider governmental indifference to the AIDS epidemic, growing numbers of gay activists now claim a moral right to ›rip people out of the closet‹ – either to force them to help the movement or to nullify them as opponents« (Times Magazine, 29.01.1990). Kritiker verglichen die Taktik des Outings mit dem »lavender scare« der McCarthy-Ära, nur mit dem Unterschied, dass queere Menschen nun selbst zu Tätern wurden und in die Privatsphäre anderer eingriffen.

Besonders intensiv wurde die Outing-Debatte in dem schwul-lesbischen Magazin *OutWeek* geführt, deren Mitbegründer und Herausgeber Michelangelo Signorile war. Signorile, Journalist, Autor und Gay Rights-Aktivist aus New York, etablierte sich mit seiner Kolumne »Gossip Watch« als führende Stimme in der Outing-Debatte. Er prangerte die Doppelmoral der Medien im Umgang mit hetero- und homosexuellen Prominenten an und forderte einen offenen Umgang mit Homosexualität in der Berichterstattung. Das Outing nutzte er als Waffe gegen queere Prominente und Politiker, die aus Imagegründen ihre Sexualität verschwiegen und sich in der Öffentlichkeit homophob äußerten. In seiner Kolumne outete er u.a. den Stand-Up-Comedian Andrew Dice Clay, der in seinen Programmen herablassend über Frauen, Homosexuelle und AIDS-Erkrankte sprach. Kurz nach dem Tod des Medientycoons Malcom Forbes machte Signorile dessen Homosexualität in einer Cover Story öffentlich: »The Secret Gay Life of Malcom Forbes« (Signorile 1990). Der Fall Malcom Forbes war auch Gegenstand seines 1993 erschienenen Buchs *Queer in America: Sex, Media, and the Closets of Power*.

In Deutschland sorgte Rosa von Praunheim mit seinem Auftritt in der Abend-sendung *Der heiße Stuhl* am 10. Dezember 1991 für einen Skandal. Er kritisierte, dass Prominente in Deutschland aus Karrieregründen ihre Homosexualität immer noch geheim hielten. Ohne vorherige Absprache oder Erlaubnis, outete er Hape Kerkeling und Alfred Biolek vor laufender Kamera als schwul. Die Tages- und Boulevardzeitungen überschlugen sich mit Schlagzeilen. Praunheims »Skandalauftritt« 1991 war der Beginn weiterer »Zwangsausings«. Nachdem Praunheim in der ARD-Sendung *Pro und Contra* behauptet hatte, Altkanzler Helmut Schmidt und Götz George seien bisexuell, zog Letzterer mit einer Unterlassungsklage erfolgreich vor Gericht (Münchener Abendzeitung, 29.02.1992).

Stärker in den USA als in Deutschland wurde die Strategie des Outings aus der Not heraus geboren: Frustriert von der homophoben und AIDS-feindlichen Politik der Reagan-Ära, nutzten ACT UP und Queer Nation das Outing konservativer Politiker als Waffe, um Druck auf Politik, Medien und Öffentlichkeit auszuüben.

Fazit: Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen

Kaum ein anderer Begriff ist mit queeren Biografien so eng verbunden wie das Coming-out. So präsent der Begriff in Medien und Öffentlichkeit ist, so wenig wissen wir über den Ursprung dieser Idee und Praxis. Wie dieser Beitrag gezeigt hat, reichen die Ursprünge des Coming-out auf die Prohibition-Ära zurück, in der New York und andere Großstädte von einem »Pansy craze« erfasst wurden (Chauncey 1994). In Anlehnung an die Tradition des Debütantinnenballs stand »coming out« für das Eintreten eines Neulings in eine queere Subkultur. Mit dem »coming out« war ein Initiationsritus verbunden: Auf sogenannten »Pansy Balls« feierten queere Männer ihr Debüt in Drag als »Pansy« oder »Sissi«.

Erst mit dem Aufkommen der modernen Homosexuellenbewegung in den 1970ern wurde das Coming-out politisiert und ging eine semantische Verbindung mit der Closet-Metapher ein. Nicht mehr das Eintreten in eine Subkultur, sondern das Heraustreten aus dem Versteck, das Sich-Zeigen und öffentliche Bekennen stand nun im Vordergrund. Das Coming-out wurde zur politischen Forderung und Strategie der Gay Liberation. Die öffentlichen Coming-outs von Lesben und Schwulen sollten Vorbilder schaffen, für eine Enttabuisierung und Sichtbarkeit queeren Lebens sorgen und weitere Aktivist*innen mobilisieren. Mitte der 1970er-Jahre fasste das Coming-out als Begriff und Konzept auch in Deutschland Fuß, zunächst innerhalb der LGBTQ Community und ab den 1980ern auch im Mainstream: Am 9. November 1989, dem Tag des Berliner Mauerfalls, feierte Heiner Carow die Premiere seines Filmdramas *Coming Out*, dem ersten und letzten Film seiner Art in der DDR.

Wer auf die queere Geschichte in der westlichen Welt blickt, ist im ersten Moment geneigt, diese als eine Fortschrittsgeschichte zu erzählen. Allein in Deutschland sind in den letzten Jahren Gesetze verabschiedet worden, die als ein Meilenstein in der Gleichberechtigung queerer Menschen angesehen werden können, etwa die 2017 beschlossene »Ehe für alle«. Dennoch greift eine lineare Emanzipationsgeschichte zu kurz, wie der Historiker Benno Gammerl zu Recht betont. Vielmehr plädiert Gammerl dafür, die queere Geschichte in Deutschland und anderen westlichen Ländern als eine spannungsreiche Gleichzeitigkeit von Emanzipation, Stigmatisierung und Normalisierung zu begreifen (vgl. Gammerl 2021/2023). Denn die Kämpfe für Emanzipation und Gleichberechtigung nach *Stonewall* führten nicht automatisch zur Überwindung von Stigmata und zur Normalisierung queerer Lebensformen. Im Gegenteil: Waren die 1970er-Jahre eine Zeit des schwul-lesbischen Aufbruchs in Westeuropa und den USA, in denen Emanzipationsbewegungen für sexuelle Vielfalt eintraten und Rosa von Praunheims Appell »Raus aus den Toiletten, rein in die Straßen!« zur kämpferischen Parole wurde, so führte die AIDS-Krise zu einer deutlichen Restigmatisierung von gleichgeschlechtlich begehrenden Män-

nern in den 1980ern. Abertausende sahen sich nun mit einem zweiten Coming-out konfrontiert: Die Diagnose HIV-positiv.

Dieses und andere Beispiele zeigen, dass sich queere Zeitverläufe mit einer Denkfigur beschreiben lassen, die der Philosoph Ernst Bloch zum Signum der Moderne erhob: die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen.¹⁵ In den simultanen, miteinander verflochtenen Entwicklungslinien der queeren Zeitgeschichte nahm das Coming-out eine zentrale Rolle ein – mal als codierter Initiationsritus, mal als politischer Akt und letztlich als Metapher für die Selbstfindung und Selbstbehauptung queerer Menschen.

Verwendete Literatur

- Andersen, L. M. F. (2013), *The Politics of Prohibition. American Governance and the Prohibition Party, 1869–1933*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Armstrong, E. A. und Crage, S. (2006), ›Movements and Memory: The Making of the Stonewall Myth‹, in: *American Sociological Review* 71(5), S. 724–751.
- Bisky, J. (2004), *Geboren am 13. August. Der Sozialismus und ich*, Berlin: Rowohlt.
- Bobker, D. (2015), ›Coming Out. Closet Rhetoric and Media Publics‹, in: *History of the Present* 5 (1), S. 31–64.
- Brodersen, F. und Oldemeier, K. (2017), ›Coming-out‹. in: *Gender Glossar/Gender Glossary*, <http://gender-glossar.de> (letzter Zugriff: 03.04.2025).
- Butler, J. (1993), ›Imitation and Gender Insubordination‹, in: Abelove H. und Michele A. B., David M. H. (Hg.), *Lesbian and Gay Studies Reader*, New York: Routledge, S. 307–320.
- Carter, D. (2005), *Stonewall. The Riots That Sparked the Gay Revolution*, New York: St. Martin's Press.
- Chauncey, G. (1994), *Gay New York. Gender, Urban Culture, and the Making of the Gay Male World, 1890–1940*, New York: Basic Books.
- D'Emilio, J. (1983), *Sexual Politics, Sexual Communities. The Making of a Homosexual Minority in the United States, 1940–1970*, Chicago: University of Chicago Press.
- Dannecker, M. und R. Reiche (1974a), *Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Dannecker, M. und Reiche R. (1974b), ›Die kollektive Neurose der Homosexuellen‹, in: *Leviathan* 2 (1), S. 61–79.

15 Ernst Bloch versuchte mit der Denkfigur der Ungleichzeitigkeit den Aufstieg des Faschismus zu erklären und verwies damit auf das spannungsreiche Nebeneinander von gesellschaftlicher Modernisierung und traditionellen Denkformen, von Fortschritt und Rückständigkeit in der Moderne.

- Delany, S. R. (2000), *Shorter Views. Queer Thoughts and the Politics of the Paraliterary*, Middletown: Wesleyan University Press.
- Dennert, G. und Leidinger, C., Rauchut, F. (Hg.) (2007), *In Bewegung bleiben. 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben*, Berlin: Querverlag.
- Eaklor, V. L. (2011), *Queer America. A GLBT History of the 20th Century*, Westport (Connecticut)/London: Greenwood Press.
- Eckert, N. (2021), *Wie alle, nur anders. Ein transsexuelles Leben in Berlin*, München: C.H. Beck.
- Faderman, L. (1991), *Odd Girls and Twilight Lovers. A History of Lesbian Life in 20th-Century America*, New York: Columbia University Press.
- Frackman, K. (2022), *Coming Out*, Rochester: Boydell & Brewer.
- Gagnon, J. und William, S. S. (1973), *Sexual Conduct. The Social Sources of Human Sexuality*, Chicago: Aldine.
- Gallo, M. M. (2007), *Different Daughters. A History of the Daughters of Bilitis and the Rise of the Lesbian Rights Movement*, Boston: Da Capo Press.
- Gammerl, B. (2021), *Anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte*, München: Hanser.
- Gammerl, B. (2023), *Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute*, München: Hanser.
- Gianoulis, T. (2005), Art. ›RuPaul (RuPaul Andre Charles)‹, in: Summers, C. J. (Hg.), *The Queer Encyclopedia of Film & Television*, San Francisco: Cleis Press, S. 247–248.
- Gosse, V. (2005), *Rethinking the New Left. An Interpretative History*, London: Palgrave Macmillan.
- Griffiths, C. (2021), *The Ambivalence of Gay Liberation. Male Homosexual Politics in West-Germany*, Oxford: Oxford University Press.
- Gross, L. (1993), *Contested Closets. The Politics and Ethics of Outing*, Minneapolis/London: University of Minnesota Press.
- Grossmann, T. (1980), *Schwul – na und?*, Hamburg: Rowohlt.
- Hellinger, M. (1930), ›People I've met‹, in: New York Daily Mirror.
- Henry III, W. A. (1990), ›Ethics: Forcing Gays out of the Closets. Homosexual Leaders seek to expose foes out of the Movement‹, in: *Time Magazine* (29.01.1990), <https://content.time.com/time/subscriber/article/0,33009,969264-1,00.html> (letzter Zugriff: 25.04.2025).
- Henze, P. (2019), *Schwule Emanzipation und ihre Konflikte. Zur westdeutschen Schwulenebewegung der 1970er Jahre*, Berlin: Querverlag.
- Januschke, E. und Klöppel, U. (2021), ›ACT UP-Kirchenprotest in Deutschland als translokale AIDS-aktivistische Praxis‹, in: *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 13, S. 651–660.
- Johnson, D. K. (2004), *The Lavender Scare. The Cold War Persecution of Gays and Lesbians in the Federal Government*, Chicago/London: University of Chicago Press.

- Johansson, W. und W. A. P. (1994), *Outing. Shattering the Conspiracy of Silence*, New York/London/Norwood: The Haworth Press.
- Leber, C. (2027), *Die Erfindung des Coming-out. Eine Spurensuche*, Berlin: Querverlag (in Vorbereitung).
- Long, M. G. (2014), *Gay Is Good: The Life and Letters of Gay Rights Pioneer Franklin Kameny*, New York: Syracuse University Press.
- Mauch, C. (2008), *Die 101 wichtigsten Fragen – Amerikanische Geschichte*, München: C.H. Beck.
- o.A. (1931), »31 Debutantes Bow at Local »Pansy« Ball: Neuter Gender Frolic in Stunning Women's Gowns«, in: *The Baltimore Afro-American* (21.03.1931).
- o.A. (1938), »Die Debütantin«, in: *Tremonia. Central-Blatt für den Kreis Arnsberg* (22.06.1938).
- o.A. (1970), »Thousands of Homosexuals Hold a Protest Rally«, in: *New York Times* (29.06.1970).
- o.A. (1979), »Homosexuelle: Wind in Tuntenwohnungen«, in: *Der Spiegel* (29.04.1979).
- Paul, B. und Seier, A. (2024), »Betroffenheit verteidigen. (Selbst-) Politisierung in Kunst und audiovisueller Kultur«, in: dies. (Hg.), *Betroffenheit. Praktiken der (Selbst-)Politisierung in Kunst und audiovisueller Kultur*, Berlin: Neofelis, S. 7–33.
- Peretti, B. W. (2007), *Nightclub City. Politics and Amusement in Manhattan*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Roxborough, S. (2021), 185 LGBTQ German Actors Stage Mass Coming Out, Call for more Onscreen Diversity, in: *Hollywood Reporter* (05.02.2021), <https://www.hollywoodreporter.com/lifestyle/lifestyle-news/lgbtq-german-actors-come-out-4128481/> (letzter Zugriff: 19.04.2025).
- Saguy, A. C. (2020), *Come Out, Come Out, Whoever You Are*, Oxford: Oxford University Press.
- Schomers, B. (2018), *Coming-out – Queere Identitäten zwischen Diskriminierung und Emanzipation*, Opladen, Berlin, Toronto: Budrich University Press.
- Schrödl, J. (2022), »Zerren wir weiter an diesem Leichentuch des Patriachats und entdecken wir Stück für Stück unsere wahre Geschichte«. Lesbentheater in der Bundesrepublik Ende der 1970er Jahre«, in: Schrödl, J. und Wittrock, E. (Hg.), *Theater in queerem Alltag und Aktivismus der 1970er und 1980er Jahre*, Berlin: Neofelis, S. 33–59.
- Sedgwick, E. K. (1990), *Epistemology of the Closet*, Berkeley: University of California Press.
- Siems, M. (1980), *Coming Out. Hilfen zur homosexuellen Emanzipation*, Hamburg: Rowohlt.
- Signorile, M. (1990), »The Secret Gay Life of Malcom Forbes«, in: *OutWeek* 38 (30.03.1990).
- Stein, M. (2012), *Rethinking the Gay and Lesbian Movement*, London: Routledge.

- Stryker, S. (2017), *Transgender History. The Roots of Today's Revolution*, 2. Aufl. Berkeley.
- Wetzell, R. F. (2021), »Rosa von Praunheim, Martin Dannecker und das Verhältnis der westdeutschen Schwulenbewegung zur homosexuellen Subkultur, 1971–1986. Von *Nicht der Homosexuelle ist pervers...* zum Streit in der AIDS-Krise«, in: *Invertito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten* 23, S. 95–135.
- Woltersdorff, V. (2006), *Coming Out. Die Inszenierung schwuler Identitäten zwischen Auflehnung und Anpassung*, Frankfurt a.M./New York: Campus.

Eine Krise der Männlichkeit?

Militärische Männlichkeitskonstruktionen in Kriegstagebüchern österreichischer Soldaten im Ersten Weltkrieg

Sabine Viktoria Kofler

Einleitung

Ein wichtiges und nicht zu vergessendes Forschungsfeld in der regionalen Geschlechtergeschichte bildet die Männergeschichte. Eine inklusive Geschlechtergeschichte, welche Männer und Frauen gleichsam in der Geschichte betrachten sollte, forderte bereits Natalie Zemon Davis 1976 (Zemon Davis 1976, S. 90).

Die ersten »Men's Studies« gingen deshalb, wenig überraschend, aus der Neuen Frauenbewegung der 1970er-Jahre im angelsächsischen Raum hervor. Mit dem Aufkommen der »newer Men's Studies« wurden auch Kategorien wie Race, Klasse, Sexualität, Religion, Alter usw. einer Geschichte der Männlichkeiten hinzugefügt (Martschukat/Stieglitz 2008, S. 35–37). Etwas verzögert etablierte sich auch eine kritische Männerforschung im deutschsprachigen Raum. Die Historikern Ute Frevert war eine der ersten, die eine Untersuchungen von »Weiblichkeiten« und »Männlichkeiten« in einem historischen Kontext forderte (Martschukat/Stieglitz 2008, S. 29–30).

Ein bis heute noch bedeutendes Forschungsfeld bildet das Verhältnis von Männlichkeit und Militär in der Geschichte. Eine Vorreiterin für eine Öffnung der Geschlechtergeschichte hin zu geschlechtsspezifischen Themen bildet dabei ohne Zweifel die österreichische Historikerin Christa Hämmerle, die sich mit zahlreichen Arbeiten zur Erforschung von Männlichkeiten im Ersten Weltkrieg befasste (Hämmerle 2000; Hämmerle 2006).

Militär und Männlichkeit waren untrennbar miteinander verbunden. Richtungsweisende Arbeiten stammen aus der Feder von Ernst Hanisch (Hanisch 2005) und Monika Szczepaniak (Szczepaniak 2011) zur Untersuchung von militärischen Männlichkeiten im Ersten Weltkrieg.

Ein Begriff, der sich in der Männerforschung spätestens seit Raewyn Connell etabliert hat, ist das Prinzip der hegemonialen Männlichkeit. Hämmerle untersuchte die Verwendbarkeit dieses Prinzip für das k.u.k. Militär und stellte fest, dass es

zumindest vor dem Krieg in der Armee keine Vormachtstellung einer einzigen militarisierten Männlichkeitsvorstellung gab. Erst mit Ausbruch des Krieges setzte sich allmählich eine »idealisierte Verbindung von Männlichkeit und Militär bzw. militärischen Werten« in der Habsburgermonarchie durch (Hämmerle 2005, S. 118).

Das Zentenarium von 2014–2018 hat den Ersten Weltkrieg mit einer Reihe von Veranstaltungen, Ausstellungen und Aufarbeitung historischen Quellenmaterials sowie wissenschaftlichen Publikationen publikumswirksam in den Vordergrund der Forschung gestellt. In diesem Artikel wird der Fokus auf die Untersuchung und Analyse von Männlichkeitskonstruktionen deutsch-österreichischer Soldaten in ihren Kriegserinnerungen gelegt und stellt zwei zentrale Aspekte zur militärischen Männlichkeitskonstruktion in den Mittelpunkt, die miteinander verflochten sind:¹

1. Die neuen Kriegstechnologien und Waffen, die in den Schützengräben an der Ost- und Südfront Österreich-Ungarns zum Einsatz kamen, prägten die Kriegserfahrungen und das Selbstverständnis der Soldaten als »Krieger« in einem anonymisierten Kriegsgeschehen nachhaltig und grundlegend.

2. Ein weiterer besonders oft überlieferter Aspekt der Soldaten in ihren Erinnerungen bestand in den Auswirkungen des Kriegserlebnisses auf ihre Nerven und deren Widerstandskraft. »Nervöse« und damit unzuverlässige und »unmännliche« Krieger gefährdeten in großem Maße nicht nur die heimische Kriegspropaganda, sondern auch die typischen Männlichkeitsvorstellungen der Soldaten.

Der Erste Weltkrieg löste eine »Krise der Männlichkeit« aus, wenn auch der Begriff »Krise« impliziert, dass es vorher eine stabile, positive und »authentische« Männlichkeit gegeben hat, die in Krise geraten ist (Martschukat/Stieglitz 2008, S. 64). Die Antwort auf diese Krise waren neue soldatische Männlichkeitsentwürfe, verändert durch die harte Realität und Konsequenzen eines Krieges mit neuen Waffen, Technologien und Fronterfahrungen.

Private Aufzeichnungen und Selbstzeugnisse geben immer einen wertvollen Einblick in das einfache Soldatenleben und wurden in der Geschichtswissenschaft oft als Perspektive »von unten« einer offiziellen Geschichtsschreibung »von oben« entgegengesetzt (Mommsen 2002, S. 25–26). Ein Großteil der persönlichen Aufzeichnungen wurde für den privaten Gebrauch verfasst, lediglich ein kleinerer wurde mit dem Gedanken an eine spätere Publikation geschrieben (Epkenhans et al. 2006, S. 12–13). Die Autoren der hier untersuchten Tagebücher waren, ob sie nun nur für sich selbst oder für ein Publikum schrieben, immer von verschiedenen Faktoren und Einflüssen, wie das soziale Umfeld und die persönliche Erfahrungswelt geprägt, die sich in ihrer Themenwahl und gelegentlich auch in der

1 Dieser Artikel basiert auf meiner Masterarbeit »Jeder will als Held sterben...« Kriegserfahrungen und Männlichkeitskonstruktionen von österreichisch-ungarischen Soldaten im Ersten Weltkrieg an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck von 2018, online abrufbar <https://bibsearch.uibk.ac.at/AC15095727>.

(Selbst-)Zensur niederschlugen (Mertelseder/Wisthaler 2005, S. 68–69). Die hier untersuchten Quellen sind eine Auswahl aus privaten Tagebüchern und nach dem Krieg veröffentlichten Kriegsbüchern von Offizieren, die Teil der sehr populären Kriegserinnerungsliteratur der Zwischenkriegszeit waren.

Ein neuer Krieg

Ein aufmerksamer Beobachter seiner Zeit war der jüdisch-polnische Unternehmer, Publizist und Pazifist Ivan Bloch, der bereits 1898 prophezeite, dass sich der Charakter des Krieges aufgrund des Rüstungsniveaus der europäischen Staaten und der verheerenden Vernichtungskraft moderner Kriegswaffen im Vergleich zu vorherigen militärischen Auseinandersetzungen komplett verändert habe (Sapper 2008, S. 309–310). Ein zukünftiger Krieg zwischen zwei industrialisierten Nationen würde zu einer reinen Materialschlacht mit einem nie gekannten Aufwand an menschlichen und materiellen Ressourcen werden, den kein Staat auf längere Sicht imstande wäre, aufrecht zu erhalten.

Die allgemeine Hoffnung und Erwartung vieler Soldaten 1914 auf einen kurzen Krieg, der nur bis Weihnachten dauern würde, teilten Berufsoffiziere wie der Generalstabsoffizier Constantin Schneider² bei Kriegsausbruch mit Russland nicht. Er und Militärexperten erkannten, dass mit modernen Waffen, wie Artillerie, Maschinengewehre, Granaten usw., ein Krieg unweigerlich länger als nur ein paar Monate dauern würde (Schneider 2003, S. 30). In der Tat entwickelte sich der Krieg bald zu einem Stellungskrieg, in dem die Schützengräben zum charakteristischen Bild des Ersten Weltkriegs wurden.

Auch das äußere Bild des Soldaten veränderte sich unter dem Einfluss der neuen Waffentechnologien. Feldgraue Uniformen – im Unterschied zu den farbenfrohen Uniformen aus dem vorherigen Jahrhundert – sollten die Soldaten möglichst zu keinem leichten Ziel in der Landschaft machen. Der Stahlhelm – Symbolbild des Frontkämpfers schlechthin in der Nachkriegszeit – wurde ab 1915 für die europäischen Schlachtfelder entwickelt (Gross 2014a, S. 863). Der Erste Weltkrieg war Schauplatz für eine Reihe neuer und schon bestehender Technologien, die erstmals auch für den Krieg nutzbar und weiterentwickelt wurden. Vor allem die Waffen, Maschinengewehre, Geschütze und Kanonen wurden ständig weiter verbessert, während noch

2 Constantin Schneider (1889–1945) erlebte den gesamten Krieg zuerst an der Ost-, ab 1915 an der Südfront mit. Er geriet in italienische Kriegsgefangenschaft, die er bis 1919 in einem Lager bei Monte Cassino verbrachte. Sein während des Krieges geführtes Tagebuch nutzte er als Grundlage für seine Aufzeichnungen, die er in Gefangenschaft begann. Schneiders handschriftlich verfassten Erinnerungen wurden 2003 von Oskar Dohle kommentiert und herausgegeben.

relativ neue Entwicklungen, wie das Flugzeug, im Krieg einen Innovationsschub erhielten (Matis 2014, S. 27). Die sich oft rasch verändernde Situation an der Front erforderte den Ausbau der Telegraf- und Telefontechnik im Krieg. Schneider erlebte als Nachrichtenoffizier an der Ostfront diese Entwicklung mit: »Die Ereignisse liefen einfach zu schnell ab, um vom Pferde aus beherrscht werden zu können. Damit begann das Telefon seine unbeschränkte Herrschaft« (Schneider 2003, S. 76). Eine völlig neue Erscheinung war der Tank.³ Die Idee eines gepanzerten Fahrzeuges in der Habsburgermonarchie war vor dem Krieg nicht neu (Matis 2014, S. 33), aber erst die Briten entschlossen sich 1916 in Massenproduktion solche Tanks auf die Schlachtfelder zu schicken (Gross 2014b, S. 917). Das Erscheinen dieser unbekannt, bewaffneten und gepanzerten Fahrzeuge, denen die Soldaten kaum etwas entgegensetzen konnten, löste regelmäßig Furcht und Panik bei den Männern aus. Josef Werner⁴ berichtet in seinem Tagebuch von der Südfront über das Auftauchen eines solchen stählernen Ungetüms, der in den eigenen Reihen eine Panik verursachte: »Die Italiener fühlen sich der moralischen Wirkung so sicher, dass der Tank mit offenen Türen heranrollt« (Werner 2014, S. 115).

Eine weitere Neuerscheinung verbreitete unter den Soldaten Angst und Schrecken: der Flammenwerfer. Die Entwicklung dieser Waffe fand schon vor Kriegsausbruch in Deutschland statt, hatte ihren ersten Einsatz 1916 vor Verdun und wurde in der Folge auch von den alliierten Streitmächten übernommen. Der Flammenwerfer stellte sich als eine der gefürchtetsten und wirksamsten Waffen im Nahkampf in den Schützengräben heraus (Gross 2014c, S. 489). Die Wirkung unter den Soldaten war demoralisierend, wie Schneider von der Südfront schilderte: »Grausam haben damals besonders die italienischen Flammenwerfer gewütet und ganze Abteilungen verbrannt« (Schneider 2003, S. 408).

Es gab keine, wie aus vorherigen Kriegen bekannten, alles entscheidende Schlachten mehr, keine heldenhaften Kämpfe Mann-gegen-Mann. Die Soldaten fanden sich in der brutalen Realität eines Massen- und Materialkampfes wieder. Hier herrschte nun ein Kampf Mensch gegen Maschine. Der einzelne Soldat konnte wenig bis gar nichts bewirken, war lediglich ein kleines Rädchen im Getriebe der großen Kriegsmaschinerie.

3 Ursprünglich als Tarnbezeichnung wegen seiner Ähnlichkeit mit einem Wassertank wurde Tank bald auch im deutschsprachigen Raum zum üblichen Begriff für einen gepanzerten Kampfwagen.

4 Über das Leben des Salzburger Josef Werner, der als Einjährig-Freiwilliger zuerst an die Ostfront nach Rumänien und später an die Südfront am Piave kam, ist nicht viel bekannt. Seine Aufzeichnungen umfassen den Zeitraum vom 10. Mai 1916–15. November 1918. Im Oktober 1971 kehrte er im Urlaub an die früheren Kriegsschauplätze im Süden zurück. Harald Gredler gab das Kriegstagebuch von Josef Werner 2014 im Österreichischen Milizverband heraus.

Abbildung 1: Ungewohnter Anblick auf den Schlachtfeldern: Britische Mark V Tanks 1918 © Wikimedia Commons.



Otto Gallian⁵ fasste diese Hilflosigkeit passend in seinen Kriegserinnerungen zusammen:

»[...] Und darunter Hunderte, ja Tausende, die der Krieg gebrochen oder vernichtet, ehe sie den Feind zu Angesicht bekommen, die oft Monate hindurch gleichsam nicht gegen ebenbürtige Menschen, vielmehr gegen ein unfaßbares, in irr-sinniger Zerstörungswut hereinbrechendes Element ankämpfen, gegen nieder-sausende Granaten und Schrapnelle, über die Landschaft hinwegpeitschende Maschinengewehr-Garben, die feurige Pest von Flammenwerfern und träge dahin-ziehenden Gasschwaden, denen sie hilflos und ohnmächtig gegenüberstehen.«
(Gallian 1934, S. 65)

5 Leutnant Otto Gallian (1896–1940) war Verfasser einer Reihe von äußerst populären Kriegsbüchern in den 1930er-Jahren. Sein autobiographisches Werk »Monte Asolone 1918« berichtet von seinen Kriegserlebnissen an der Südfront und seiner anschließenden Gefangenschaft, sowie seiner Flucht und Heimkehr 1919. Nach dem Krieg schloss er sich der österreichischen NSDAP an, floh nach deren Verbot nach Deutschland, wurde dort SA-Führer und starb im Zweiten Weltkrieg im Rang eines Hauptmannes in den Ardennen.

Beispielhaft für diesen Kampf gegen einen unvorhersehbaren und unsichtbaren Gegner bildete der Gaskrieg, der zwar laut Haager Landkriegsordnung von 1907 untersagt war, die kriegführenden Staaten im Ersten Weltkrieg allerdings nicht daran hinderte, verschiedene Giftgase zu entwickeln und einzusetzen. Der Beschuss mit Gasgranaten wirkte besonders demoralisierend auf die Soldaten, da dieser schleichende oft geruchlose und unsichtbare Tod zu zahlreichen Verlusten führte. Den psychischen Schrecken eines solchen Angriffes schilderte wiederum Gallian sehr eindringlich:

»Plötzlich Geschrei, Lärm, Hilferufe, Granaten sausen, ich ringe nach Atem... »Gas! Gas!« [...] Nun fange ich selbst erbärmlich zu husten an, ringe nach Luft – bin nahe daran, zu erbrechen, will schon die Maske herunterreißen – der sichere Tod [...] mit dem Aufwand aller Willenskraft, ruhig zu atmen; die Lunge droht zu zerspringen, ich kämpfe verzweifelt mit dem lebensgefährlichen Hustenreiz – aber es geht.«
(Gallian 1934, S. 23)

Der psychologische Effekt eines Gasangriffes war Grund genug, diese Art von Kriegsführung in den späteren Kriegsjahren hauptsächlich als Demoralisierung des Gegners vorzunehmen (Müller 2014, S. 520).

Diesem unsichtbaren, anonymen und bedrückenden Tod am Boden konnten hingegen einige ausgewählte Soldaten in der Luft entgehen.

Der Luftkrieg

Die Luftfahrttechnik stand zu Beginn des Krieges noch in ihren Anfängen. Seit dem ersten motorisierten Flug der Gebrüder Wright im Dezember 1903 waren knapp zehn Jahre vergangen. Die österreichisch-ungarische Heeresverwaltung hegte eine skeptische und zögerliche Haltung gegenüber der neuen Flugzeugtechnik und konzentrierte sich vor Kriegsausbruch auf den Ausbau ihrer Luftschiff- und Ballontruppen (Révész 2014, S. 99–100). Zu Kriegsbeginn gab es deshalb noch kaum konkrete Konzepte für einen Luftkrieg und den Einsatz von Flugzeugen (Resch 2014, S. 73–75). Früh schon erkannte das Militär jedoch die Möglichkeit, Flugzeuge zur Aufklärung und Beobachtung des Feindes einzusetzen. Die Weiterentwicklung der Flugzeuge schritt im Laufe des Krieges weiter voran, und es bildeten sich ab 1915 schon bald eigene Flugzeugtypen für ihre jeweiligen Aufgaben, wie Aufklärer-, Bomber- und Jägerflugzeuge (Marschik 2002, S. 125). Auch zur Leitung des eigenen Artilleriefeuers, des sogenannten »Radioschießens«, eigneten sich die Flugzeuge hervorragend (Blasi/Tötschinger 2017, S. 23).

Der Krieg erreichte nun zunehmend auch die dritte Dimension. Besonders die Luftkämpfe einzelner Piloten waren für die Soldaten am Boden aufregende und fas-

zinierende Spektakel, wie Josef Wegl⁶ mehrmals in seinen Aufzeichnungen festhielt: »Heute vorm.[ittag] gab es ein aufregendes Schauspiel. Unser Flieger verfolgte einen feindlichen Äroplan, der schleunigst Reißaus nahm« (Wegl 2015, S. 111).

Die Jagd- und Kampfflieger gaben für die Soldaten am Boden meist ein fesselndes Erlebnis ab, wie Wegl in einem weiteren Eintrag festhielt: »Vormitt.[ags] gibt es ein interessantes Schauspiel in den Lüften: 4 Flieger kreuzen in der Luft und machen aufeinander Jagd. Sie beschießen sich mit Maschinengewehren« (Wegl 2015, S. 159). blieb der Krieg in den Schützengräben oft monoton, bot der Luftkrieg den Soldaten zuweilen Ablenkung und Unterhaltung, wie Wegl anmerkte: »Im Lager geht es eintönig weiter. Nur die Flieger bringen einige Abwechslung« (Wegl 2015, S. 159).

Die Entwicklung des Kampf-Einsitzer-Flugzeugs ermöglichte es den Kampfpiloten nun »heldenhafte« Einzelkämpfe als aufregende Luftduelle auszutragen. Einzelne Männer konnten somit sichtbare Erfolge – meist vor staunendem Publikum – im Kriegsgeschehen vorweisen und stachen aus der Masse der anonymen Soldaten hervor (Schüler-Springorum 2002, S. 208–211). Ein neuer Heldentypus, das »Fliegerass«, war geboren. Im Gegensatz zum anonymen Massensterben der einfachen Soldaten am Boden kämpften in den Luftstreitkräften charismatische Persönlichkeiten, welche vor allem die Kriegspropaganda für sich zu nutzen wussten und mit denen der Krieg seine mythisch-romantisierten Helden zurückerlangte (Esposito 2006, S. 73–80). Es entwickelte sich ein wahrer Kult um die Weltkriegsflieger, die Namen Manfred von Richthofen, bekannt als der »Rote Baron«, Oswald Boelcke und Max Immelmann als »Ritter der Lüfte« sind vielen noch heute ein Begriff. Auch Österreich-Ungarn hatte seine Fliegerasse, wie Godwin Brumowski, Julius Arigi oder der Marineflieger Gottfried Freiherr von Banfield, bekannt als der »Adler von Triest«, der als einziger Pilot die höchste Auszeichnung der Monarchie, das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien Ordens, erhielt (Blasi und Tötschinger 2017, S. 36). Respekt und Bewunderung gab es sogar für die feindlichen Piloten, in Werners Worten »mutige Angreifer« (Werner 2014, S. 132).

6 Josef Wegl (1873–1953) stammte aus Niederösterreich, war von Beruf Lehrer und verbrachte den Krieg als Rechnungsunteroffizier bei verschiedenen Arbeiterkompanien. Seine Kriegsaufzeichnungen über seine Erlebnisse an der Südfront umfassen den Zeitraum von Mai 1915 bis September 1916 und wurden von Maria Schiffinger 2015 herausgegeben.

Abbildung 2: Österreich-Ungarns erfolgreichster Jagdflieger Godwin Brumowski © Wikimedia Commons.



Die Soldaten konnten diese Flieger als Projektionsfläche für soldatische Männlichkeitsideale hervorragend nutzen. Der Pilot, meist auch aus der Offiziersklasse stammend, der einen »ritterlichen« Wettkampf mit seinem Gegner in der Luft ausfocht, entsprach vielen männlichen Erwartungen an den Krieg (Esposito 2006, S. 79). Eine neue Fiktion des Einzelkämpfers entstand, der durch seine persönliche Leistung die neuartige Waffe beherrschte und sich nicht der Technik hilflos ausgeliefert fühlen musste. Die Unantastbarkeit und fast Unverletzbarkeit der Flieger vom Boden aus erkannte auch Fritz Kreisler⁷ an der Ostfront, der berichtete, dass

7 Fritz Kreisler (1875–1962) war ein bekannter jüdischer Wiener Violinist und Komponist, der 1914 als Reserveoffizier an die Ostfront einrückte und nach einer Verletzung im September

das Schießen auf die Flieger verboten war, »da das äußerst schwierige, beinahe senkrechte Zielen wenig Erfolg versprach, abgesehen von der Gefahr, dass die Kugeln wieder auf uns zurückfallen konnten« (Kreisler 2015, S. 48). Dieselbe Erfahrung musste auch Josef Wegl an der Südfront machen: »Um 9h sind die Flieger da, auch wir ergreifen unsere Flinten u.[nd] pfeffern hinauf, was das Zeug hält, natürlich ohne Erfolg« (Wegl 2015, S. 157).

Das Bild vom »ritterlichen« Piloten, der seine Gegner in einem ehrenhaften Duell zur Landung und Gefangennahme zwang – wie es kurz nach Kriegsausbruch stattfand – entsprach besonders ab der zweiten Hälfte des Krieges schon lange nicht mehr der Realität des Luftkrieges (Schüler-Springorum 2002, S. 217). Duelle zwischen einzelnen Jagdfliegern waren aus strategisch-militärischer Sicht nicht zielführend, denn vorwiegend galt es, den Gegner, selbst wenn es sich um unbewaffnete Beobachtungs- oder Aufklärungsflugzeuge handelte, abzuschießen (Schilling 2002, S. 267). Die brutalen und an Heftigkeit zunehmenden Kämpfe blieben auch den Soldaten am Boden nicht verborgen, wie Erich Mayr⁸ im Sommer 1918 berichtete:

»Mittags wurden im Luftkampfe zwei eigene Flieger abgeschossen, die brennend und eine lange Rauchsäule nach sich ziehend aus einer Höhe von 1.500-2.000 m unweit unseres Übungsplatzes in Barcola niederstürzten. Es war ein grausiges Schauspiel, zu sehen wie der Flieger aus dem brennenden Flugzeug sprang u.[nd] dieser [sic!] im Todesflug folgte.«

(Mayr 2013, S. 367)

Anstatt Faszination und Bewunderung löste der Anblick von feindlichen Fliegern nun lähmende Furcht und Hilflosigkeit aus, die ihre Angriffe auf die Soldaten am

1914 aus dem Kriegsdienst ausschied. Er übersiedelte noch im selben Jahr nach New York und verfasste dort auf Drängen eines amerikanischen Verlegers 1915 seine Erinnerungen an den Krieg im Osten »Four Weeks in the Trenches – the War Story of a Violinist«. 2015 wurden seine Erzählungen ins Deutsche übersetzt und von Clemens Hellsberg und Oliver Rathkolb kommentiert.

8 Erich Mayr (1890–1965) stammte aus Brixen und hielt in seinen vier Tagebüchern seine Militärzeit, beginnend mit seinem Wehrdienst 1913 bis zur Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft 1920, fest. Als Einjährig-Freiwilliger wurde er zu Kriegsbeginn eingezogen, gelangte an die Ostfront und im Juli 1915 an die Südfront, wurde dort verletzt und war bis Juli 1918 in Krems (Niederösterreich) stationiert. Erst kurz vor Kriegsende wurde er wieder an die Südfront berufen und geriet in Kriegsgefangenschaft, aus der er im Januar 1920 zurückkehrte. 2013 wurden seine handschriftlichen Aufzeichnungen von Isabella Brandauer herausgegeben.

Boden konzentrierten. Josef Pölzleitner⁹, der mehrmals Ziel von Luftangriffen wurde, schilderte diese Erfahrung in seinen später abgefassten Kriegserinnerungen:

»Plötzlich hören wir das Motorgeräusch knapp über uns. Die Flieger kommen ganz niedrig von seitwärts heran. Im nächsten Augenblick sind sie schon da. Kaum dreißig Meter über uns. Ihre Kugeln prasseln nieder, zwischen die arbeitenden Leute hinein. Links und rechts staubt es auf. Wir vernehmen nicht den Maschinengewehrlärm im mächtigen Rattern des Motors und Surren des Propellers. In ein Loch gedrückt, in qualvollster Hilflosigkeit, erwarte ich das Ende, und denke nicht daran, daß ein Gewehr neben mir lehnt. Da ist schon der zweite Flieger über uns, und der dritte. Dann ist die wilde Jagd vorbei.«

(Pölzleitner 1934, S. 296)

Abbildung 3: Godwin Brumowski (links) vor seiner Albatros D III neben dem »Fliegerass« Frank Linke-Crawford am Flugfeld Torresella 1917 © Wikimedia Commons.



Von ritterlich-heroischen Duellen in der Luft war hier keine Rede mehr. Der Luftkrieg selbst wurde zu einem Material- und Massenkrieg ausgeweitet. Anstatt Einzelflieger flogen ganze Geschwader oder Fliegerstaffeln gegen die Feinde. Keine Einzelkämpfe gegen ebenbürtige Gegner, sondern Taktik und Strategie, um den Gegner den größtmöglichen Schaden zuzufügen, hatten nun Vorrang (Esposito 2006, S. 81).

9 Josef Pölzleitner (1880–1961), von Beruf Lehrer, beschrieb in seinen ersten Kriegserinnerungen »Landsturm im Hochgebirge« 1929 noch im Stile der Regimentstagebücher, die Kriegseinsätze des Landsturmataillons, dem er als Offizier angehörte. Erst in seinem zweiten Buch »Berge wurden Burgen« von 1934 beschrieb er die Kriegserlebnisse aus einer persönlicheren Sichtweise.

Die Habsburgermonarchie war in der Flugzeugproduktion den alliierten Gegnern drastisch unterlegen. Die italienische Armee allein besaß doppelt so viele Flugzeuge wie die k.u.k. Luftstreitkräfte (Resch 2014, S. 94). Dieses diskrepante Machtverhältnis erkannten auch Soldaten wie Pölzleitner, wenn er anmerkte, dass die gegnerischen Piloten zwar nicht an »heldischen Geist« überlegen waren, dafür aber an »Zahl und Material« (Pölzleitner 1934, S. 245). Die verstärkten Fliegerangriffe und Bombardierungen auf das österreichische Hinterland ließen auch Erich Mayr kritisch fragen: »[...] wo bleiben unsere Fliegerhelden u.[nd] unsere Abwehrmaßnahmen?« (Mayr 2013, S. 372).

Diese zunehmende Hilflosigkeit gegenüber einem überlegenen Gegner, der mit »zielsicheren Mordwerkzeugen« (Schneider 2003, S. 594) die eigenen wehrlosen Reihen angriff, beschleunigte die Desillusionierung vieler Soldaten, die in diesem industrialisierten Massenkrieg vielmehr als »Objekte«, als bloßes »Kriegsmaterial« behandelt wurden.

Prägendes Beispiel für das kollektive Kriegserlebnis vieler Soldaten und das Gefühl der vollkommenen Auslieferung an moderne Kriegswaffen bildete dabei der Einsatz der Artillerie.

Die Artillerie

Das Maschinengewehr und die Artillerie waren beherrschend für das Fronterlebnis vieler Soldaten. Wie keine andere Waffe entwickelte sich die Artillerie zu einem kriegsentscheidenden Faktor im Kampfgeschehen. Hauptaufgabe der Artillerie bestand darin, den Weg für die eigenen Truppen freizuschießen, feindliche Stellungen auszuschalten und gegnerische Infanterieangriffe abzuwehren (Storz 2014, S. 346). Doch wie schon bei der Flugzeugtechnik hatte es die österreichische Heeresleitung vorab versäumt, die eigene Artillerietechnik zu modernisieren und war auch in quantitativer Hinsicht den Gegnern weit unterlegen (Matis 2014, S. 34). Trotz Nachrüstungen und Ausbau der Waffenproduktion während der Kriegsjahre konnte den gesamten Krieg hindurch zahlenmäßig nie der benötigte Produktionsstand erreicht werden (Storz 2014, S. 346).

Für viele Soldaten, die nie zuvor auf einem solchen Schlachtfeld gekämpft hatten, war die erste Begegnung mit diesen Waffen ein regelrechter Schock. Nicht umsonst stellte der erste Beschuss mit Trommelfeuer, auch »Feuertaufe« genannt, für viele Männer ein jähes Erwachen und Ernüchterung über die brutale Kriegsrealität dar.

Josef Pölzleitner schilderte in seinen Kriegserlebnissen sein erstes Trommelfeuer mit all seinen Schrecken:

»Herr im Himmel! Solch Feuer hatte ich noch nie erlebt. In jeder Sekunde einige Einschläge. Die einzelnen Explosionen waren nicht mehr zu unterscheiden, nur die ganz schweren konnten sich noch bemerkbar machen. Es war ein ununterbrochenes Rollen und Krachen, Pfeifen und Wimmern. Und wir saßen mitten drin, mit bleichen Wangen, stieren Augen, zitternden Händen. Dieses furchtbare Zuhören! Wahnsinnig könnte man werden!«

(Pölzleitner 1934, S. 134)

Das dichte Artilleriefeuer, das sich gleich einer Feuerwalze über die Front bewegte, das sogenannte Sperrfeuer, erlebte auch Josef Werner an der italienischen Front mit. Als inmitten seiner Gruppe eine Granate einschlug, berichtete er: »Noch unter dem Eindruck der fürchterlichen Feuerwalze, die über uns hinweg gegangen, vermag ich noch keine Worte zu finden, mein Entsetzen zu schildern« (Werner 2014, S. 112). Auch bei Gallian waren die Nerven während eines Granatenbeschusses »zum Reisen gespannt« (Gallian 1934, S. 13). Für Fritz Kreisler, der die ersten stundenlangen Artillerieduelle des Krieges an der Ostfront miterlebte, war »das unaufhörliche Grollen, Krachen und Bersten der Granaten beinahe unerträglich für unsere Nerven geworden« (Kreisler 2015, S. 68).

Besonders der Einsatz solcher Waffen im Gebirge erreichte eine ganz andere Dimension, als etwa auf den Schlachtfeldern der West- und Ostfront. Nicht nur die Granaten waren verheerend, sondern auch Splitter und Felsstürze, die durch den Artilleriebeschuss ausgelöst wurden. Pölzleitner schilderte eindrucksvoll einen solchen Beschuss seines Schützengrabens am Kleinen Lagazuoi:

»Eine ungeheure Felswand schien niederzubrechen, überschüttete uns mit allen Schauern des Grauens. Wie wenn die Erde geborsten wäre. Splitter schwirrten über uns hinweg. Ich saß zusammengekauert hinter dem Felsblock. Da rückte die zweite Einundzwanzig-Zentimeter-Granate an. Die Erde erzitterte wieder. Ein Getöse ohnegleichen, vom Echo noch verstärkt. [...] Und so gings nun Schlag auf Schlag. Mit bleichen Wangen warteten wir und warteten. So hatte ich mir in angstvollen Stunden den Krieg vorgestellt. Felsblöcke verschwanden, wurden von der furchtbaren Kraft zermalmt, Splitter surrten, kamen von vorne und hinten, von links und rechts, gellten mit schaurigem Gepfeife durch die Luft.«

(Pölzleitner 1934, S. 35)

Auch im Karstgebirge konnte Hans Pölzer¹⁰ die entsetzlichen Auswirkungen eines solchen Beschusses miterleben:

»Das war kein Krach wie ein einzelner Schlag, das klang wie eine Salve von tausend Geschützen. Dann folgten die ersten Steinlawinen, die sich loslösten. Achthundert Meter von der Einschlagstelle einer solchen Riesenschale weg kamen noch schwere Verwundungen durch Steinschlag vor!«

(Pölzer 1993, S. 32)

Viele Männer versuchten in ihren Erinnerungen die Wirkung eines solchen »Stahlgewitters« auch sprachlich zu erfassen. Dabei wurde oftmals von einem »ununterbrochenen Geprassel, Gekrache, Geheule« und einem »wahnsinnigen Brüllen« gesprochen (Pölzer 1993, S. 11). Die Artillerie bekam dabei häufig übernatürliche und übermenschliche Züge (Habeck 2002, S. 105). Das fand auch Pölzer, der die Geräusche der herannahenden Geschosse ähnlich dem »Heulen und Sausen von hunderttausend Teufeln« wahrnahm (Pölzer 1993, S. 33). Geschützfeuer, das »wie irrsinnig zu trommeln« beginnt, ließ bei Gallian die apokalyptische Vorstellung entstehen »als wäre das Jüngste Gericht herangebrochen« (Gallian 1934, S. 14).

Vielfach wurden auch Vergleiche und Metaphern zu Naturgewalten hergestellt, um die Eindrücke fassbar zu machen. Gallian sprach etwa von einem »Sausen und Heulen, das sich gleich einer ungeheuren Sturzflut nähert« und von einem »orkanartigen Trommelfeuer« (Gallian 1934, S. 12). Diese zerstörerischen Waffen wurden von den Soldaten meist als unmenschlich und unkontrollierbar empfunden. Indem die Soldaten die Waffen und Geschosse mit Dingen aus ihrem normalen Vorkriegsleben verglichen, konnten sie das Fremde und Bedrohliche vertrauter machen und damit besser umgehen (Habeck 2002, S. 106). Insgesamt erzeugte diese Feuer- und Vernichtungskraft der Artillerie bei den Soldaten das Gefühl der modernen Kriegstechnik vollständig ausgeliefert zu sein. Der nicht vorhersehbare und unkontrollierbare Tod hatte eine demoralisierende und bedrückende Wirkung auf die Soldaten. Eindrucksvoll schilderte dies Pölzleitner nach seinem ersten Kontakt mit dem italienischen Geschützfeuer:

»Ich litt unsäglich unter diesen ersten Beschießungen, fürchtete aber nicht so sehr den Tod. Doch das hilflose, qualvolle Ausharren, dies zermürbende Gefühl grenzenloser Verlassenheit griff ins Herz, brachte mich fast zur Verzweiflung.«

(Pölzleitner 1934, S. 41)

10 1993 erschien im Österreichischen Milizverlag ein 30 Seiten langes Manuskript über drei Tage der vierten Isonzoschlacht von Hans Pölzer (1894–1917), die er eindrucksvoll schilderte. Pölzer hielt seine Erlebnisse als Rekrut und Frontkämpfer in Russland und Italien in weiteren Tagebüchern fest, hatte großes musikalisches und schriftstellerisches Talent, verstarb allerdings in der zwölften Isonzoschlacht.

Die wirkungsvolle und zerstörerische Schlagkraft der Artillerie, sei es physischer oder psychischer Natur, rechtfertigte für das Armeeoberkommando einen stetigen Ausbau dieser Waffengattung und war wesentlich für die Entwicklung des Krieges hin zu einer reinen Massen- und Materialschlacht. Die Anforderungen eines solchen modernen industrialisierten Krieges an den Körper und die Psyche der Männer waren ein großes Thema in den Kriegserinnerungen vieler Soldaten und manifestierten sich in den »nervösen« und »hysterischen« Soldaten.

Ein Krieg der Nerven

Die Frage, ob die Männer des »nervösen Zeitalters« für einen Krieg gerüstet waren, stellten sich schon viele deutsche Ärzte bereits vor dem Krieg. Die starke Zunahme von Nervenerkrankungen und die Überfüllung von öffentlichen und privaten Irrenanstalten in den Jahren vor Kriegsausbruch, ließen bei vielen Zweifel aufkommen, ob die Bevölkerung den brutalen Ansprüchen eines modernen Krieges überhaupt standhalten konnte (Lerner 1996, S. 88). Das Krankheitsbild der »Neurasthenie«, der schwachen und kraftlosen Nerven, hatte sich seit Ende des 19. Jahrhunderts in ganz Europa verbreitet (Radkau 1998, S. 11) und wurde gar zur Modekrankheit der Bildungs- und Oberschicht (Ulrich 1992, S. 172–173).

Noch vor Kriegsausbruch und während der ersten Kriegswochen vertraten sogar einige Ärzte die Vorstellung, der Krieg wäre die ideale Lösung für so manches Nervenleiden. Der Aufenthalt an der frischen Luft und in der freien Natur, sowie das Feldleben hätten heilende Einflüsse auf Geist und Körper (Lerner 1996, S. 89). Diese Ansicht teilte auch Fritz Kreisler, als er 1914 an die Ostfront kam: »Im Feld scheinen alle neurotischen Symptome wie durch Zauberhand verschwunden, das ganze System ist mit Energie und Vitalität geladen« (Kreisler 2015, S. 77). Diesen Heileffekt entdeckte Kreisler hauptsächlich im »Leben an der freien Luft mit seinen simplen Regeln, befreit von all den komplexen Anforderungen, welche die Gesetze der Gesellschaft stellen [...]« (Kreisler 2015, S. 77–78).

Eine ganz andere Erfahrung hingegen machte Constantin Schneider, ebenfalls in den ersten Kriegstagen an der Ostfront:

»Mancher Kommandant, der im Frieden als sehr tüchtig galt, hatte sich im Kampfe als unfähig erwiesen, hatte einfach seine Nerven beim ersten Schuß verloren, mußte die Front verlassen. Die ersten Schüsse raubten überhaupt vielen die Besinnung, selbst unter den Jungen gingen viele herum, denen die Todesangst entstellend in die Gesichtszüge gegraben war.«
(Schneider 2003, S. 79)

Die Diagnosen und Therapiemethoden zu den nervlichen Erkrankungen unterschieden sich im Habsburgerreich erheblich. Es herrschte keine allgemein gültige Erkenntnislage zu den psychischen Krankheitsbildern, die der Krieg den Soldaten auferlegte. Die Ärzte in der k.u.k. Monarchie, sowie in anderen kriegführenden Ländern waren bald mit dem Massenphänomen von psychischen Erkrankungen konfrontiert, auf die sie mit den verschiedensten Heilpraktiken und Therapien, zum Teil mit unterschiedlichem Erfolg, reagierten (Hofer 2006, S. 314–315).

Schätzungen zufolge galten während des Ersten Weltkrieges 800.000 bis zu einer Million Soldaten in allen kriegführenden Ländern als »psychisch versehrt«. Für Österreich-Ungarn ergibt sich dabei eine Zahl von ca. 200.000 Soldaten, wenn nicht sogar mehr, bei denen die Diagnose »Kriegsneurose« oder »Kriegshysterie« lautete (Michl/Plamper 2009, S. 213).

Abbildung 4: Der Krieg bekommt ein neues Gesicht: Soldaten mit Gasmasken und Maschinengewehr 1916 © Wikimedia Commons.



Der Begriff »Kriegsneurose« fand zwar schon vor 1914 Eingang in medizinische Fachaufsätze, verbreitete sich aber erst während des Krieges in großem Umfang. Dabei blieb seine Definition äußerst vage und eignete sich deshalb gut als Sammelbegriff für »kriegsbedingte, nichtorganische Krankheiten der Psyche und des Nervensystems« (Hofer 2006, S. 310). Die Begriffe »Kriegsneurose« und »Kriegshysterie« wurden im medizinischen Diskurs oft auch synonym verwendet (Malleier 1996, S. 150).

Geschlechtsspezifische Aspekte und Vorurteile fanden ebenso Eingang in die Diagnosen der Ärzte. So war zwar die »Neurasthenie« vor dem Krieg hauptsächlich eine Erscheinung unter Männern der Bildungs- und Oberschicht, die »Hysterie« wurde jedoch fast ausnahmslos als eine »weibliche« Krankheit verstanden (Leidinger und Moritz 2013, S. 159; Lerner 1996, S. 95).

Die bekanntesten Symptome einer Kriegsneurose waren jene der Bewegungsstörungen. Darunter fielen zum einen die »Kriegszitterer«, deren Anblick zur »Ikonomie des Krieges« (Hofer 2006, S. 318) schlechthin wurde. Gehstörungen, teilweise oder vollständige Lähmungen fielen auch in diese Kategorie. Der Mutismus, der »psychogene Stimmverlust«, trat ebenso häufig auf. Der sogenannte »Granatschock« warf seinerzeit unter Ärzten viele Fragen auf, denn der traumatisierte Soldat blieb äußerlich meist unverletzt, und so bildeten sich unterschiedliche Meinungen, ob der Auslöser dafür eine physische Verletzung, ein psychisches Trauma oder beides war (Biwald 2002, S. 583; Malleier 1996, S. 151–152). Angstanfälle, Depressionen oder unkontrollierte Gewaltausbrüche bezeichnete der Wiener Stabsarzt und Psychiater Erwin Stransky (1877–1962) als »Kriegsknall« (Malleier 1996, S. 152).

Weitere Symptome der »Kriegshysterie« waren ein zeitlich mehr oder weniger begrenzter Gedächtnis- und Sprachverlust und ein als »Gansersyndrom« bekannter sonderbarer Dämmerzustand des Soldaten, welcher bei vielen Ärzten als besonders simulationsverdächtig galt (Malleier 1996, S. 152–153; Biwald 2002, S. 583).

Die Frage nach den Auslösern und Ursachen für die Kriegsneurosen wurde ebenfalls diskutiert. Den Krieg als alleinigen Auslöser für nervliche Zusammenbrüche von Soldaten konnten oder wollten einige Ärzte nicht miteinander in Verbindung bringen, denn das hätte für die Betroffenen einen Anspruch auf eine Kriegsinvalidenrente bedeutet (Malleier 1996, S. 151; Biwald 2002, S. 582).

War es in den ersten Kriegsmonaten noch üblich, die Erkrankten vom Dienst freizustellen und sie mit einer Invalidenrente zu entschädigen, änderte sich das im Kriegsverlauf mit der massiven Zunahme von psychisch erkrankten Soldaten (Lerner 1996, S. 99). Für die Donaumonarchie galt deshalb folgende Devise, um die dringend benötigten Männer für den Kriegsdienst wieder einsatzfähig zu machen:

»Im dritten Kriegsjahr wurden »Kriegsneurotiker« nicht mehr als dauerhaft verletzt eingestuft und mit einer Invalidenrente aus dem Kriegsdienst ausgeschieden, sondern als hysterische Männer mit »schwachem Willen« angesehen, die prinzipiell wieder dienstfähig werden konnten.«
(Hofer 2006, S. 313)

Offiziere erhielten eine privilegierte Behandlung im Vergleich zu einfachen Mannschaftssoldaten. Schneider, der unter der »nervenzerrüttenden Beschäftigung« im Krieg litt, konnte sich vier Wochen krankschreiben lassen und in der Heimat fand er »bald vollständige Erholung« (Schneider 2003, S. 435–436). Infanterieoffizier Kreis-

ler, der im September 1914 verwundet wurde und nach seiner Genesung aufgrund einer »chronischen Neurasthenie« eine Einstufung als kriegsuntauglich erhielt, wurde aus der Armee komplett entlassen (Kreisler 2015, S. 23). Offiziere erhielten größtenteils nicht nur eine »sanftere« Behandlung, selbst ihre Symptome wurden von den Ärzten anders bezeichnet. Die Neurasthenie oder die Erschöpfungszustände wurden deshalb nicht zufälligerweise bei ihnen am häufigsten diagnostiziert (Lerner 1996, S. 106).

Die leichteren Fälle von nervenerkrankten Soldaten wurden zumeist mit viel Bettruhe, Diäten, Bädern und Beruhigungsmitteln erfolgreich geheilt (Biwald 2002, S. 583). Für die härteren Fälle wurde die »disziplinäre Heilmethode« angewandt, die mit Zwang, Einschüchterung oder Abschreckung arbeitete (Malleier 1996, S. 155). Dabei entwickelten die Ärzte bisweilen an die Folter grenzende Praktiken.

Der deutsche Arzt Fritz Kaufmann (1875–1941) entwickelte eine der bekanntesten und brutalsten Methoden, bald als Kaufmann'sche oder Kaufmann-Methode bekannt. In einer Verbindung von verbalen Suggestionen und elektrischen Stößen sollte die Heilung des Patienten in nur einer einzigen, manchmal stundenlangen Sitzung erzwungen werden (Malleier 1996, S. 156). Die Idee hinter dieser Methode war es, die verbrauchten Nervenenergien der Soldaten mithilfe von Stromstößen wieder aufzuladen (Hofer 2004, S. 384).

In Österreich-Ungarn übernahm die Wiener psychiatrische Klinik von Julius Wagner-Jauregg (1857–1940) enthusiastisch diese Methode für diejenigen Soldaten, die auch nach den gemäßigten Heilmethoden noch keine Verbesserung ihres Zustandes aufwiesen. In der Habsburgermonarchie wurde diese Methode, im Vergleich etwa zu Deutschland, in größerem Ausmaß angewandt (Michl/Plamper 2009, S. 245).

Die noch junge Disziplin der Psychoanalyse und ihre Vertreter widmeten sich ebenso den Kriegsneurosen. Mithilfe einer »hypnotischen Suggestivbehandlung« berichteten Ärzte von deren großen Heilungschancen unter Kriegshysterikern (Schüller 1919, S. 977). Ernst Simmel (1882–1947), der ab 1916 ein Lazarett für Kriegsneurotiker in Posen leitete, meldete die erfolgreiche Behandlung von Kriegsneurosen durch die psychoanalytische Methode (Malleier 1996, S. 156). Für Simmel und andere Psychoanalytiker waren Kriegsneurosen eindeutig das Produkt eines im Krieg erlebten psychischen Traumas, das mithilfe von Traumdeutung und Hypnose fast vollkommen heilbar war (Schüller 1919, S. 977).

Die große Masse der Soldaten hatte jedoch nicht die Möglichkeit, sich von den Strapazen und nervlichen Anstrengungen des Krieges durch Urlaub oder Krankheit zu erholen und griffen deshalb zu anderen verfügbaren Mitteln. Erhöhter Alkohol- und Tabakkonsum waren im Krieg die grundsätzlichen Mittel, die eigenen Ängste abzumildern und die Nerven zu beruhigen. Tatsächlich gibt es zahlreiche Aufzeichnungen und Beispiele in Kriegserinnerungen und Tagebüchern, die den Konsum von Narkotika erwähnen, wie etwa bei Josef Werner, der 1918 in der Piave-

schlacht kämpfte: »Ich komme nicht mehr zu einem zusammenhängenden Schlaf – wir fassen draußen doppelte Portionen an Wein, Rum – rauchen sehr viel« (Werner 2014, S. 102). Otto Gallian, von den Erlebnissen und verstörenden Bildern an der italienischen Front derart erschüttert, konnte seine Erlebnisse nur mehr mithilfe von Nikotin- und Alkoholverzehr bewältigen: »Noch einen Kräftigungsschluck, eine Schachtel Zigaretten [...] Dann bin ich wieder draußen im Trommelfeuer« (Gallian 1934, S. 113). Die Militärührung bemühte sich absichtlich, die Todesangst und Paniken von Soldaten bewusst mit Alkohol zu betäuben (Hanisch 2005, S. 33). Selbst der Nichtraucher Pölzleitner griff im Verlaufe des Krieges zur Beruhigung seiner Nerven zum Tabak: »Aus Nervosität verpaffte ich eine Zigarette nach der anderen« (Pölzleitner 1934, S. 269).

Alkohol und Zigaretten konnten die schrecklichen Kriegerlebnisse aber nur für kurze Zeit unterdrücken. In den kritischen Momenten ließen auch die stärksten Nerven nach. So notierte Werner in seinem Tagebuch, als die Eingänge seines Beobachtungsstandes vom gegnerischen Granatfeuer zerschossen wurden und er stundenlang warten musste, bis er ausgegraben wurde, dass er zwar unverletzt blieb, aber einen »Nervenschock« hatte (Werner 2014, S. 105).

In diesem Krieg spielten die Nerven als zentrales Merkmal eines soldatischen Mannes, eine besondere Rolle. Der hysterische »Kriegszitterer«, der seinen Körper aus Angst nicht mehr unter Kontrolle hatte, bildete in den Augen des Militärs und einiger Ärzte das extreme Gegenteil eines männlichen Soldaten und löste eine »Krise der Männlichkeit« aus. Das traditionelle Verhältnis von Männlichkeit und Krieg wurde somit zerstört, da in diesem modernen industrialisierten Krieg die körperlichen Kräfte eines Mannes allein nicht mehr ausreichten. Die Nervenkraft eines Soldaten wurde somit auch Teil eines neuen militärischen Männlichkeitsbildes, das um 1915 konstruiert wurde. Die Kriegspsychiatrie konzentrierte sich bei der Figur des »Nervenkriegers« deutlich auf die psychisch-mentalen Fähigkeiten. Dieser Krieger-typus musste den körperlichen sowie den seelischen Belastungen des Krieges standhalten (Hofer 2006, S. 318–319). Es galt von nun an keine Angst mehr zu zeigen, denn das ließe sich mit den soldatischen Idealen von Tapferkeit und Männlichkeit nicht vereinbaren. Kriegsneurotiker hatten zudem mit dem Vorwurf zu kämpfen, Schwächlinge, Feiglinge und ganz allgemein nicht patriotisch genug zu sein, um dem Krieg standhalten zu können. Angst und Furcht zu zeigen galt zudem als unehrenhaft und zersetzend für die Moral und Disziplin (Michl/Plamper 2009, S. 241).

Fritz Kreisler erkannte das schon 1914, als er seinen Oberst beschrieb: »Das war ein echter Mann, der nicht wegen nervöser Bedenken oder übermäßiger Empfindsamkeit verzagte« (Kreisler 2015, S. 73). Kreisler bedauerte es, selbst nicht die Schrecken des Krieges so »tapfer und männlich« zu ertragen (Kreisler 2015, S. 73).

Bei den meisten Soldaten jedoch, die um einiges länger als Kreisler im Krieg waren, hielt dieses heroische Männlichkeitsbild der Kriegsrealität nicht stand. Hans Pölzer, der die vierte Isonzoschlacht miterlebte, schrieb ohne Beschönigungen von

dem grausamen Kriegsalltag und dem »nervenzerfetzende[n] Gebrüll jener zwei Jäger über mir, denen ein Granatstück die Gedärme zerrissen hatte« (Pölzer 1993, S. 15). Diesen Gräueln des Krieges ausgesetzt, fühlte Pölzer seine »Seele mürrbe werden oder – wie man sagen will – meine Nerven nachlassen« (Pölzer 1993, S. 20).

Besonders die neuen Waffen des Krieges hatten einen tiefgreifenden Effekt auf die Nerven der Soldaten. Dazu meinte stellvertretend Josef Werner: »Tag und Nacht Artilleriefeuer und leider ständige Verluste durch schwere Minen – An diese intensive Gefechtstätigkeit ist schwer die Nerven zu »gewöhnen«« (Werner 2014, S. 101). Dem ständigen Feindfeuer ausgesetzt merkte auch Pölzeitner an: »Ich bewunderte meine Leute, ihren leuchtenden Opfersinn, ihren beispiellosen Mut. Und ihre unverbrauchten Nerven!« (Pölzeitner 1934, S. 41).

Fazit

Das soldatische Männlichkeitsbild hatte sich während des Krieges stark gewandelt. Viele männliche Erwartungshaltungen an den Krieg wurden nicht erfüllt und ließ die Soldaten bis Ende des Krieges desillusioniert und resigniert zurück. Aus den Kriegserinnerungen geht hervor, dass sich die soldatischen Tugenden verändert hatten. Neue Fähigkeiten, wie die Nervenstärke im Angesicht des höllischen Artillerie- und Granatenfeuers, wurden wichtiger. Zugleich gab es auch neue Heldenbilder, wie die »Fliegerasse«, die als Vorbilder für die Soldaten konstruiert wurden. Allerdings waren einzelne heroische Leistungen oder besonderer Heldenmut für den Kriegsausgang keineswegs ausschlaggebend. Der Krieg hatte sich längst zu einer Massen- und Materialschlacht verwandelt, in der der Einzelne meist nur mehr eine Zahl auf dem Papier war. Trotz dieser zahlreichen Berichte und Zeugnisse fand in den 1930er-Jahren, befeuert durch nationalistische Bewegungen, eine zunehmende Heroisierung und Romantisierung des Krieges und ein Wiederaufleben männlich-soldatischer Werte statt und prägten zunehmend die militärische Erinnerungskultur der Nachkriegszeit.

Verwendete Literatur

- Biwald, B. (2002), *Von Helden und Krüppeln. Das österreichische-ungarische Militärsanitätswesen im Ersten Weltkrieg*, Teil 2, Wien: Öbv & Hpt.
- Blasi, W. und Tötschinger, B. (2017), *Die k.u.k. Luftfahrtruppen. Zur Geschichte von Österreich-Ungarns »Luftakrobatens«*, Schleinbach: Edition Winkler-Hermaden.
- Brandauer, I. (Hg.) (2013), *»Der Krieg kennt kein Erbarmen.« Die Tagebücher des Kaiserschützen Erich Mayr (1913–1920)*, Innsbruck: Wagner.

- Davis, N. Z. (1976), ›Women's History‹, in: *Transition. The European Case, Feminist Studies* 3 (3/4), S. 83–103.
- Epkenhans, M. und Förster, S., Hagemann K. (2006), ›Einführung. Biographien und Selbstzeugnisse in der Militärgeschichte – Möglichkeiten und Grenzen‹ in: Epkenhans, M. und Förster, S., Hagemann K. (Hg.), *Militärische Erinnerungskultur. Soldaten im Spiegel von Biographien, Memoiren und Selbstzeugnissen*, Paderborn: Schöningh, S. 9–16.
- Esposito, F. (2006) »Über keinem Gipfel ist Ruh'«. Helden- und Kriegerum als Topoi medialisierter Kriegserfahrungen deutscher und italienischer Flieger« in: Kuprian, H.J.W. und Überegger, O. (Hg.), *Der Erste Weltkrieg im Alpenraum. Erfahrung, Deutung, Erinnerung*, Innsbruck: Wagner, S. 73–90.
- Gallian, O. (1934), *Monte Asolone 1918*, 3. Aufl., Graz: Leykam-Verlag.
- Gredler, H. (Hg.) (2014), *Kriegstagebuch: ein Salzburger im 1. Weltkrieg 1916–1918 von J.R. Werner*, Salzburg: Österreichischer Milizverlag.
- Gross, G.P. (2014a), ›Stahlhelm‹, in: Hirschfeld, G. und Krumeich G., Renz I., (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn: Schöningh, S. 863–864.
- Gross, G.P. (2014b), ›Tank‹ in: Hirschfeld, G. und Krumeich G., Renz I. (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn: Schöningh, S. 917–919.
- Gross, G.P. (2014c), ›Flammenwerfer‹, in: Hirschfeld, G. und Krumeich G., Renz I. (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn: Schöningh, S. 488–489.
- Habeck, M.R. (2002), ›Die Technik im Ersten Weltkrieg – von unten gesehen‹ in Winter, J. und Parker, G., Habeck, M.R. (Hg.), *Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert*, Hamburg: Hamburger Ed., S. 101–132.
- Hämmerle, C. (2005), ›Zur Relevanz des Connell'schen Konzepts hegemonialer Männlichkeit für »Militär und Männlichkeit/en in der Habsburgermonarchie (1868–1914/1918)« in: Dinges, M. (Hg.), *Männer-Macht-Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt a.M.: Campus-Verlag, S. 103–121.
- Hanisch, E. (2005), *Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts*, Wien: Böhlau.
- Hellsberg, C. und Rathkolb, O. (Hg.) (2015), *Fritz Kreisler. Trotz des Tosens der Kanon. Frontbericht eines Virtuosen*, Wien: Braumüller.
- Hofer, H.G. (2004), *Nervenschwäche und Krieg. Modernitätskritik und Krisenbewältigung in der österreichischen Psychiatrie (1880–1920)*, Wien: Böhlau.
- Hofer, H.G. (2006), ›Was waren »Kriegsneurosen«? Zur Kulturgeschichte psychischer Erkrankungen im Ersten Weltkrieg‹ in: Kuprian, H.J.W. und Überegger, O. (Hg.), *Der Erste Weltkrieg im Alpenraum. Erfahrung, Deutung, Erinnerung*, Innsbruck: Wagner, S. 309–321.
- Leidinger, H. und Moritz, V. (2013), ›Nervenschlacht. »Hysterie«, »Trauma« und »Neurosen« am Beispiel der Ostfront 1914–1918‹ in: Bachinger, B. und Dornik, W. (Hg.), *Jenseits des Schützengrabens. Der Erste Weltkrieg im Osten: Erfahrung-Wahrnehmung-Kontext*, Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag, S. 157–177.

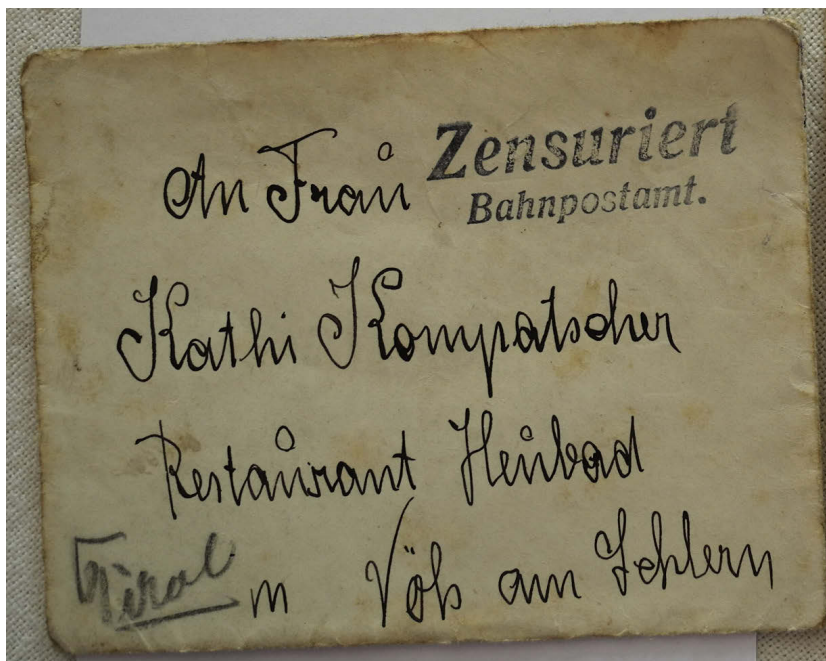
- Lerner, P. (1996), »Ein Sieg deutschen Willens«. Wille und Gemeinschaft in der deutschen Kriegspsychiatrie« in: Eckart., W.U. und Gradmann, C. (Hg.), *Die Medizin und der Erste Weltkrieg*, Innsbruck: Centaurus-Verl.-Ges., S. 85–107.
- Malleier, E. (1996), »Formen männlicher Hysterie. Die Kriegsneurosen im Ersten Weltkrieg« in: Mixa, E. et al. (Hg.), *Körper-Geschlecht-Geschichte. Historische und aktuelle Debatten in der Medizin*, Innsbruck: Studienverlag, S. 147–163.
- Marschik, M. (2002), *Heldenbilder. Kulturgeschichte der österreichischen Aviatik*, Münster: Lit-Verlag.
- Martschukat, J. und Stieglitz O. (2008), *Geschichte der Männlichkeiten*, Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.
- Matis, H. (2014), »Wirtschaft, Technik und Rüstung als kriegsentscheidende Faktoren«, in: Matis, H., Mikoletzky J. und Reiter W. (Hg.), *Wirtschaft, Technik und das Militär 1914–1918: Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg*, Wien: Lit-Verlag, S. 11–50.
- Mertelseder, B. und Wisthaler, S. (2005), »Soldat und Offizier in ihren Erinnerungen. Methodische Überlegungen zu österreichischen Kriegstagebüchern«, in: Mazohl-Wallnig, B., Kuprian H., Barth-Scalmani, G. (Hg.), *Ein Krieg – zwei Schützengräben. Österreich – Italien und der Erste Weltkrieg in den Dolomiten 1915–1918*, Bozen: Athesia, S. 63–86.
- Michl, S. und Plamper, J. (2009), »Soldatische Angst im Ersten Weltkrieg. Die Karriere eines Gefühls in der Kriegspsychiatrie Deutschlands, Frankreichs und Russlands«, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 35 (2), S. 209–248.
- Mommsen, W.J. (2002), *Der große Krieg und die Historiker. Neue Wege der Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg*, Essen: Klartext-Verlag.
- Müller, R.D. (2014), »Gaskrieg«, in: Hirschfeld, G., Krumeich G., Renz I. (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn: Schöningh, S. 519–522.
- Pölzer, H. (1993), *Drei Tage am Isonzo*, Salzburg: Österreichischer Milizverlag.
- Pölzleitner, J. (1934), *Berge wurden Burgen. Erzählungen eines Frontkämpfers*, Salzburg: Selbstverlag.
- Radkau, J. (1998), *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, München: Carl Hanser Verlag.
- Resch, A. (2014), »Flugzeuge der österreichische-ungarischen Luftfahrtruppe. Eine junge Technologie im Kriegseinsatz«, in: Matis, H., Mikoletzky J., Reiter W. (Hg.), *Wirtschaft, Technik und das Militär 1914–1918: Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg*, Wien: Lit-Verlag, S. 73–95.
- Révész, T. (2014), »Pioniere der Luftfahrt in Uniform«, in: Matis, H., Mikoletzky J., Reiter W. (Hg.), *Wirtschaft, Technik und das Militär 1914–1918: Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg*, Wien: Lit-Verlag, S. 97–118.
- Sapper, M. (2008), »Den Krieg überwinden. Jan Bloch: Unternehmer, Publizist, Pazifist«, in: *Osteuropa*, 58 (8–10), S. 303–311.
- Schiffinger, M. (Hg.) (2015), *Das Kriegstagebuch des Josef Wegl. Ein Niederösterreicher an der Dolomitenfront 1915/16*, Salzburg: Österreichischer Milizverlag.

- Schilling, R. (2002), »Kriegshelden«. *Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813–1945*, Paderborn: Schöningh.
- Schneider, C. (2003) *Die Kriegserinnerungen 1914–1919*, Hg. v. Dohle, O., Wien: Böhlau.
- Schüler-Springorum, S. (2002), »Vom Fliegen und Töten. Militärische Männlichkeit in der deutschen Fliegerliteratur 1914–1939«, in: Hageman, K. und Schüler-Springorum, S. (Hg.), *Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*, Frankfurt a.M.: Campus-Verlag, S. 208–233.
- Schüller, A. (1919), »Zur Behandlung der Kriegsneurosen«, in: *Wiener Medizinische Wochenschrift*, 69 (20), S. 973–979.
- Storz, D. (2014), »Artillerie«, in: Hirschfeld, G., Krumeich G., Renz I., (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn: Schöningh, S. 344–349.
- Ulrich, B. (1992), »Nerven und Krieg. Skizzierung einer Beziehung«, in: Loewenstein, B. (Hg.), *Geschichte und Psychologie. Annäherungsversuche*, Pfaffenweiler: Centaurus-Verl.-Ges., S. 163–192.

Frauen an der Heimatfront im Ersten Weltkrieg¹

Georg Grote

Abbildung 1: Briefumschlag adressiert an Katherina Kompatscher; Bildnachweis: Archiv Georg Grote.



1 Dieser Beitrag ist ein Exzerpt aus Grote (2019), der den privaten Schriftverkehr in Tirol in seinen Facetten detailliert untersucht. Die Grammatik- und Orthographiefehler der zitierten Briefe wurden wie im Original belassen. Die Zitate wurden der besseren Lesbarkeit wegen nicht eigens eingerückt, sondern im Fließtext belassen.

Schreiben in Zeiten des Krieges

Der erste Weltkrieg löste eine der bisher größten Wellen an privatem Schriftverkehr aus. Allein der Postverkehr im Deutschen Reich zwischen 1914 und 1918 belief sich auf knapp 29 Milliarden Pakete, Briefe und Postkarten (Hämmerle 1999, S. 153) von und zu den verschiedenen Frontabschnitten. Für Österreich-Ungarn sind die Zahlen ähnlich: Knapp 10 Millionen Postsendungen wurden täglich versandt, diese bedienten die 13 Nationalitäten des Reiches, die sich an den Fronten in Russland, Rumänien, auf dem Balkan, in Italien und an der deutschen Westfront befanden. Die Schaffung von 500 Militärpoststellen und von etwa 2.800 Bediensteten im Feldpostdienst, die das k.u.k. Reich unterhielt, belegen den enormen logistischen und kostenintensiven Aufwand, den diese nachgeordnete Folge des Kriegseintritts mit sich brachte.

Tirol bildete keine Ausnahme. Auch hier schrieben die Soldaten ihren Familien so oft es ging, teilweise mehrere Male am Tag, wenn sie in den Gefechtpausen die Langeweile überkam. Die Post in die Heimat war gebührenfrei und wurde zu treffender Weise von den verantwortlichen Armeestellen als essenziell für die Erhaltung der Moral in der Truppe eingestuft. Daher funktionierte der Postdienst auch bis fast zum letzten Kriegstag, wiewohl es gelegentlich kriegsbedingte Verzögerungen geben konnte. Das wussten auch die Soldaten. Sie lernten sehr schnell, dass nicht jeder Brief und jede Feldpostkarte die gleiche Laufzeit haben würde. Daher finden sich in den Korrespondenzen selten Konversationen, in denen auf den Inhalt des jeweils anderen eingegangen wird. Weit häufiger finden sich Versatzstücke und Antworten auf Teile erhaltener Karten und Briefe. Viel zu schreiben und viel Post zu erhalten war daher von großer Bedeutung für die Soldaten an den Fronten des Krieges, um mit den Entwicklungen zu Hause Schritt zu halten. Zeit hatten die Kämpfenden im Überfluss und schrieben daher viel. In beinahe jeder Postsendung baten sie ihre Angehörigen zu Hause um mehr Post, um mehr Nachrichten aus der Heimat, um Zeichen eines normalen Alltags. Nur, dass dieser Alltag von ihren Frauen und Müttern gemeistert werden musste, die durch den Verlust der Arbeitskraft des Mannes nun nicht nur die Familie, sondern auch Haus und Hof allein zu bestellen hatten. Zwangsläufig war daher die Menge an Briefpost aus der Heimat an die Front geringer. Oft wurden aber Pakete mit Lebensmitteln aus der heimischen Küche an die Front geschickt, was immer große Freude auslöste. Feldpostkarten sind voll mit Dankesworten für das, »was Körper und Geist zusammenhält«, wie ein Soldat schrieb.

Die Rolle der Frauen im Ersten Weltkrieg ist daher essenziell für den Verlauf des Krieges, für das wirtschaftliche Überleben der beteiligten Staaten und für die psychische Gesundheit der Soldaten. Traditionelle politisch-historisch orientierte Darstellungen der Kriegsperioden messen der Rolle der Frauen oft allenfalls eine Rolle als Fußnote der Geschichte zu. Frauen tauchen als politische Größe erst 1918 im Zu-

ge der Sufragettenbewegung und der folgenden Erringung des Frauenwahlrechtes auf. Dabei könnte die gesellschaftserhaltende und somit hoch politische Rolle der Frauen im ersten Weltkrieg größer gar nicht sein.

Der Briefwechsel zwischen Katharina und Anton Kompatscher

Ein typisches Beispiel für diese wichtige Rolle liegt in einer Privatsammlung von etwa 600 Briefen und Postkarten vor, die sich in Südtirol im Hotel Heubad in Völs am Schlern befinden. Diese Sammlung erstreckt sich über die gesamte Kriegsdauer und über mehrere Angehörige der Familie Kompatscher. Im Zentrum der Korrespondenz steht Katharina Kompatscher, die alle ankommenden Briefe und Feldpostkarten aufbewahrte und so für die Nachwelt erhalten hat.

Die Kollektion enthält Schriftverkehr anderer Brüder beider Ehegatten, ihrer Eltern, ihrer Verwandten, ihrer Freunde und »Waffenbrüder« und Mitgliedern ihrer Dorfgemeinschaft. Alle Postsendungen sind an »Kathi« (Katharina Kompatscher) in Völs gerichtet. Von ihr existieren in dieser Sammlung nurmehr einige Briefe, die sie an ihren Ehemann Anton schrieb und die dieser dann wieder mit zurück nach Völs brachte. Die beiderseitige Korrespondenz der Ehepartner wird so greifbar. Es ist keine Post von ihr an ihre Brüder erhalten, aber die eingehenden schriftlichen Zeugnisse lassen oft konkrete Schlüsse auch auf ihre Briefinhalte zu. Des Weiteren besteht die Sammlung aus Briefen und Feldpostkarten des Bruders Alois, der im September 1914 in Lemberg in russische Kriegsgefangenschaft geriet und nicht mehr zurückkehrte.

Allein die Betrachtung des vorliegenden Korpus an Dokumenten lässt schon den Schluss zu, dass Kathi für die Dauer des Krieges im Zentrum der schriftlichen Aktivitäten steht und somit auch die zentrale Rolle im Informationsfluss aus der Heimat an die verschiedenen Kriegsschauplätze innehat. Sie ist das formelle Bindeglied zwischen allen Familienmitgliedern, denn alle Brüder und ihr Mann suchen bei ihr um Nachrichten aus der Heimat an, aber bitten auch um Informationen über die jeweils anderen. Die Familienkommunikation verlief also sternförmig, und im Zentrum dieses Informationsnetzes steht Kathi in Völs, die zudem aber auch die hauswirtschaftlichen Geschicke und die Sorge um ihre eigene Familie und Kinder trägt.

Katharina Wenzer, geb. 1885, hatte Anton Kompatscher, geb. 1891, im Februar 1914, also knappe sechs Monate vor dem Ausbruch des Krieges und der darauffolgenden Einberufung Antons geheiratet. Das junge Paar versuchte gemeinsam, ihren Hof und ein kleines, zunächst nur in der Reisezeit geöffnetes, Restaurant und ein Heubad in Obervöls zu betreiben. Der Ausbruch des Krieges zwang sie, ihr Familienunternehmen zunächst per Post gemeinsam weiterzuführen, allerdings gab es immer wieder auch Gelegenheit für ein Wiedersehen, da Anton als Standschütze nicht allzu weit entfernt von Völs an der Südfront stationiert war. Ihre Familie

wuchs um mehrere Kinder in diesem Zeitraum. Die Korrespondenz der Ehepartner spiegelt denn auch eine Vertrautheit miteinander wider, die nur entstehen konnte, da sich das Paar gelegentlich traf, auch wenn dies im Kriegsverlauf seltener wurde.

Anton bekommt hin und wieder Urlaub, um seine Familie zu besuchen, jedoch werden diese Gelegenheiten immer seltener, je länger der Krieg wird. Die Frage »wann kommst du denn wieder?«, ist einer der immer wiederkehrenden Sätze in ihren Briefen an ihn. Während seiner seltenen Besuche zeugen sie wenigstens zwei Kinder, die in den Briefen »Tonele« und »Karele« genannt werden. In ihrer für die Familie zentralen Position in Völs am Schlern muss Kathi sich sowohl um die Familienwirtschaft kümmern als auch regelmäßig die Post ihres Ehemanns und aller im Krieg verwickelten Familienmitgliedern annehmen und ihnen allen antworten.

Die Korrespondenzen von Kathi und Anton lassen sich in drei Gruppen einteilen: ihre gelegentlichen und kriegsbedingt unregelmäßigen Zusammenkünfte als Familie in Völs, über die uns natürlich nichts überliefert ist, der Austausch via Brief und die Kontakterhaltung via Feldpostkarte. Eine Unterscheidung in zwei Gruppen des schriftlichen Verkehrs ist deshalb von Nöten, weil sich die epistolarischen Zeugnisse Antons an seine Frau nicht nur formell – Feldpostkarte im Gegensatz zum Brief – unterscheiden, sondern auch inhaltlich stark voneinander abweichen. Die Feldpostkarte hingegen dient lediglich einem einzigen Zwecke: als Lebenszeichen. Antons Briefe an seine Frau dagegen haben eine inhaltliche Komponente; in diesen Briefen verhandelt er mit seiner Ehepartnerin die Geschicke des heimischen Betriebes und lässt Einblicke in seine Seelenwelt zu. Diese verändert sich im Verlaufe des Krieges, und er lässt sie intensiv daran teilhaben.

Die schriftliche Kommunikation setzt in dem Moment ein, als Anton zu den Standschützen einberufen wird. Noch im August 1914 informiert er sie über seine Bewegungen und über seine Aufgaben bei den Kompaniepferden (DSCN9183), »29.8.14 Liebes Weibele Heute muss ich dir schon einmal in aller Frühe aus Innsbruck schreiben, ich hab jetzt grad fertig gefüttert [...] du schreibts mir nicht genug und es kommen mir immer zu wenig Brieflein.«

Diese Karte zeigt bereits, dass Anton von seiner Frau erwartet, dass sie ihn mit allen Informationen bezüglich der Heimat versorgt und dabei möglichst oft schreibt. Dies war aber oft gar nicht möglich, denn die Frauen hatten mit all ihren Aufgaben in der Familie und dem heimischen Hof einfach keine Zeit, auf die vielen Grüße von ihren Männern zu reagieren – es kam nicht selten vor, dass mehrere Karten an einem Tag eintrafen und beantwortet werden wollten. Kathis Korrespondenz macht ihre Belastung klar, denn parallel zur Post ihres Mannes hatte sie auch geschäftliche Post in Bezug auf ihre Heubadrestauration zu erledigen, wie die folgende Anfrage einer Maria Radl aus Deutschland belegt:

»Fam Kompatscher, Heubadrestauration, Völs am Schlern bei Bozen« bezeugt:

»31.8.14 Euer Wohlgeboren! Bitte sind Sie so gut und geben Sie mir bekannt ob heuer wohl ein Heubad ist. Ich möchte nämlich auch Heuer wieder hinaufkommen. Auf baldige Antwort hoffend grüßt Sie alle recht herzlich – aber bitte sofort sonst wird es zu spät.« (DSCN 9176)

Der Informationsgehalt der Postkarten ihres Mannes ist eher gering – die Rolle der Postkarte besteht in der Kontakterhaltung, aber auch in der Bewältigung der Langeweile, die die neu eingezogenen Männer in ihrer ungewohnten Rolle als Soldaten zunächst in Ausbildungspausen und später in Gefechtpausen an der Front empfanden. Ende September kommt die Verlegung, und damit endet auch Antons Möglichkeit, seiner Frau mitteilen zu können, wo er sich denn gerade befindet. Feldpostnummern ersetzen ab Herbst 1914 konkrete Adressen:

»22.9.1914 O du mein liebes Weibele Glücklich habe ich wieder einmal ein liebes Brieflein bekommen Habe schon grössere Post gewartet drauf Jetzt bin ich dir a bissl näher zu dir sein [...] ich werde jetzt mit dem Marschbataillon fort nach Südtirol [...] weiss ich noch nichts Nein man hört nichts am Sonntag haben wir nur aufgerüstet den ganzen Tag.« (DSCN 9164)

Und nur einen Tag später konkretisieren sich die Pläne:

»Meist [bin ich] a bissl unverdrossen, aber jetzt habe ich gehört, dass wir nach Südtirol kommen Der Tierser, der bei mir war ist zum Train gekommen.« (DSCN 9165)

Anton scheint sich sehr wohl bewusst zu sein, was er seiner Frau mit all seiner Post und der Bitte um Korrespondenz zumutet. Wiederholt sind Zeilen wie in der folgenden Feldpostkarte zu finden:

»7.10.14, Hall An Meinen Lieben Weibele [sic!] Ich bitt dich schreib mir a bissl öfter Wenn ich kein Brieflein bekomme mache ich mir Sorgen Mir geht es Gott sei dank ganz gut, bin gesund Wir stehen immer schon um ½ 6 auf und gehn um ½ 8 schlafen Bis du wohl gesund meine Gutste denn hier ist seither Regenwetter, gibt es sonst nichts neues in Völs Du bist immer auch ganz kräftig gegrüsst und recht fest geküsst.« (DSCN 9169)

Dann wird seine Einheit verlegt (DSCN 8206): »29.10.14 [...] wir sind jetzt um 7 Uhr fünf in X angekommen Mir gehts sehr gut hoffentlich auch dir [...] Seid erst einmal gegrüßt« (DSCN 8210): Am 5. November gelingt es ihm, seiner Frau mitzuteilen, wo er sich befindet. Zwischen den üblichen Informationen – »Ganz gesund, Wetter ganz gut« – befindet sich eine kleine Notiz »Aus Galizien«, die wohl durch die Zensur rutschte und die sie wissen lässt, an welcher Front ihr Mann steht – er ist Teil der Frontstabilisierung gegen Russland nach der verlorenen Schlacht um Lemberg.

Seine Lebenszeichen werden nun umso wichtiger und nehmen auch zahlenmäßig zu, auch wenn die Inhalte nicht wesensmäßig anders zu sein scheinen als noch aus Tirol, wird aber doch zwischen den Zeilen klar, dass der Krieg Gefahren birgt (DSCN 8214): »6.12.14 Weil ich grad Zeit hab muss ich dir wieder ein Kärtlein schreiben, gesund bin ich noch Gott sei Dank, bisher immer viel Glück gehabt.«

Anton hat mittlerweile gelernt, seine wahren Erlebnisse an der Front zu chiffrieren, um sie an der Zensur vorbei an seine Frau senden zu können. Allerdings lassen die Feldpostkarten dieser Tage auch Rückschlüsse auf ein ganz anderes freudigeres Ereignis in der Familie zu, was zu einer Umkehrung der Besorgnis um den Ehepartner führt. Es ist nun nicht mehr Kathi, die sich in Sorge um ihren Mann an der Front verzehrt, sondern Toni, der seiner hochschwangeren Frau aus der Distanz Mut zuspricht und sie mit guten Tipps versorgt (DSCN 8212): »10.12.14 Liebes Weibele! Mir gehts immer ganz gut, Gott sei dank, wenn es nur alles gut vorüber geht Muss immer gut beten.« Und einen Tag später (DSCN 8220): »11.12.14 Mein immer liebes Weibele! Bin in Gedanken immer bei dir, hoffe dass es mit Gottes Hilfe alles gut geht.« Kathi schenkt in diesen Dezembertagen einem kleinen Kind das Leben und Anton reagiert, sobald er dessen gewahr wird (DSCN 8216): »14.12.14 Gratuliere [...] dass alles gut vorübergegangen ist ... mir geht es ganz gut, in der Hoffnung dass es dir gut geht grüßt dich dein Mann, liebes Weibele, Gute Nacht!« Und am selben Tag sendet er noch eine zweite Karte ähnlichen Inhalts:

»14.12.14 Danke dir recht herzlich für die Nachricht dass alles gut vorüber gegangen ist. Und wills Gott dass auch alles gesund bleibt und dass auch ich [...] genießen kann, Kathi Mir gehts ganz gut es grüsst dich herzlich dein Toni.« (DSCN 8218)

Mit der Stabilisierung der Front trat im Osten eine Periode der Beruhigung ein, von der Anton seine Frau umgehend informierte und ihr wiederholt Lebenszeichen nach Völs schickt:

»24.2.15 8 Uhr vormitt. An meinen gutes liebes Weibele! Habe grad jetzt ein Briefchen und eine Karte erhalten Ich bin jetzt immer ganz gesund. Und du hast jetzt schon wieder so lange keine Post bekommen von mir. Ich hab sonst wohl öfter geschrieben.«

und am »16.3.15 Liebes gutes Weibele! Heute muss ich dir aber gleich ein Brieflein zurück schreiben damit du nicht mehr so lange auf Post warten musst.« Auf derselben Feldpostkarte findet sich aber auch ein kryptischer Hinweis auf ihrer beiden Geschäftsgrundlage: »Da hätt ich dir schon gesagt, der Kreuzwirt muss noch seine Rechnung zahlen«. Damit greift Anton ein Thema erneut auf, das vor allem die Briefkonversation zwischen den Eheleuten gerade zu Anfang des Krieges dominierte – die geschäftlichen Arrangements angesichts seiner kriegsbedingten Abwesenheit.

Bereits am 1. September 1914 hatte er seiner Frau einen achtseitigen Brief geschrieben (DSCN 9197), in dem er sie genauestens über die noch ausstehenden finanziellen Verpflichtungen ihres Betriebes informiert und sie, unter vielmaligen Entschuldigungsformeln, darum bittet, diese zu begleichen bzw. einzutreiben:

»Dank dir recht herzlich für deinen langen Brief und für die Rechnungsstellung, welche ich heute, den 1. Sept. erhielt. Wie ich sehe, hast du die Wirtschaft sehr gut geführt. Dank dir recht herzlich dafür, zur Hypothekenbank wirst du es schon müssen schicken, den diese sind gleich da mit den Verzugszins. Hast du die Quitungen gefunden? Dem Schmied von Blumau sind wirs schon noch schuldig 76K (Kreuzer) und den Böhler Flor kannst du auch zahlen. Der Zimmerlehnerin den Zins währe auch noch, den Honig habe ich aber bezahlt. Der Dasioler Moidl die beim Roatt drunten ist wären wir auch noch den Zins wieviel weis ich nicht auswendig im Kauf Brief ist schon drin wieviel wir schuldig sind es ist halt 4 % Zins. Den Veit in Ums, was du noch gar nicht wissen wirst, sind wir auch 85 Fl (Gulden) schuldig. Du must mir halt verzeihen liebs Weibele Das ichs dir nicht ich hab mir oft und oft gedacht das muss ich dir einmal sagen, aber das eine mal hab ich mich nicht besonnen das andere mal hab ichs wieder nicht können sagen Du weist wohl lbs Weibele wie ich habs gebt und in Musch wähen wir auch noch 185 Fl (Gulden) denen wäht halt der Zins zu geben. Es wird Dich wohl recht verdriesen Weibel wen Du das ließt aber mir ist selbst recht schwer das ich Dir das nicht früher gesagt habe ich bitt Dich halt recht liebs Weibele das mirs Verzeihen gebt [...]« (DSCN 9197)

Dieser Brief mit seinen detaillierten Instruktionen stellt eine Art »Teamwork« in Zeiten des Krieges dar. Es bedrückt Anton, dass er seine junge Frau mit all diesen Details belasten muss; die Historikerin Christa Hämmerle weist zurecht darauf hin, dass die Fortführung des Familiengeschäftes in Zeiten des Krieges die gegenseitige Abhängigkeit von Mann und Frau betont (Hämmerle 1999, S. 157). Es lässt sich sogar argumentieren, dass der Krieg die traditionelle Rollenaufteilung zwischen Mann und Frau aufbrach und zumindest zeitweilig überwand, indem er das Eheverhältnis als »Team« neu definierte (Hanna 2003, S. 1342). Ein Team, das natürlich auch eine emotionale Komponente hatte, wie es im gleichen Brief anklingt:

»Und die Kartatscherin ist gestorben, das ist wohl auch ein harter Schlag und er nicht zu Hause, möge mich Gott vor einem solchen Unglück bewahren, das wäre ja ganz schrecklich, so eine Nachricht hören zu müssen und noch dazu so weit fort!« (DSCN 9197)

Die Korrespondenz zwischen Anton und seiner Frau Kathi ist von eben jenem Teamgeist geprägt, der auf Vertrauen, Zuneigung und Gottvertrauen basiert. Der Historiker Martyn Lyons berichtet dagegen von Trentiner Soldaten, die trotz der Einberu-

fung versuchten, dauerhaft eine möglichst enge Verbindung mit ihren Angehörigen aufrechtzuerhalten, um die familiären Belange trotz der Abwesenheit so lange wie möglich selbst zu steuern. Oft waren sie nicht gewillt, die Verantwortung für das Familiengeschäft an ihre Ehefrauen zu übertragen (Lyons 2013, S. 127). Dies trifft hier ganz und gar nicht zu; Antons Briefe von der Front sind von seiner Liebe für sie, aber auch von der Sorge um seine und ihre Gesundheit geprägt. Im November schreibt er:

»29.11.14 An meinen guten weibe! Habe dein Brieflein das du am 20. schriebst, gestern erhalten aber von den anderen habe ich noch nichts gehört Aber wenn ich das Glück habe heim zu kommen dann kann ich dir wohl viel erzählen liebes Weibe! Mir gehts sonst soweit ganz gut, gesund bin ich Wie gehts denn dir liebes Weibe!, hoffentlich gut ... wolln Gott und die liebe Himmelmutter recht beistehen dass alles gut vorüber geht, hoffe auch dass auch ich bald heim kommen darf. Nun habe recht guten Schlaf, liebes Weibe!, lass dir gut gehen du bist ganz herzlich gegrüsst und auch mehrmals geküsst von deinem Mannle. Schreib mir zurück.« (DSCN 9173)

Briefe boten, im Gegensatz zu Feldpostkarten, auch immer die Möglichkeit, das Geschriebene in einem Umschlag zu verstecken. Zwar waren sich die Soldaten bewusst, dass auch Briefe von der Zensur geöffnet wurden und militärische Details sowie kritische Bemerkungen nicht gesendet werden konnten, aber sie waren sich einerseits sicher, dass ihre Kameraden den Inhalt der Briefe nicht einsehen konnten, und sie verstanden Briefe daher als ein Ort, der zumindest ein Mindestmaß an Intimität mit ihren Frauen offerierte.

Auch die Briefe von Anton an seine Frau sind ungleich detaillierter in ihrer emotionalen Breite und Tiefe als die Feldpostkarten. Seine Briefe sind somit die zweite Säule der Kommunikation der Eheleute – angesiedelt zwischen seinen Besuchen zu Hause und den ›Lebenszeichen Feldpostkarten‹. Ein Brief vom Mai 1915 steht stellvertretend für eine ganze Reihe ähnlicher Schriftstücke:

»An meinen allerliebsten Weibe! am 8. Mai 1915 Jetzt hab ich dich aber schon recht lang müssen in Kummer um mich lassen es waren auch sehr schwere Tage, viele hunderte von Kugeln piffen von Mir vorüber, aber die liebe Mai Mutter schütze auch davon. ich bin noch ganz gesund, es wird auch vielleicht auch noch etliche schwere Tage geben, den Wir wollen den Russ jetzt ganz hinaus treiben aus unsern Land ein hübsches Stück haben Wir Ihn schon, das Wetter ist auch ganz gut Gott sei Dank. Wie gehts den Euch den immer hoffentlich auch gut. Mit der Post geht's aber wirts jetzt wohl noch dazu recht langsam gehen. Lebe wieder recht wohl liebs Weibe! und bleibet gesund das dich um mich -- nicht recht verdroßen die lb. Himmelmutter wird mich schon weiter beschützen wen es Got-

tes Wille ist. du bist viel 1000 mal gegrüßt und geküßt von deinen dich liebenden Manele.« (DSCN 8317)

Gelegentlich tauchen ihre Begegnungen in Völs anlässlich Antons Fronturlauben auch in ihrer schriftlichen Kommunikation auf, so schreibt Kathi an ihren Mann: »24.10.15 Hab dir Freitag nachgerufen, dass ich dir Montag früh schreiben werde. So will ich es auch halten, obwohl ich eigentlich nicht recht aufgelegt bin [...]« Beide Partner sind bemüht, das lebendige Band zwischen ihnen aufrecht zu erhalten. Während sie allerdings am 24. Oktober 1915 auf ihr Versprechen an ihn verweist, bald zu schreiben, auch wenn es ihr im Moment gar nicht ausgeht, schreibt er am gleichen Tag an sie – doch offensichtlich mit einer ganz anderen Auffassung ihrer Kommunikation:

»Liebes Weibele! am 24.10.1915

Gell so lang hab ich dir schon nicht mehr geschrieben und heute auch nur ein Kärtchen muß mir schon verzeihen gell Schotzl den es geht so lebhaft zu hier daß man gar nicht zeit hat zum schreiben die Wälschen Glauben Sie müssen hier durchkommen aber nicht! Wir haben auch schon hübsch viel zusammen geschossen und auch gefangen. Mir gehts alleweil ganz gut Gott sei Dank [...] seit ich hier bin hab ich noch nie was bekommen von dir [...]« (DSCN 8289)

Gleichzeitig beinhaltet dieser Brief seltene Informationen zum Kriegsverlauf: Anton hat seinen Urlaub von der Front offensichtlich auf dem Weg seiner Kompanie von der Ost- an die Südfront bekommen und nimmt nun an einer der zahlreichen Isonzoschlachten teil. Die Südfront ist geografisch viel näher an Südtirol als Galizien, und Kathis Post verrät nun gelegentlich, dass man auch daheim vom Kriegsverlauf erfährt und sich entsprechend um die kämpfenden Männer sorgt: »19.11.15 An unsern lieben Anton! Musst mir schon verzeihen dass du so lange ohne Post von mir bist« und, im folgenden Juni nach einer erneuten Schlacht:

»23.6.16 [...] bin nur wieder froh, von dir gestern Nachricht erhalten zu haben Habt Ihr immer guten Erfolg? Draußen soll es doch zum Stillstand gekommen sein Bin viel spazieren gegangen, etwas am Hof geholfen, im Garten mich unterhalten.«

Mit zunehmender Dauer des Kriegsverlaufes drückt auch Kathi ihre Besorgnis um Anton immer öfter aus, zumal Anton ja nun auch Vater einer kleinen Familie ist: »30.10.16 Liebes Manderle Guten Morgen! Wie wird es dir früh schon gehen? Hoffe dass du noch in aller Ruhe bist?«

Während Kathis Rolle als Frau, Wirtschaftlerin, Mutter und psychologische Stütze ihrer Familie immer geschäftiger wird, leidet Anton im Winter 1917/18 oft an starker Langeweile, die er mit umso intensiverer Schreibtätigkeit kompensiert, was sich

zwangsläufig auch in einer Monotonie der Inhalte niederschlägt. Deutlich werden die Kriegsmüdigkeit und die Unzufriedenheit mit den Lebensumständen, die sich auch unter den Soldaten breit machte, aber auch ihre bleierne emotionale Erschöpfung. Eine Nachricht vom Oktober 1917 steht für viele in diesen Monaten: »28.10.1917 [...] draussen regnet es den ganzen Tag, so Muss ich halt immer in meinem Zimmer bleiben, es ist langweilig, immer schlafen geht auch nicht [...]«

1918 und damit das Ende des Krieges, scheint Anton Kompatscher in Vöcklabruck in Oberösterreich erlebt zu haben. Seine letzten erhaltenen Briefe an seine Frau, bevor er nach Völs zurückkehrte, stammen vom Februar und sind auch mit einer Ortsangabe versehen. Sie sind vergleichsweise offen und wenig kodiert verfasst und zeigen zweierlei: Die Kriegsmüdigkeit, und die Unzufriedenheit mit den Lebensumständen, die sich auch unter den Soldaten breit machte, aber auch die emotionale Erschöpfung Antons, auf die er in einem engagierten Brief an seine Frau reagiert:

»Vöcklabruck, 7.2.1918 Mir gehts allemal ganz gut, habe grad langweilig Der Kaffee ist aber gar nicht zum trinken ist halt lauter Anful [=Ersatz-]Kaffee natürlich ohne Zucker Dass der dann bitter ist kannst du dir wohl vorstellen Was gibt es in Völs neues, na da wird halt immer noch alles beim alten sein Von der Schnell [Auf die Schnelle] verändert wird Völs nit. Man soll irgendwo a Graben gemacht worden oder mit der Fortschrittlichkeit [...] für die Völker haben ists so bald getan.« (DSCN 9873)

Diese recht unverständliche letzte Passage kann man im Kontext seiner letzten Briefe durchaus in die Richtung interpretieren, dass sich sein Fortschrittsglaube angesichts des Krieges ziemlich erschöpft hat – stattdessen schwebt ihm das Idealbild einer unversehrt erhaltenen Heimat vor – eine Chimäre, die schon bald durch die Realität der Abtrennung von Nordtirol ersetzt werden wird.

Offensichtlich reagiert Anton im folgenden Brief auf eine Nachricht von Kathi, deren Inhalt aufgrund dieser Zeilen unschwer zu rekonstruieren sein dürfte:

»13.2.18 Liebes Weibele

Habe heute dein lb Brieflein erhalten, danke dir recht herzlich dafür, und ihr habt immer so schönes Wetter, na jetzt für einen Tag ists hier auch ganz schön, auch der schnee ist bald aller fort. Du schreibst mir in diesem Briefl wegen meiner Unzufriedenheit zu dir, das ist aber nicht wahr Weibele, dass ich mit dir unzufrieden bin, im Gegenteil ich bin immer mit dir sehr zufrieden gewesen, das kann ich dir schwörn, dass mir solche Gedanken wie du glaubst gar in den Sinn gekommen sind. Warum sollte ich mit dir unzufrieden sein, du, wo du mir immer so lieb und teuer warst, und die du soviel gutes für mich getan hast. Könnte ich das übers Herz bringen, mit die unzufrieden zu sein. Nein mein Liebes, das darfst du nicht glauben [...] glaub mir das ist mein Ehrenwort. Aber dass mein Gemüt und meine

Nerven heute nimmer so sind wie damals dass muss ich schon aufpassen [...] im Innern ist die Liebe zu dir noch stark

Ausserlich zwingen aber glaub mir Weibele, das wird weiter anders werden, wenn ich mal dränge, meine Liebe

Liebestes Weibele, ich bitte dich von ganzem Herzen, verzeih mir, ich bin schon ganz niedergeschlagen wegen dieser Sache [...] weil ich gesagt habe und dass ich dir wirklich oft ganz kalt behandelt habe.

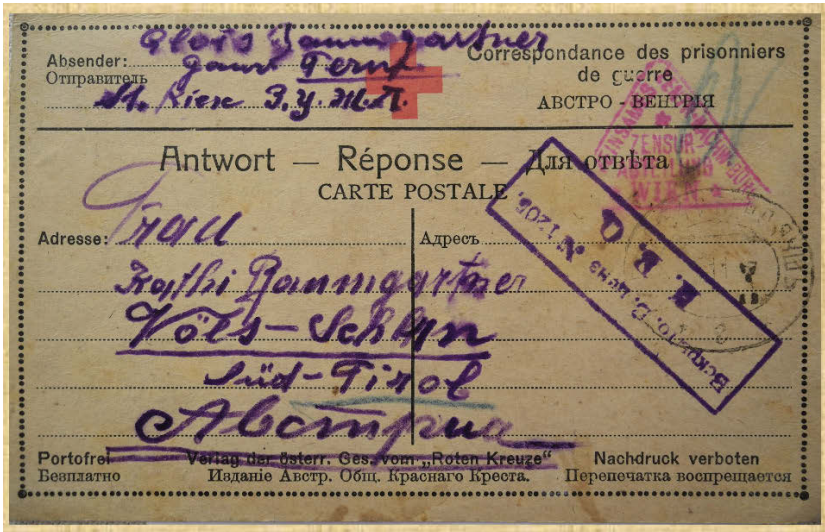
Liebes Weibele, ich will nun für mich schreiben

Bitte dich nochmals verzeih mir und glaub nur dass was ich im Brief erwähnt habe Mit tausend herzlichen grüssen und küssen verbleibe ich dein dich innig liebender Mannele«. (DSCN 9844)

Der Briefwechsel zwischen Kathi und Toni ist ein außergewöhnlicher Fund unter den Korrespondenzen des Ersten Weltkrieges, denn er zeigt die Kommunikation eines jungen Paares in epischer Breite, zeigt, wie sie alle ihnen zur Verfügung stehenden Kommunikationskanäle, von der gemeinsamen Begegnung über den Briefaustausch bis zur dürren Feldpostkarte nutzen, um miteinander die langen Perioden der Trennung zu überbrücken und ihre Zuneigung nicht in den Wirren des langen Krieges zu verlieren. Ihre Kommunikation ist von Anfang bis Ende von Zuneigung, Vertrauen zueinander und in Gott, Kraft und Sorge gekennzeichnet. Beide arbeiten weiter an ihrem gemeinsamen Projekt: ihre Familie und das Überleben des Heubads.

Kathis Korrespondenz mit Luis in Sibirien

Abbildung 2: Rotkreuzkarte aus Sibirien; Bildnachweis: Archiv Georg Grote.



Kathis Rolle als Ehefrau, Mutter und psychologischer Stütze ihres Mannes Anton während der vier Kriegsjahre war die eine Seite ihrer epistolarischen Existenz, die andere war die nicht minder intensive Korrespondenz mit ihren Brüdern, die ihr ebenfalls recht häufig schrieben und Antworten von ihr erwarteten. Auf alle Briefwechsel kann hier aus Platzgründen nicht eingegangen werden, doch die Korrespondenz mit ihrem Bruder Luis bedarf der Erwähnung:

Der Erste Weltkrieg war kaum ein paar Wochen alt, da erfuhr die kaiserliche und königliche österreichische Armee im September 1914 schon einen gewaltigen militärischen Rückschlag, als das 3. Armeekorps in Lemberg, dem heutigen Lviv/Lwow, aufgerieben wurde und ca. 130.000 Soldaten zu russischen Kriegsgefangenen wurden, von denen sehr viele niemals in die Heimat zurückkehrten.

Einer von ihnen war Luis Wenzer ein junger Bauernsohn aus Völs am Schlern im unteren Eisacktal, der als Angehöriger des Kaiserjägerbataillons nach Polnisch Galizien kommandiert worden war, um dort gegen Russland zu kämpfen. Luis wuchs im ländlichen Umfeld auf dem Hochplateau unter dem Schlern auf. Auch wenn genaue Details seines Lebens, wie auch sein Geburtsdatum und sein beruflicher Werdegang nicht mehr existieren, so repräsentiert er doch eine ganze Generation von jungen Männern, die aus ihrem dörflichen Ambiente in die Kriegsmaschinerie des Jahres 1914 geworfen wurden. Seine Dokumente lassen den Schluss zu, dass auch

er, wie so viele seiner Kameraden, die Volksschule absolvierte, dort die wesentlichen Grundrechenarten und das Schreiben lernte, aber keinen kulturellen bzw. sprachlichen Austausch mit der italienischen Welt im Süden hatte.

Der von ihm überlieferte Dokumentenkörper umfasst 40 Feldpostkarten und zwei Briefe. Diese sind, im Gegensatz zu vielen vergleichbaren Dokumenten aus dieser Zeit, die in Kurrentschrift geschrieben sind, meist in standardisierter deutscher Schrift verfasst, allerdings mit Dialektwörtern durchsetzt und mit einer Unzahl orthografischer und semantischer Fehler gespickt, was ein Indikator dafür sein dürfte, dass Luis zwar leidlich lesen und schreiben konnte, aber sicherlich vor seiner Kriegsgefangenschaft nicht sehr viele längere Texte schriftlich abgefasst haben dürfte. Luis Schreibfehler wurden hier wiedergegeben, um das typische Flair seiner Post nicht zu verwässern. Luis' Briefe und Karten sind, mit Ausnahme einer kurzen Briefsequenz an seine Mutter, alle an seine Schwester Kathi gerichtet, die in Völs verblieben war und durch ihre Briefe die Kontakte zwischen den Familienmitgliedern, die an unterschiedlichen Orten im Kriegseinsatz waren, aufrechterhielt. Briefe bzw. Postkarten von Völs ins Lager in Sibirien sind keine vorhanden, denn Luis kehrte nie mehr in seine Heimat zurück. Alle Briefe und Karten sind an Luis Schwester Kathi adressiert.

Der Kontext familiärer Vertrautheit, in dem Luis Schriftstücke entstanden, erlauben ihm, an Bekanntes und Vertrautes in der Familie und in seinem Heimatort anzuknüpfen und dadurch die Bande mit der Heimat nicht abreißen zu lassen. Der vierjährige Dialog, von dem uns nur die eine Seite, die Briefe von Luis, erhalten geblieben sind, bieten uns heute eine faszinierende Innenansicht in die sich verändernde Psyche eines weit von seiner Heimat entfernten Kriegsgefangenen, der über vier Jahre – letztlich vergebens – um sein mentales und physisches Überleben kämpft.

Luis wird somit bereits im ersten Kriegssommer in Lemberg zum russischen Kriegsgefangenen und schreibt ab 1915 als »Prisoner of War« (PoW) aus Russland. Er hatte aber schon vor seiner Gefangenschaft mit seiner Schwester Kontakt aufgenommen:

Im Juli 1914 schreibt Kathis Bruder Luis ihr eine kurze Karte aus der Ausbildung in Tirol:

»Liebe Schwester Karte vom 12/7 aus Seis mit Freuden erhalten Hab schon öfter geschrieben Geld überweis nicht, ob ihr meine Post erhält oder ob bloss mir noch möglich glücklicherweise eine Karte heimkommt Von Jakob weiss ich leider nicht

Schreib Toni [...] einen schönen Gruss von mir, habt ihr Michel noch nie meine Adresse gegeben Schreib mir Ich bin sonst gesund was ich auch von dir und den deinen hoffe Nun sei recht herzlich gegrüsst von deinem Bruder Luis. Auch Gruss an [...] Kompatscher und Rabensteiner Familie Schreib zurück mit Brüder und Kollegen nachricht Bruder Luis« (DSCN 8294/5)

Was in dieser einzigen von ihm aus Österreich geschriebenen Karte bereits deutlich anklingt, ist die Tatsache, dass es beiden Seiten an Informationen mangelt, wo gemeinsame Bekannte und Familienangehörige in dieser Kriegsaufbruchszeit abgeblieben sein könnten. Zentral ist der Wunsch nach einem Informationsnetz, um mit Allen in Kontakt zu kommen. Auch unklare logistische Details spricht Luis an und empfiehlt erst einmal Ruhe zu bewahren – »Geld überweis nicht«. Seine Post drückt das Bedürfnis und die Bemühung um Neuorientierung und Halt aus, denn die alte dörfliche Ordnung, aus der er stammt, wird durch das Kriegsereignis fundamental durcheinandergewirbelt.

Die erste der vorliegenden Postkarten aus der Gefangenschaft wurde auf den 13. Mai 1915 datiert, sie wurde aus Rasdolnoje in Sibirien versandt und stellt vermutlich die erste Kontaktaufnahme aus Russland mit seiner Familie dar. Geschrieben wurde diese Feldpostkarte schon im Februar 1915, mit der vorverlegten Datierung trägt Luis der Tatsache Rechnung, dass die Post von Sibirien nach Südtirol lange Zeit unterwegs ist. Gleichzeitig will er so sichergehen, dass die Karte pünktlich zum Pfingstfest in der Heimat ankommt. Das ist kein Zufall, sondern etabliert seine Bemühungen, den gewohnten katholischen Jahreskreis auch im entfernten Sibirien zu ehren. Jeweils zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten, den Namens- und Geburtstagen der Familienmitglieder sowie dem Völser Kirchtage schreibt Luis vordatierte Karten. Das Festhalten an der traditionellen Jahresordnung erfüllte für die Gefangenen, die so brutal aus ihrer gewohnten Ordnung gerissen waren, mehrere wichtige Funktionen: zunächst einmal strukturierten sie die Monotonie des Lagerlebens und versprachen moralischen Halt angesichts der Bedrohungen, denen die Soldaten tagtäglich ausgesetzt waren. Darüber hinaus kreierten sie ein Heimatgefühl, insbesondere innerhalb der Gruppe anderer Gefangenen, mit denen der Hochtage im katholischen Jahr zusammen gedacht wurde. Letztlich bildete der Jahreskalender die letzte jährlich wiederkehrende Brücke mit ihren Familien in der Heimat – angesichts der wachsenden Entfremdung zwischen Ehepartnern, der unabhängigen Entwicklung der Kinder sowie des sich weiter entwickelnden Lebens auf den Höfen Tirols waren die christlichen Feiertage eine immer wiederkehrende Gelegenheit, über große geografische Distanzen hinweg Familiengemeinschaft zu entwickeln und zu zelebrieren. Die Vordatierung aber legt auch ein Problem offen, an dem Luis für die Dauer seiner Gefangenschaft leiden wird: die Tatsache, dass es wegen der langen Zustellungsdauer der Feldpostkarten und der Antworten aus der Heimat keine Dialoge geben kann, die Kontakte bleiben sporadisch und bestehen im Prinzip aus beiderseitigen Monologen.

Diese erste Karte enthält als wichtigstes Detail seine neue Postadresse als »Prisoner of War« in extra klaren Großbuchstaben: »Primoskoje Oblast, Stancia Rasdolnoje bei Wladiwostok, Mandschuria Russland.« Über Luis' Gefangennahme durch russische Truppen in Lemberg erfahren wir durch ihn nichts, aber aus zeitgenössischen Quellen wissen wir, dass gefangene gegnerische Soldaten oft bis aufs Letzte

ausgeplündert und oft aller ihrer persönlichen Gegenstände beraubt wurden, »eine korrekte Behandlung wird nur in ganz seltenen Fällen erwähnt.«² Darüber hinaus drückt er seine Hoffnung aus, dass es allen in der Heimat gut geht und bestätigt seinen guten Gesundheitszustand: »Ich bin gesund und hab genug zum essen.« Das Essen sei nicht gut, aber »mehr kann man auch nicht verlangen« (DOC157/13.2.15).

Wesentlich in diesem Kontext, in dem es ja um die Rolle der Frauen im Ersten Weltkrieg geht, ist die Tatsache, dass Kathi dem körperlichen und mentalen Verfall des Bruders in Sibirien hilflos zusehen muss und ihm allenfalls aufmunternde Nachrichten aus der Heimat zusenden kann. Diese reflektiert Luis dann aber umso dankbarer in seinen Feldpostkarten:

»Liebe Schwester, 1. Juli 1915, Hab von zuhause eine Karte erhalten und gelesen dass du Söhnchen geboren hast, wünsche dir und deinem Kinde sehr viel Glück und Gesundheit. Mir geht es sonst soweit gut bin gesund und was will man mehr? Der rauhe und kalte Winter ist jetzt vorbei und noch einen solchen Winter hier im Osten ... zu erleben hoffe ich nicht.

Sei recht herzlich gegrüsst von deinem Bruder Luis«

Im September 1915 schreibt er seiner Schwester erneut und präzisiert seine Existenz:

»Rastolnoje, 29.9.1915 Liebe Schwester!

Sende dir ein kleines Lebenszeichen aus weiter Ferne. Ich bin gesund, hoffe auch von dir alles beste, hörst du von Anton [...] oder von den anderen Brüdern [...] Eduard

Bitte schreib mir Gegrüsst mir deinen Bruder Alois.

Adresse: Kriegsgefangener A.B. Rastolnoje, Wladiwostok 5.024.p Russland«. (DSCN 8542/3)

Im Oktober 1916 schreibt Alois seiner Schwester eine Karte zum Namenstag, in der er zunehmend verzweifelter um seine geistige Unversehrtheit kämpft (DOC633/Oct.16): »Du hast mir einmal geschrieben ich schreib schöne Karten und jetzt kann ich balt gar nicht mer vor lauter wenig Schreiben und hart Arbeiten, aber das macht

2 Eine exzellente, sehr detaillierte und umfassende Untersuchung der Situation der Kriegsgefangenen im Osten legte Georg Wurzer im Jahre 2000 im Rahmen seiner Dissertation vor, aus deren Webversion hier zu den Kontexten der vorliegenden Post aus Sibirien zitiert wird, siehe Wurzer (2000).

nicht, ich weis, das Ihr noch mehr Arbeiten müst als ich.« Sein Durchhaltewillen war allerdings noch nicht gebrochen, »hab genug zum Essen und verdiene etwas Geld.« In dieser Karte deutet sich an, dass Luis Leben als Kriegsgefangener in Sibirien mittlerweile auf das Wesentliche reduziert ist: die Erhaltung der physischen Unversehrtheit und der mentalen Kapazitäten. Er kämpft um eine positive Lebenseinstellung und die Erhaltung seiner körperlichen Fähigkeiten. Ein wesentlicher Aspekt der Unterstützung dieses Durchhaltewillens war Kathis aufmunternde Post aus der Heimat.

Im Jahre 1917 wird das Leben sehr hart für Alois. Im Februar schrieb er (DOC906/17.2.17): »Hab mir jetzt sich Schmarrn gekocht, besteht aus Pferdefett und Schwarzenmehl.«

Kathi muss aus der Ferne mitansehen, wie ihr Bruder zusehends körperlich verfällt.

Luis kämpft mittlerweile nicht nur um seine physische Unversehrtheit, sondern auch um seinen gesunden Menschenverstand – er ist im Überlebensmodus. Ebenfalls im August deutet er an, dass er beinahe sein Leben verlor (DOC791/26.8.17): »Habe unschuldigerweise fast das Köpfchen verloren bin aber glücklich davon gekommen«, doch der Zusatz »es gibt hier noch so halb Wilde und sie sind gefährlich« deutet darauf hin, dass es entweder Kämpfe zwischen den Lagerinsassen gab oder dass es zu Übergriffen seitens der Wachmannschaften gekommen war – beides war an der Tagesordnung in diesen Lagern.

In seiner Oktoberpost 1917 deutet sich schon im Schriftbild der verschärfte körperliche Verfall von Luis Wenzer an. Der Inhalt ist ähnlich niederschmetternd (DOC931/8.10.17), er schaut zurück auf drei Jahre in Haft, »was seit dieser Zeit vergangen ist, ist unglaublich, an ein Ende ist noch gar nicht zu denken«. Im November (DOC877/12.11.17) wünscht er seiner Schwester alles Gute zum Namenstag und erkundigt sich nach seinem Schwager: »Ist den der Toni immer noch im Felde?« Und: »Wirt diese schlagerei nicht balt ein Ende nehmen.« Er bittet um mehr Post: »Schreibe oft, denn ich bekomme keine Nachricht von euch.«

Luis verfasst seine letzte überlieferte Nachricht am 11. Januar 1918. Sein Schriftbild lässt erahnen, in welchem Zustand er sich befindet (DOC991/11.1.18), es ist kaum noch lesbar. Der Inhalt bestätigt, dass sich Luis wohl in der letzten Phase seines jungen Lebens befindet, ein Zustand, den die Literatur über die Gefangenenlager so beschreibt, als seien die Gefangenen nurmehr apathisch, reagierten kaum mehr auf Außenreize und scheinen innerlich gebrochen.

In seiner Karte beschreibt Luis seine gegenwärtige Situation:

»Liebe Kathi, Bin jetzt grad in einer Stadt ganz nahe an der Sibirischen Grenze. Es sind alles Russen um mir versammelt, ganz in Pelze gemacht, diesen Aufzug solltest du mal sehen. Sie sind so angezogen das mans balt nicht erkennt ob es Men-

schen sind oder Thiere. Viele Grüsse u. viel Glück mit deinem kleinen Karl, Alois«.
(DOC991/11.1.18)

Damit endet die Korrespondenz zwischen Luis Wenzer im Gefangenenlager in Sibirien und Kathi Kompatscher in Völs am Schlern. Kathi wird hilflose Zeugin des Siechens und Sterbens ihres Bruders im fernen Sibirien – ein traumatisches Erlebnis. Gleichzeitig verlangt die Zeit von ihr, Mutter und Geschäftsfrau zu sein sowie ihren Mann an der Front bei Laune zu halten. Diese Mehrfachbelastung für die daheim gebliebenen Frauen war enorm. Ihre Rolle für die bürgerlichen Gesellschaften der Kriegsparteien war in der Geschichtsschreibung viel zu lange unterdrückt. Eine Revision der existierenden Historiographie ist daher zwingend notwendig.

Verwendete Literatur

Archiv Georg Grote: Südtiroler Korrespondenzen.

Georg Grote (2019), *Im Schatten der Zeitenwende. Leben in Tirol 1900–1918*. Bozen: Athesia.

Hämmerle, C. (1999), ›You let a weeping woman call you home?: Private correspondences during the First World War in Austria and Germany‹, in: Earle, R. (Hg.), *Epistolary Selves: Letters and Letter-Writers, 1600–1945*. Aldershot: Ashgate Publishing Limited.

Hanna, M. (2003), ›A republic of letters: the epistolary tradition in France during World War I‹, in: *American Historical Review*, 108:5, S. 1338–1361.

Lyons, M. (2013), *The Writing Culture of Ordinary People in Europe, c.1860-1920*, Cambridge: Cambridge University Press.

Wurzer, G. (2000), *Die Kriegsgefangenen der Mittelmächte in Russland im Ersten Weltkrieg*. Tübingen: Universität Tübingen. <https://publikationen.uni-tuebingen.de/xmlui/handle/10900/46156> (letzter Zugriff: 18.08.2025).

The Role of Women in Educational and Welfare Policy in South Tyrol during Fascism

Alessandra Spada

Brief historical introduction

In October 1922, when Fascism came to power, the territory of South Tyrol had only belonged to Italy for a little over three years, since the end of the First World War. The Treaty of Saint Germain, on 10 September 1919, had internationally sanctioned the annexation of South Tyrol to the Kingdom of Italy. Until then, the territory had been part of the Austro-Hungarian Empire and was inhabited by an almost exclusively German-speaking population and a small Ladin minority. These were about 220,000 inhabitants who found themselves, against their will, living in a new state in which they were a linguistic minority. The South Tyrolean leadership asked the Italian government for extensive autonomy in the political, administrative, linguistic, cultural and social spheres. The government of the time, which was of liberal inclination, acted with a certain caution and initially seemed to indulge the demands of the local population by offering linguistic and cultural guarantees. The situation changed radically with the advent of fascism, which immediately oriented its policy towards a rapid and drastic Italianisation of the territory and its inhabitants. Its aim was to incorporate the new province into the Italian national fabric in a short amount of time.

Educational-assistance role assigned to Italian women

With the advent of fascism, the Italian women who moved to South Tyrol in those years were also called upon to participate in this project of linguistic penetration with well-defined tasks and functions in the field of education and welfare. In particular, they were pedagogues, inspectors, headmistresses, schoolmistresses, but also doctors, nurses, sanitary supervisors, volunteers and trustees of the fascist party who operated above all within two fascist women's organisations. These were the

ONAIR (*Opera nazionale di assistenza Italia redenta*), set up to help women and children in difficulty who lived in the *terre redente*, as the regions annexed to Italy after the First World War, Venezia Tridentina and Venezia Giulia, were called; the ONMI (*Opera nazionale maternità e infanzia*), set up by the fascist government in 1925 with the task of looking after mothers and children so as to ensure the demographic development of the population. and the *fasci femminili*, a women's organisation of the fascist party.

The present paper focuses on the activities carried out by these bodies, in particular on the ONAIR, since, due to the centrality that the fascist government assigned to it in the pre-school and welfare spheres, it was certainly the most incisive and the one with the greatest diffusion in the territory. All quotations have been translated from Italian by the author.

ONAIR and its appearance in South Tyrol

When fascism came to power, ONAIR was already present in South Tyrol. It had been set up in 1919 by Duchess Elena d'Aosta¹, who had decided to intervene in favour of the redeemed lands – Venezia Tridentina and Venezia Giulia – to help them recover from the serious damage they had suffered as a result of the First World War with a project of assistance in the educational and hygienic-sanitary field in favour of women and early childhood. Elena d'Aosta, president of the organisation, used her dense network of acquaintances from the aristocracy and upper middle class to raise funds to be donated to the redeemed lands annexed to Italy. It was therefore initially a philanthropic work that was however given an organisational structure that allowed it, and later allowed it, during fascism to operate incisively and effectively. The regional committees of Trieste for Venezia Giulia and of Trento for Venezia Tridentina were set up to provide for the concrete implementation of the Opera's aims; they were presided over by a regional inspector and employed volunteers. In its first year of activity (1920) in Venezia Tridentina, the ONAIR turned its attention exclusively to the territory of Trento, in particular to the areas destroyed by the war, with interventions that had the character of emergency relief: the distribution of blankets, clothing, sanitary material, food and the restoration of orphanages, hospitals and kindergartens.

1 Elena d'Aosta or Helena of Orleans (1871–1951) was the wife of Duke Emanuel Philibert of Aosta. Raised in England, London, she was a woman of strong personality, cultured, cosmopolitan, Catholic, fervent nationalist and dedicated to charity work. She was a Red Cross nurse in the Libyan War of 1911, and, during the First World War, she was Inspector General of the Red Cross Volunteer Nurses, earning a silver medal for military valour. She later joined D'Annunzio's Fiume enterprise. Her relations with Mussolini were also excellent.

It was not until 1921 that ONAIR also began to take its first steps in the province of Bolzano–Bozen to take care of pre-school institutions in the Italian language. The establishment of Italian kindergartens initially responded to the need to provide linguistic and cultural support for the children of Italian families who had mostly come to South Tyrol after the annexation.

The spread of Italian ONAIR kindergartens and the training of teachers

With the rise to power of fascism and the consequent political intent to transmit an Italian »national consciousness« to the new province, the activities of the ONAIR also underwent a strong acceleration and became the operational arm of the government in South Tyrol in the pre-school, extracurricular and welfare sectors for mothers and children.

The first interventions were aimed at the establishment of Italian kindergartens in the area and the training of the teachers who came to South Tyrol in those years and were destined to work in the Italianised kindergartens. In September 1923, less than a year after the rise to power of Fascism, the ONAIR, on behalf of the Ministry of Education, organised a specialisation course for kindergarten teachers in Brixen-Bressanone »with the special intention of preparing the kindergarten teachers for the task of the kindergarten in South Tyrol«. ² The course director Amelia Agresta Guli made no secret of the »special intention«, stating in her report that: »the material conquest of the territory must be followed by the moral conquest of the inhabitants, and that this alone is the truly lasting«. ³ The primary objective therefore to »help the very Italians in the new provinces to free themselves from the Austrian varnish and to orient their mentality and interests towards Italy«. ⁴ In order to achieve this goal, the kindergarten teachers were immediately identified as the figures who were to replace the »German mothers« in the linguistic and cultural education of the future South Tyrolean generations. The Italian kindergarten teachers were therefore expressly asked to »find in their instinct of motherhood, in their ideality of good, in their patriotic feeling the strength to be the true mothers.«

This concept was clearly expressed by the director of the training course in the concluding part of her report in which she stated

-
- 2 Opera nazionale di assistenza all'Italia Redenta. Relazione e rendiconto 1923, Stab. L. Salmone, Rome 1924, p. 21.
 - 3 Amelia Agresta Guli, Report of the advanced training course for kindergarten teachers in South Tyrol, in ›Schola‹, a. I, no. 1–2, November–December 1923, p. 14.
 - 4 Ibid., p. 16.

»Given the special conditions of the new provinces [...] not only do we need better, more cultured, more aware schoolmistresses: we need schoolmistresses who are an effective means of pacification and Italianisation.

The Italian schoolteachers [...] had to understand the delicacy and difficulty of their mission and at the same time feel all their pride: in fact, they are entrusted with the sacred task of contrasting the words of hatred and mockery for Italy, which the children may hear from their mother's mouths, with words of love and reverence; with their faith, with their intelligent goodness, they must be able to influence more than mothers, more than families.«⁵

With this clear aim in mind, ONAIR in the following years moved far and wide throughout the province, creating a dense network of Italian kindergartens and helped to close German ones. By 1924, there were already more than 30 Italian kindergartens, and, with a few exceptions, they were well attended. In order to convince German families, especially the poorer ones, to send their children to these new Italian facilities, free meals were introduced, which were apparently particularly popular.

Furthermore, in order to reform the kindergartens (the declared objective was to fight »against the custom of considering kindergartens as custodial homes rather than real educational institutions«⁶) and to better train the new teachers, who were about to face a job that was not easy, ONAIR invested heavily in the promotion of pedagogical methodologies considered innovative at the time and organised special training courses in which didactic methods were presented that were to favour the language learning of boys and girls.

Sisters Rosa and Carolina Agazzi and their teaching method

In the autumn of 1924, two nationally renowned pedagogues, sisters Rosa and Carolina Agazzi, were called to work directly in South Tyrol. Through the intercession of the ONAIR, the two teachers obtained a secondment to Bolzano-Bozen from the municipality of Brescia, with the task of inspecting and controlling all kindergartens in the city. In the South Tyrolean capital, Rosa Agazzi was also assigned to manage the »Principessa Mafalda« kindergarten, where a permanent training school had been set up in which, under the guidance of the two pedagogues, all new teachers destined for Italian kindergartens in the province could learn their teaching methods. This was a method that the Agazzi sisters had developed on the basis of their

5 Ibid., p. 18.

6 Ibid., p. 21.

experience in a number of kindergartens in Lombardy since the end of the 19th century and that had gained public recognition nationwide, with resonance abroad as well. The pedagogical model was based on practical experience, the activity in the kindergarten was to evoke a model family environment, tidy, clean, loving, and supportive, where the boys and girls could move spontaneously and freely. Traditional lessons were kept to a minimum and ample space was given to family activities such as tidying up, setting the table, washing; dialogue, a sense of social responsibility and a sense of responsibility were also fostered by connecting older children with younger ones. Aesthetic education and expressive activities such as singing, music and spoken language exercises were also fundamental.

In the autumn of 1926 Rosa and Carolina Agazzi were laid off by the municipality of Brescia but continued to work in Bolzano-Bozen. In 1927 Carolina Agazzi left South Tyrol for family reasons, while Rosa stayed on to work for ONAIR, which appointed her general inspector of its kindergartens.

The Agazzi sisters played a significant role at the height of the fascist authorities' efforts to establish Italian kindergartens in the province of Bolzano-Bozen and to eliminate the German ones. The two teachers not only supported this process by spreading their teaching methods but also conducted inspection and control functions to ensure that the use of the German language was avoided in the kindergartens, particularly in the German kindergartens that were being nationalised.

As the number of Italian kindergarten teachers who moved to South Tyrol was growing, the German teachers who had taught in the kindergartens until the mid-1920s were gradually being dismissed. This was a far from painless process that took place from 1924 onwards when the German kindergarten teachers were replaced by Italian ones in the municipal kindergartens. Private kindergartens, on the other hand, were subjected to strict controls by ONAIR staff who had to ensure that the teaching language used was Italian, most of these kindergartens were closed.

Sewing schools and home economics courses

From the second half of the 1920s onwards, the ONAIR's activities in South Tyrol not only increased in the management of kindergartens, but also developed in the extracurricular sector: after-school, rural schools, school canteens, Italian language courses and courses for adults were set up, including sewing schools and home economics courses in Italian, which were intended to prepare future mothers. These courses, attended by ›almost all non-native‹ pupils between the ages of 14 and 25, were particularly appreciated by the fascist regime because the girls attending them, alongside the art of ›good housewife‹, considered the first task of every woman, were

taught the Italian language and elements of Fascist culture in the hope of bringing future German mothers and their families closer to the new nation.

The Opera itself felt the need to give special mention to these courses in its reports, given their importance in South Tyrol:

»Particular mention must be made of the women's home economics courses, which replaced, with gradual transformation, the festive schools in Venezia Tridentina, taking on the character of vocational initiation with lessons in work, cutting, cooking, hygiene, practical counting applied to home economics, integrated in the alloglot areas with the teaching of the Italian language.«⁷

The Italian authorities also viewed such courses favourably because the »alloglot« girls, who attended them from 8 a.m. to 4 p.m., were thus removed »from other undesirable influences of local religious orders«.⁸

Social welfare and health care interventions

The ONAIR finally extended its action in the sanitary-assistance field by intensifying, and then making systematic in the 1930s, sanitary controls in its facilities. From the initial identification of children to be sent to the therapeutic vacation colonies⁹, it moved on to a more punctual health check aimed at identifying the weakest subjects in order to provide them with periodic restorative treatment and to get a picture of the health situation of those attending. To this end, a special doctor was hired in 1929 to take charge of the health surveillance service.

From 1926 the Opera also began to take care of the welfare needs of mothers and children by taking over the management of the *Säuglingspflege*, a private association established in 1917 by a committee of German women with the support of a paediatrician, at the express request of the municipality of Bolzano-Bozen, to »do work to protect infants [...] made particularly necessary by the conditions of war«.¹⁰ The

7 Opera nazionale di assistenza all'Italia Redenta. Relazione e rendiconto 1930, Ditta C. Colombo, Rome 1931, p. 47.

8 Opera nazionale di assistenza Italia Redenta. Bolzano-Bozen office. Institutions and their development from 1919 to 1937. Sewing Schools, p. 13, in APTn, Fondo Onairc. 207, Onair – Province of Bolzano-Bozen, file: Questione South Tyrol/Alto Adige.

9 Children were sent to these colonies, often near the seaside, for Tuberculosis treatment or general improvement of their health, accompanied by fascist indoctrination.

10 Letter-memorandum of the Infant Welfare Committee to the prefectural commissioner of Bolzano-Bozen, 12 December 1925, in ACBz, Serie Atti Generali, Faldone D-16, II, 1924/35, Cat. II, Class 2/3, file: Dispensario lattanti 1923–1929.

group of German women frowned upon the meddling of the ONAIR, protested vociferously and tried to oppose the new management, but were eventually forced to give way. Again, as had already happened to some extent with the German kindergartens, the ONAIR occupied an existing structure and helped to Italianise it. After the removal of the German ladies and the replacement of the German paediatrician by an Italian one, the *Säuglingspflege* became the first infant dispensary run by the Opera in the province of Bolzano-Bozen. These sanitary assistance structures, as is well known, were considered indispensable for guiding mothers to feed their infants correctly, a step considered fundamental in combating infant mortality. But in South Tyrol the dispensaries also took on a political value of national propaganda that placed mothers at the centre, as the medical director of the infant dispensary pointed out in a report:

»The Infant Dispensary was opened in Bolzano [...] by the O.N.A.I.R. after a long struggle with the German committee that had run it up to that time. It was an important achievement because of the propaganda medium it is, depending on who runs it. In fact, by taking care of the children with passion and love, one manages to win over the mothers and, having gained these, one can say that one has half-won, because they then tell their husbands in the family about any kindnesses used to their children and a little at a time they manage to change if not completely at least in part the preconceptions they may have against those who run the institution because they are affected by original sin, that is, they are Italians.«¹¹

The focus was therefore on the mothers and the absolute importance they assumed in the process of national conquest, in this case not only for the dissemination of the language, but also for consensus-building purposes, i.e. to try to bring the population closer to the new Italian state through them.

After this first infant dispensary, the ONAIR opened others both in the capital and in the main towns in the province of Bolzano-Bozen. They availed themselves of the collaboration of paediatricians, also paediatricians, nurses, and health guards. The infant dispensaries not only provided preventive hygiene and health care, but in cases of particular hardship and poverty, they also provided for the distribution of provisions to needy families, distributing clothing, restoratives, medicines, and food. In the 1930s, the ONAIR also set up a number of maternal refectories and paediatric consulting rooms. Given its experience in the area, ONAIR continued its mother and childcare activities even after the establishment of the provincial federation of the ONMI (*Opera nazionale maternità e infanzia*) in 1927, which also

11 Report on the infant dispensary by Dr Renzo Camelli, 15 October 1926, p. 1, in APTn, Onairc Fund, 206, Bolzano-Bozen Office, subfile: Reports year 1926.

included Rosa Agazzi and a representation of the *fasci femminili*. ONMI's areas of responsibility ranged from assistance to pregnant women, mothers in need, infants, and children from needy families; it also provided help for abandoned or delinquent children and young people. Initially, its action was mainly aimed at partially financing the welfare work of the ONAIR and other institutions in the area. In the 1930s, cooperation between the two institutions became closer, also on a managerial level, with ONAIR starting to set up its own institutions such as the Mother and Child Home, a number of paediatric outpatient clinics and organising the Day of the Prolific Mother on 24 December each year, as well as birth and nuptiality awards.

Thus, in the second half of the 1930s, ONAIR began to reduce its intervention in the health-welfare field by transferring the management of part of its facilities directly to ONMI, and on 31 December 1938 there was the definitive handover of all the health facilities, with the exception of those in Bolzano-Bozen. ONAIR, on the other hand, continued to manage the kindergartens.

Alongside the ONAIR and the ONMI, the *fasci femminili* (women's fascies) also played an important role in social welfare from the end of the 1920s onwards.

The establishment of the *fasci femminili* (women's fascies) in the Province of Bolzano-Bozen

The women's fascies were established in the province of Bolzano-Bozen in 1928, on the initiative of the provincial party secretary, Alfredo Giarratana, who appointed Giuseppina Sacchi as delegate of the provincial women's fascies. The action of the South Tyrolean fascist women was characterised by total adherence to the party directives: from the very beginning, the role they chose to play was marginal, subordinate to that of the men and mainly limited to welfare work, as evidenced by the programme set out by Giuseppina Sacchi when she took office

»Not outward manifestations, not processions, not politics: but the organisation of charitable works in union of purpose with the other organisations operating in the province such as maternity and childhood, school patronage, the national opera Italia redenta etc. Women must conduct their activities in the field of femininity and stop there. Without encroaching on their action, the sometimes-crude efforts of men can thus be completed.«¹²

The women, about twenty in number, who adhered to the founding act of the women's fascio in Bolzano-Bozen, which took place on 26 January 1928, mostly

12 La costituzione del Fascio Femminile, ›La Provincia di Bolzano‹, 27.01.1928, p. 2.

belonged to the families of notables, who had recently arrived in Bolzano-Bozen to occupy important positions in the public and party fascist bureaucratic apparatus.

This close link with the power figures of the local fascist apparatus also explains the reason for the frequent turnover of people within the women's organisation, as the fascist women followed the political and professional destinies of their husbands or family members, who stayed in Bolzano-Bozen for a few years before being transferred to other Italian cities.

Their task, as mentioned, was above all to support welfare work and fascist propaganda. Giuseppina Sacchi in the first assembly held on 1 March 1928 stated that:

»All members must have as their first aim that of giving the widest possible cooperation to the works of Italianisation and pacification that of helping with all their activity the development, progress and success of charitable initiatives.«¹³

The aim was therefore to promote, through charitable works, the Italianisation of the territory. With this in mind, the action of the women's fascist organisation moved in synergy with the primary aim of fascist policy in the province of Bolzano-Bozen: the nationalisation of the local population. This direction constantly characterised the actions of the local fascist women's organisation over the years, as well as the various sections which, at the urging of the Bolzano-Bozen federation, were gradually being set up in the other towns in South Tyrol.

The activities carried out by the women's *fascies*

The activities of the women's *fascie* were mainly centred on the organisation of mountain and sea summer camps, the fascist Befana (a witch bringing Christmas presents on January 6th), the white ribbon and other welfare work.

In 1928, following directives from the national party secretariat, the provincial fascist federation in Bolzano-Bozen was given the task of directly taking care of local initiatives concerning the sea and alpine colonies. This task was partly delegated to the local women's *fascie* for whom the organisation of colonies for ›needy children‹ became one of the main welfare and educational activities. Fascist women promoted the organisation of numerous mountain and sea colonies. Prominent among the mountain colonies was Plancios, destined to become the flagship of the regime's alpine colonies. The women's *fascie* also collaborated in the organisation of the sea-side colonies (Venice, Riccione). In the 1930s, the fascist party assigned the organisation of the colonies to the Eoa (Ente opera assistenziale), but this did not reduce the commitment and work of the party's women's delegation, which was called upon

13 12 The first assembly of the Fascio Femminile, ›La Provincia di Bolzano‹, 02.03.1928, p. 2.

to collaborate with this new body. From the words used by Giuseppina Sacchi, in her report on the activities conducted in 1931, when describing the effort put into the organisation of the colonies, the great amount of work that fell on them shines through:

»This year, this Delegation was entrusted with the task of organising the maritime care shifts for the entire province by the Opere Assistenziali. It was hard work for four months in a row, including collecting and examining applications (far more than the 600 that could be accepted), medical examinations, collecting modest donations from wealthier families; the vigilant and loving accompaniment to Venice, thanks to which there was never the slightest inconvenience, then the paperwork with the railway, the choice of guards at the seaside, the selection of children from the various towns and finally the numerous letters with the Hospizio Marino Veneto, the families, the directors of the Red Cross, the Sick Fund and the various committees of the Opera Naz. Balilla¹⁴, concerning the little guests. Comforting to so much work were the numerous expressions of gratitude received from the benefactors, both on behalf of the Party hierarchs and for us modest co-workers.«¹⁵

Here again, one can see the attitude of absolute subservience of fascist women to the party and hierarchs, at whose orders they stood as obedient ›soldiers of the idea‹.¹⁶

Another activity in which the women of the women's fasces played a leading role was the fascist Befana, which over the years was transformed from the initial simple and cheerful celebration to ›cheer up poor children with a few baubles‹, to a real welfare work to support families in serious economic difficulty. Gifts, over the years, became less and less standardised, to meet the needs expressed by poor families. Clothes, shirts, shoes were included in the gift packages, chosen in a targeted and individualised manner, based on the indications of the families. Sometimes uniforms of balilla and piccole italiane were also donated, together with a toy and an assortment of sweets and fruit. The fascist ›Befana‹, besides being a charitable work for poor boys and girls, was an extraordinary instrument of fascist and national propaganda, hence the party's strong interest in extending it to a very wide range. In localities where the women's fasces were present, they were the driving force, in other localities it was mostly the schoolteachers who carried out the initiative, supported

14 Opera nazionale Balilla (ONB) was an Italian Fascist youth organization functioning between 1926 and 1937, when it was absorbed into the Gioventù Italiana del Littorio (GIL), a youth section of the National Fascist Party.

15 Report on Women's Federation activities – Year IX. General Assembly written by Giuseppina Sacchi, 4.11.1931, in ACS, P.N.F., various services, series I, envelope: 534, file: 9.15.5, Bolzano-Bozen Federation, Women's Delegation.

16 14 Term taken from the title of Helga Dittrich-Johansen's book, *Le ›militi dell'idea‹. Storia delle organizzazioni femminili del Partito Nazionale Fascista*, Florence: Leo S. Olschki 2002.

by the school patronage. It was organised in public places following a regime ritual in the presence of local and fascist authorities. It was attended by the mayor, the federal secretary with representatives of all party bodies and the various fascist corporations, military, judicial and school authorities, and representatives of the various charitable associations. Also always lined up with the authorities were departments of *balilla* and *piccole italiane* banners unfurled.

Among the activities of the women's *fascies*, which in turn combined welfare and propaganda purposes, was the white ribbon initiative. The white ribbon was hung by fascist women on the doors of houses to announce the birth of a baby boy or girl and had the function of paying homage to the newborn and at the same time giving value to motherhood. Soon the white ribbon was transformed from a symbolic gesture into a welfare activity for the benefit of the poorest families. The women's *fascies* in the various localities appealed to wealthy families to contribute small donations, so that the white ribbon could be accompanied by a material support, be it a layette for the baby or a sum of money, in needy families. The white ribbon initiative dovetailed well with the regime's demographic policy directives and at the same time encompassed a propaganda action in favour of the regime, which was considered all the more effective the more fascist women, with their charitable acts, succeeded in approaching poor ›alloglotte‹ families and showing them the ›generosity‹ of the Italian nation by aiming to ›win them over‹ to fascism. This is how the local fascist newspaper ›La Provincia di Bolzano‹ quoted the white ribbon initiative:

»This initiative, the great importance of which cannot escape those who follow the demographic movement a little closely, will allow an ever-livelier penetration among the people. The homes of the poorest will be opened to the augural visit of our fascist women, who will bring into them the fraternal word, an act of love. It is in the symbol of the Littorio, which is the exaltation of goodness, kindness, charity, that the women of our women's *fascio* will be the gentle missionaries of the great idea, they will bring among our people, good, honest and hard-working, the throb of life that animates the great Italian nation at the orders of its Duce.«¹⁷

Finally, especially in the South Tyrolean capital, the women of the women's *fascies* actively collaborated with the party in organising welfare work to identify poor families to whom food vouchers could be provided. These various activities, which engaged the women of the women's *fascies* throughout the year, required a considerable organisational effort and were considered important because they were functional, as mentioned above, to the broader project of Italianisation and fascism's search for consensus. In this regard, let us see the words used in a report on the Plancios colony,

17 The ribbon at the cradles, ›La Provincia di Bolzano‹, 14.02.1930, p. 3.

near Brixen, by the school patronage that organised the colony together with the women's fascies:

»the material benefits were surprising [...]. But even more than the material benefits, it is perhaps appropriate to take into account the moral benefit brought by the stay in the colony, especially to the children who were alligned. [...] The non-native-speaking children, removed from the often pernicious influence of the family, had the opportunity in the colony to perfect their language, to learn to love Italy, to feel they were members of one big family, to learn with what care the homeland cares for its neediest children.«¹⁸

Apart from the propaganda proclamations extolling the successes of the various initiatives promoted by fascist bodies and organisations, it must be said that in reality the efforts made by the government in the welfare and educational spheres did not have the desired effects. At least they did not succeed in the work of ›moral conquest of the inhabitants‹, considered to be the ›only truly lasting one‹ as the director of the 1923 training course for kindergarten teachers, quoted at the beginning of this paper, had stated. Nor did they succeed in the conquest of the South Tyrolean mothers, a goal that fascism looked to with great interest.

The resistance of South Tyrolean women

It is well known that one of the most strenuous forms of civil resistance to the Fascist government's measures aimed at the nationalisation of the territory, such as the ban on the use of the German language in schools, involved South Tyrolean women, who vehemently opposed the risk of seeing the cultural and linguistic identity of their sons and daughters undermined. When the so-called Gentile reform was published on 1 October 1923,¹⁹ which effectively sanctioned the closure of German schools, leading South Tyrolean politicians and cultural figures appealed to women to take action in defence of the German school. Canon Michael Gamper, a journalist and leading figure in the defence of the linguistic and cultural identity

18 La Colonia Alpina del Patronato scolastico di Bolzano-Bozen, report by Attilio Menapace, 27 April 1928, in ACS, P.N.F., Servizi vari, series I, envelope: 533, file: 9.15.1, Federazione di Bolzano, Fasci femminili.

19 17 Giovanni Gentile, philosopher, was Minister of Education during Fascism from 1 November 1922 until 1924. He implemented a school reform that came into force in 1923. The decree of 1 October 1923 stipulated that, starting in the school year 1923/24 in all first classes of ›alloglotte‹ (non-Italian-speaking) schools, teaching would be in Italian. In the year 1924/25 it was also extended to the second classes and so on for all subsequent classes until the complete Italianisation of primary schools. The reform effectively abolished the German schools in South Tyrol.

of the South Tyrolean population during the Fascist period, raised the alarm in his newspaper, the ›*Volksbote*‹, emphasising the conflict that would open up between ›South Tyrolean mothers‹ and the school world over the different language used in the education of the new generations, and called on the mothers to protest and mobilise:

»Today is about the fight for the maintenance of the German school. In these circumstances the woman cannot be absent. [...] The child's soul depends on it. And to protect it, the mother is the first to be called upon.«²⁰

The South Tyrolean mothers responded to the appeal in large numbers by demonstrating in front of the Bolzano-Bozen sub-prefecture; they then sent letters of protest to the national authorities and promoted a collection of signatures in all South Tyrolean localities for the preservation of the German school, which were delivered to Rome by a delegation of three South Tyrolean ladies, who called themselves ›Atesine Mothers‹, at a meeting with Minister Giovanni Gentile and the Chief of Cabinet of the Prime Minister. Women's committees also addressed Queen Helena and her son, Prince Umberto. Since the requests and protests made had no effect, and in fact, in response, on 3 May 1924, the superintendent of education in Trento issued a decree that de facto eliminated the German kindergartens after the schools, the local political authorities decided to change strategy and, in the following months, publicly urged the South Tyrolean mothers to regularly give German lessons in their homes, in the ›*Stube*‹,²¹ to their sons and daughters and to those of neighbouring families unable to do so. This appeal was also promptly taken up: South Tyrolean women made an important contribution to the organisation of a private and clandestine network of German schools, held in the privacy of their homes, with mothers, sisters, or teachers expelled from Italianised schools, giving lessons. These schools took the name *Katakombenschulen* and were strictly forbidden and harshly prosecuted by the regime.

Conclusion

It can be seen how the strenuous effort to safeguard their mother tongue in the face of fascism's attempt to undermine the German cultural and linguistic identity of the younger generations was entrusted by the local population to South Tyrolean mothers. At the same time, the Fascist government in turn relied on women to impose the

20 »Lasset uns die deutsche Schule!«, *Volksbote*, 8.11.1923.

21 South-Tyrolean term for living room.

assertion of a new Italian mother tongue and, in the absence of Italian mothers, assigned this task to Italian schoolteachers, in particular kindergarten teachers who, as we have seen, were to replace the ›real mothers‹ in the process of Italianising the new generations. We can therefore state that in the climate of tension that was being experienced in the area, where there was a clash between two nationalisms: the German nationalism that aimed at its own preservation and the safeguarding of its identity, and the Italian nationalism that aimed to assert itself through a process of assimilation of the local population, women were called upon to play a very important role on both fronts. Precisely because of the important task entrusted to them, it should be emphasised that in South Tyrol, compared to the rest of Italy, the fascist policies that promoted the diffusion of the mother model were constantly intertwined with the question of language and with nationalist arguments, enriched by the mother-tongue aspect: The mother, in addition to being the guarantor of the ›lineage‹ as procreator, came to assume, in the South Tyrolean reality, a high social and national value, also symbolic, since she was considered the custodian of the mother tongue to be passed on to future generations, which is precisely why it was important for fascism to ›conquer‹ mothers. But in spite of the spread of educational and social welfare structures such as ONAIR and ONMI, which worked in favour of the younger generations and mothers, and in spite of the activity of party organs such as the women's fasces, which were in turn engaged in charity work for poor families and nationalist propaganda, fascism did not succeed, if only to a small extent, in achieving its goal. Certainly, there was a widespread learning of the Italian language by the younger 14 generations of pre-school and school age, but the operation of nationalising the territory was not successful, just as the German mothers were not ›conquered‹. The reports periodically drawn up by the health directors of the ONAIR dispensaries, although full of data on the activities carried out, on the number of visits and consultations made, on the care provided, on the benefits bestowed, also repeatedly highlighted the problems linked to the political situation; They complained about the difficulties in finding widespread acceptance and denounced the persistent mistrust, if not outright hostility, of the South Tyrolean population towards the services provided. Dr Camelli, head of the infant dispensary in Bozen, had this to say on the subject:

»South Tyrol in general and Bolzano in particular is quite reluctant to see the good side of child prophylaxis, also because the delicacy of the political situation gives, whether one wants it or not, that sense of unease, artfully supported by the offi-

cially ceased Pan-Germanist congregations, but which in the shadows work assiduously against everything that serves Italian penetration.«²²

With regard to the institutions that developed in South Tyrol during the Fascist period to implement policies in favour of mothers and children, it is interesting to note that the ONMI continued to manage health care facilities even after 1945 until 1975, when the institution was dissolved. ONAIR also continued to run nursery schools until the 1970s. In the latter case, the peculiarity of the acronym should be noted: after 1945, the name changed from ONAIR to ONAIRC from *Opera nazionale assistenza Italia redenta* to *Opera nazionale asili infantili regioni di confine*.

References

- Amelia Agresta Guli, »Report of the advanced training course for kindergarten teachers in South Tyrol«, in *Schola*, a. I, (1–2), November–December 1923.
- »Lasset uns die deutsche Schule!«, *Volksbote*, 8.11.1923.
- Letter-memorandum of the Infant Welfare Committee to the prefectural commissioner of Bolzano, 12 December 1925, in ACBz, Serie Atti Generali, Faldone D-16, II, 1924/35, Cat. II, Class 2/3, file: Dispensario lattanti 1923–1929.
- Opera Nazionale di Assistenza all'Italia Redenta. Relazione e rendiconto 1923, Stab. L. Salmone, Rome 1924, p. 21.
- Opera Nazionale di Assistenza all'Italia Redenta. Relazione e rendiconto 1930, Ditta C. Colombo, Rome 1931, p. 47.
- Opera Nazionale di Assistenza Italia Redenta. Bolzano office. Institutions and their development from 1919 to 1937, Sewing Schools, p. 13, in APTn, Fondo Onairc. 207, Onair – Province of Bolzano, file: Questione South Tyrol/Alto Adige.
- Report on the infant dispensary by Dr Renzo Camelli, 15 October 1926, p. 1, in APTn, Onairc Fund, 206, Bolzano Office, subfile: Reports year 1926

22 I Consultori per Lattanti dell'O.N.A.I.R. a Bolzano. Report of activities in 1929, Dr Renzo Camelli, pp. 10–11, in APTn, Fondo Onairc, 206, Bolzano-Bozen Office, subfile: Reports year 1929.

The Italia Turrita and the Feminization of Fascist Colonialism¹

The Case of the Livia de Kuzmik Papini Reliefs in Bolzano-Bozen, Italy

Alexandra Cosima Budabin

Introduction

The stone reliefs are easy to miss, tucked away under the arches connecting the former buildings of Italy's national insurance institute that border the Piazza Vittoria, a prominent public space in Bolzano-Bozen. They are protected by nets, presumably to capture falling fragments, which makes it even more difficult to see the details of the designs. But the attentive observer who gazes upwards can discern various representations of women in the reliefs, which were sculpted by the Hungarian artist named Livia de Kuzmik Papini in the 1930s. The reliefs thus proffer what can be considered a challenge to the marginalization of women in heritage spaces as testament to the prominence of a female artist and the rare opportunity to create public art. Moreover, the allegories of women featured in the reliefs speak to traditional themes of femininity – a woman's protective and reproductive powers – that are linked to the nation of Italy and the welfare functions of the national insurance institute. However, a closer gender reading of the relationship of the women in the reliefs reveals how a feminine symbol of Italy, the *Italia Turrita*, hovers over figures of other women of African background in the composition, suggesting a protective but also authoritative stance over women based in Italy's colonial territories. Despite being appreciated as examples of public art that represent women and are created by a female artist, the reliefs sustain and reinforce a colonial and fascist imaginary where notions of femininity and racism were imbricated in support of Italy's empire building.

1 The author wishes to express her gratitude to Anna Tüdös and Elisa Piras for their guidance and assistance in the writing of this chapter.

While the reliefs may be less known and difficult to even study up close, various historians and initiatives inspired by the statue wars and decolonialization debates are focusing attention on the reliefs to reconsider their meanings. The advent of heritage politics around the material and architectural legacies of fascist colonialism in Italy reflects various transnational, historical and social forces related to these debates. Today, through guided tours and curricular materials, the public is being taught to view the reliefs through anti-colonial and feminist lenses. For the attentive visitor, the reliefs become a portal not only to a specific chapter in the history of Bolzano-Bozen and Italy but to an ongoing reckoning with the gendered and racial legacies of Italy's fascist colonial period.

Following the mission of this volume, in my approach to these reliefs, I employ gender as a perspective to interrogate, as Cynthia Enloe asserts, »What role is masculinity playing, and what role is femininity playing?« (Schouten/Dunham 2012, p. 6). I argue that this gender analysis will yield insights into the nature of these reliefs and their creation during the fascist colonial period in Italy as well as how and why they are being highlighted and politicized in today's discussions around difficult legacies in the architectural landscape. This research also brings a gender lens and contributes to material studies of colonialism that examine how European empires were recorded, celebrated and questioned (Belmonte and Cecchini 2022, p. 330) as well as to the study of how the historical legacies of this period are being confronted, challenged amid growing public awareness in order to prevent the re-use of these colonial imaginaries by authoritarian forces (De Pretto 2023). These stakes are heightened when we consider the ways in which public art used gender to justify fascism and colonialism as well as the ways in which gender today is shaped by those imaginaries and the remnants imprinted on the heritage landscape.

In this chapter, I examine de Kuzmik Papini's reliefs using a gender lens to go beyond examining their obvious functions as ornamental public art and to refract three different aspects of this cultural heritage. I introduce the notion of heritage politics to explain how the meanings of this public art have shifted in light of statue wars, decolonial debates and increased diversity in light of migration, which have led to interest, scrutiny, and resistances to colonial era cultural heritage. I provide context of Italy and South Tyrol's experience with the empire-building and colonial period under Mussolini and the architectural legacies of this period. Then I move to the reliefs themselves. First, I focus on the reliefs' creation by a female artist, examining the regrettably thin historical record of her biography, which obfuscates a fuller understanding of how she is remembered and contextualized. Second, I look at the reliefs themselves, drawing from art historical accounts and iconographic analysis, to situate their commission and execution in a particular location in history and space, as public art that had a specific propagandistic objective in a recently colonized city under a fascist regime as well as to explore and contrast how different female figures are represented in the composition. Finally, I examine two curricular guides

that reflect discourses around the reliefs in today's current climate: one guide looks at the Victory Monument and its surroundings and was created by the Autonomous Province of Bolzano-Bozen South Tyrol and the other was created as part of the »Decolonising minds« project led by the non-profit *Organisation für eine Solidarische Welt* (OEW), which brought together students in South Tyrol and Ethiopia to respond to the colonial legacies of the architectural landscapes in Bolzano-Bozen and Addis Ababa. Through this study, we arrive at a deeper understanding of how gender shapes heritage as well as how heritage shapes gender.

Linking Gender and Heritage

Connecting heritage and gender is a growing field (Colella 2018; De Nido 2017). Cultural heritage can be regarded as »gendered in the way heritage is defined, understood and talked about, and, in turn, in the way it reproduces and legitimizes gender identities and the social values that underpin them« (Smith 2008, p. 161). Within the heritage landscape, it is possible to detect hierarchical relationships that are based on the ways in which men and women are differentiated:

»Characteristics traditionally associated with masculinity include strength, protection, rationality, aggression, public life, domination, and leadership. On the other hand, weakness, vulnerability, emotion, passivity, privacy, submission, and care have been traditionally associated with femininity.«

(Sjoberg/Via 2010, p. 3)

Gender approaches to cultural heritage have begun to explore facets of these hierarchies; this includes examining the lack of women's heritage sites that may be significant to women's history or experience (Smith 2008), or to the gender and racial inequalities present in public art commemorating women's history such as suffrage in the USA where there are issues related to funding, commission, and placement (Rooney 2021). Or examining the ways in which gender and sexualities operate at military heritage sites (Åse and Wendt 2021) or in the public history of militarized landscapes (Budabin 2025). The social forces identified in debates on the lack of Great Women Artists (Nochlin 1971) can also now be extended to discussions of the dearth of female authorship of public statues (Peruzzi et al. 2022, p. 10). Further, scholarship is examining the role of women in protecting cultural heritage (de Vido 2018) or the role of feminist protests in challenging styles of representation of female figures that embody practices of patriarchy and female subordination (Peruzzi et al. 2022).

Bringing Gender to Heritage Politics

Recent debates on cultural heritage have unveiled new ways of confronting difficult historical legacies. These debates stem from the way that cultural heritage has a political character, with a connection to contentious politics (Tunbridge/Ashworth 1996). What can be described as a politics of heritage is reminiscent of a politics of memory, considered to be »who wants whom to remember what, and why« (Confino 1997, p. 1393), although we might also add the »how« and »where« as salient for the heritage landscape. As part of recent statue wars and decolonial discussions, the politics of heritage has been animated and interpreted through the lenses of anti-colonialism, anti-racism, and anti-patriarchy (Petruzzi et al. 2022). These lenses unsettle the fixed nature of cultural heritage in terms of who and what are remembered, the forms this heritagization takes, as well as the enduring justifications for preserving this heritage. Scholars use the term ›dissonant heritage‹ to analyze how diverse, competing groups and actors ascribe meaning differently (see Kisić 2017; van Huis et al. 2019). Public markers of urban habitat, cultural, social, and political identification expressing identity and pride can simultaneously signal legacies of colonization, discrimination, and a painful rupture of their history to others. Yet the ability to even signal cultural heritage as ›dissonant‹ will depend partly on whether certain social actors that make up the ›whom‹ are able to successfully participate in practices of meaning-making (Budabin 2023a). Adopting a gender approach to cultural heritage can heighten and nuance our understanding of the politics of heritage by helping think through all of the above categories.

In this inquiry, the focus is on the process of raising awareness and politicizing cultural heritage connected to gender aspects of the fascist colonial period. Within the Italian heritage landscape, recent scholarship has adopted a gender lens to examine the »who and what are remembered« in the built environment as well as »how«. This includes assessing the lack of women's representation in public spaces where the ubiquity of the male body and male personages is reflective of the dominant patriarchal culture (Baroni 2024). When women are represented in monuments in public spaces, Peruzzi et al. find that the statues tend to be of allegorical or mythical figures; for secular female figures, there are recurring stereotypic elements such as the exaltation of sexualized physical forms or unwarranted nudity, the non-elevation of the figure, and the celebration of martyrdom and sacrifice (2022, p. 13–14). Many of these elements will also be present in the de Kuzmik Papini reliefs as we shall see below.

Statue Wars and Decolonial Debates

In what has become a transnational movement, there has been a visible and effective period of engagement with cultural heritage connected to empire-building and

colonialism. Going back half a century, there have been many earlier instances of such »ideological vandalism« in settler societies such as Australia, South America, and Africa; it was also seen in the toppling of Soviet era statues across Eastern Europe. The recent episode of contentious politics around offensive monuments can be traced to 2015 (Knudsen/Andersen 2019, p. 244) when a student in Cape Town threw a bucket of feces on a statue of Cecil Rhodes launching the Rhodes Must Fall campaign. Confrontation of statues with offensive legacies would also become a significant aspect of the U.S. Black Lives Matter movement (see Benjamin et al. 2020; Shen 2017; Holland 2017).

The BLM movement has since gone global, galvanized by national level debates around racism and police mistreatment (Saric 2021). Recent acceleration and diffusion of this »global phenomenon of iconoclasm« has signaled the importance of analyzing these acts as related to local and national contexts but also »in dialogue with global processes of resistance« to imperialism, colonialism, along with postimperial and postcolonial developments (D'Ottavio et al. 2021, p. 667). Beyond denouncing the mistreatment of the black population in the United States, there have been »calls to rewrite slavery histories and past capitalist colonial exploitations« across the world along with demands for racial equality and anti-discrimination from a variety of marginalized communities (Allam et al. 2021, p. 3–4). The linking of the BLM message of antiracism and the global statue war's confrontation with colonial legacies was also witnessed in Italy where connections were made to local racism (Uyangoda 2020; Della Porta et al. 2022). De Pretto stresses that historical recontextualization of fascist-imperial inscriptions on the Italian built landscape is necessary to avoid re-use by authoritarian politicians in ways that prevent the development of a post-colonial society (2023, p. 19–20). Underscoring the historical legacies of gendered violence during fascist colonialism is being slowly integrated in these efforts at awareness-raising and interventions.

Background on Italian Colonial, Fascist, and Post-Colonial Legacies in South Tyrol

The case study of the gendered aspects of the de Kuzmik Papini reliefs needs to be scrutinized from within debates around the legacies of Italy's fascist period and its imperial and colonial ventures. Italy's systemic racism is traced to 19th and 20th century legacies of empire-building as well as recent migration movements (Uyangoda, 2020). Italy has a complicated relationship to its colonial and fascist past. Colonial expansion began soon after Italy's unification in 1861 and the first formal colony was set up in Eritrea in 1890. Italian expansion later extended to Libya, Ethiopia, and Somalia in what was proclaimed as the Africa Orientale Italiana (Italian East Africa) in 1936. This expansion was supported by propaganda delineating »a very specific

inheritance«, that of the »imperial dignity of ancient Rome« (Pes 2016, p. 251). This fascist colonial propaganda was considered »extremely systematic and pervasive« and includes public monuments and artwork such as the de Kuzmik Papini reliefs under inquiry here (Belmonte and Cecchini 2022, p. 328).

Latent in colonial policy was a racist foundation that has received considerable attention. The early liberal phase of colonialism was predicated on the paternalistic notion that the capture of African populations was necessary to elevate subjects »both morally and materially« (De Napoli 2013, p. 807). Under fascism, colonialism in the 1930s brought a new paradigm wherein subjects belonged »to a race that was and would remain biologically inferior« (De Napoli 2013, p. 823). This understanding of Africa and Africans born of the colonial experience would in turn »shape the Italian national consciousness« in ways that are not universally recognized or acknowledged (Zocchi 2019, pp. 3–4).

What is less known and studied are the gender aspects of Italian colonialism though there is growing scholarship in this area. Trento observed that the pre-fascist colonialism and that of the fascist period were characterized by »the factual and symbolic centrality of the relationship ›white man‹/›black woman‹« (2012, p. 3). She charts how practices of concubinage were present and widespread from the start of Italian colonialism in the Horn of Africa (2012). Debates around the relations between Italian men and African woman were a feature of colonialist practices, leading to racist legislation as well as »shaping the colonial imaginary« that »motivated Italian men to fight a war in a distant land« (Trento 2012, p. 3). Recent work has looked at the gendered colonial violence in Libya, where women experienced capture, confinement, imprisonment, torture, forced abduction, rape and concubinage (see Tarchi 2021). Women were targeted due to their »symbolic value and strategic importance to the resistance« and as a way to humiliate male kin (Yeaw 2018, p. 807). Acts such as abduction, according to Yeaw, »epitomised the relationship between power, gender and ethnicity under Italian rule, under which colonial men could physically claim the bodies of colonised women with impunity« (2018, p. 802). Fusari argues that delays in historical investigation have negatively affected the »analysis of violence against women perpetrated by Italians in the colonies, where female voices – colonialist and colonized – are feeble if not absent« (2020, p. 52).

Unfinished Decolonialism

With the defeat of fascism and surrender during World War II, Italy lost its colonial territories in Eritrea, Ethiopia, Somalia, Libya, the Dodecanese Islands, and Albania. The era of both fascist domination and colonial engagements were thus considered brief compared to other European imperialist powers, leading to the characterization of Italian decolonization as »quick, relatively unproblematic« (Ballinger, 2021, p. 18). Pinkus sees the process as having »contributed to the lack of a full-scale

national reevaluation of the country's colonial past« (2003). This amnesia has meant that »remembering, or forgetting, serves different national interests and cultural enclaves« (Ponzanesi 2012, p. 59). Further, the myth of the »good Italian« (*Italiani brava gente*) in official and societal discourse has sustained a narrative that deftly absolves Italians of their role in perpetrating Nazi and fascist crimes and instead reinforced their role as victims (Siddi 2020, p. 1036, see also Fogu 2006 and Focardi 2013). The diffusion of this romanticized narrative as a form of public memory has been implicated in the »arrested consciousness« that continues to thwart public memory and reckoning with Italy's past (Castiglioni 2022, p. 24). To some scholars, a full reckoning is still lacking, and racist legacies endure in different ways (Berhane 2020). Meanwhile, resistance to hegemonic narratives is difficult; Jedlowski points out that the colonial period's victims are primarily people of color, who have difficulty in constructing themselves as »memory entrepreneurs« (2012, p. 36).

However, there are signs of rising awareness of crimes committed by Italians in its colonies and over the course of World War II. Observers now recognize that »a process is now underway to constitute the colonial past as a cultural trauma« by historians (Jedlowski 2012, p. 37). The recent »post-colonial turn« in Italian studies has sought to identify the various ways in which racialization has been embedded within contemporary Italy through not only the legacies of colonialism but also emigration and global migration (Lombardi-Diop/Romeo 2012, p. 2). But Jedlowski finds that the public memory that persists »survives in the form of racism, which is a continuation of the ideological presuppositions that justify colonialism« (2012, p. 40); among the ways in which these persist, Jedlowski points to representations, which is the focus of our inquiry here.

Part of the slow reckoning with Italy's contentious engagement with its colonial past therefore has made heritage a touchstone for a variety of political and social conflicts, in particular the architectural fascist and colonial imprint on urban landscapes and former colonies. As a country, Italy places a high value on heritage, considered a vital part of nation-building identities, democratic citizenship, and more recently commercialization and urban structuring (Galbo 2019). Whereas Italy's colonial past may not be well known by the Italian public, the fact is that »colonial traces are everywhere« in the public arena, with squares, streets, and monuments named after key figures, places, and events of that period (Lombardi-Diop/Romeo 2012, p. 7–8). There have been a number of calls for interventions that suggest various historical legacies are being negotiated by an expanding roster of disenfranchised groups, including women and recently arrived migrants.

More recently, attacks on Italian heritage amid the ongoing Statue Wars and decolonial discussions have surfaced gendered dimensions of the country's fascist colonial legacies. An attack by the feminist collective *Non una di meno* on the statue of Indro Montanelli demonstrated the ways in which heritage is being used to focalize »debate against a hegemonic memory of the past« in particular around the

myth of the *Italia brava gente* described above (Lissi 2019). In an example of this dominant narrative, Montanelli was a journalist who had a well-known and controversial past as an Italian in Eritrea, having participated in the Abyssinian war in 1935 and for having entered into a relationship with a 12-year-old girl (Mandolini 2022). The use of pink paint by the feminist collective was a gendered variation on the red paint that had become ubiquitous as a tool of subversion and reclamation in the decolonization of public spaces (Garsha 2019, p. 79). Whereas the figure of Montanelli had always been controversial, he was now controversial in new ways related to post-colonialism and migration; as Scego argued, »Italy was changing again, and history illuminated aspects that were thought forgotten and assembles them back on center stage in an unexpected way« (undated). The pink hued tone of this particular episode in the statue wars signaled feminist resistance that aimed to bring to light the gendered violence of the fascist colonial period. This awareness-raising will be reflected in current activities around the de Kuzmik Papini reliefs in Bolzano-Bozen that also engage with the local context.

Recent Confrontations with Italy's Cultural Heritage in South Tyrol

Various episodes of heritage politics have also occurred in South Tyrol, a border region of mainly German and Ladin speakers that was once part of the Austro-Hungarian Empire, reflecting the ongoing reckoning of the region with its past history. While the decolonial focus has been on Italian colonial territories in Africa, there is also growing recognition of the ways in which »empire-building as part and parcel of the fascist culture and imagery« was imposed by the fascist regime on borderlands such as South Tyrol (Bresciani 2021, p. 120). Following World War I, the region came under the Reign of Italy and, a few years later when Benito Mussolini took power, under the fascist regime. Mussolini's brand of nationalism meant that the entire country including South Tyrol was to be Italianized (Grote 2012). Similar to the treatment of Italian colonies of Africa, in particular Libya, South Tyrol was a borderland where Fascist Italy took measures »to cement Italian sovereignty over territories that were not self-evidently Italian« (Pergher 2017, p. 22). Policies enacted in South Tyrol starting in 1923 included the abolition of the region's special status, the elimination of the German language, the introduction of Italian in official spheres and in schools in what was considered »a campaign of cultural cleansing« (see Fuller 2018). The architectural and structural installations of the fascist period reflect expansionist conquests as well as South Tyrol's role in Italy's empire-building (De Pretto 2023, p. 18) and traces of Africa (Steinacher 2008).²

In light of its complex conflictual past and ethnolinguistic divisions, South Tyrol is characterized by a heritage landscape that bears the indelible imprint of the fascist

2 See Steinacher (2006), de Pretto (2020), di Michele (2016).

past, which has led to contestation. This is evident in public debates around various cultural expressions such as museums, rituals, architecture, and toponyms where linguistic groups offer different interpretations of historical events (Budabin et al. 2024). De Pretto (2023) notes that the local newspapers, both Italian and German language, have engaged in debates on monuments that have become politicized. Notably, there have been official efforts to engage in dialogues and interventions to ›disempower‹ a few contentious monuments and buildings from the fascist period. A substantial intervention was implemented at the Victory Arch at the center of Piazza Vittoria (Steinbacher 2013, p. 653; Kofler Engl 2013; see also Di Michele 2020), in discussions that brought together experts with members from the Italian and German-speaking language groups to discuss the legacies of Nazism and fascism (Mitterhofer 2013; Angelucci/Kerschbamer 2017; Carlà/Mitterhofer 2017). Another example is the bas-relief on the front of the former Fascists Party Headquarters and now the Finance Office that recounted the narrative of the fascist Italian nation and featured Mussolini. Meanwhile, the Piazza Vittoria has been the site of other smaller-scale interventions such as art installations (Budabin 2023b). But overall, while there has been a focus on the city's legacies related to fascism and Nazism, there has been less attention to the ways in which this heritage landscape contains traces of Italy's colonial past as well as gender aspects connected to these periods.

Thus, there remain many features in the city's architectural landscape that connect with local and national historical legacies in Bolzano-Bozen, particularly if we move beyond the ›old antagonisms‹ between German and Italian speakers. Linked to statue wars and decolonial debates, recent shifts in Italy's complicated relationship with its colonial past have surfaced new sites of contention in the heritage landscape of South Tyrol as well as resistance from different parts of the population. This heritage politics is related to the arrival of ›new minorities‹ and subsequent increased diversity.³ In 2023, according to official estimates, nearly ten percent of the population in the province had foreign nationality⁴; in 2024, nearly nineteen percent of residence card holders are from Africa.⁵ The postcolonial consciousness in Italy that had been boosted by the Black Lives Matter movement was reinforced in South Tyrol through local protest episodes that drew connections between systemic racism and the region's colonial legacies (Budabin 2023a). The colonial fascist legacies in

3 https://www.provincia.bz.it/famiglia-sociale-comunita/integrazione/service/news.asp?News_action=4&News_article_id=674316 (accessed September 2025).

4 <https://astat.provincia.bz.it/it/popolazione.asp> (accessed September 2025).

5 ASTAT, Istituto provinciale di statistica ASTAT – Provincia Bolzano (accessed September 2025).

Bolzano-Bozen are also present on various counter-mapping efforts that map contentious heritage across Italy (Budasz/Wurzer 2023).⁶

The integration of the perspectives of ›new minorities‹ into local cultural heritage discussions has been minimal but this is slowly shifting (Budabin et al. 2024); an exhibit of an Ethiopian cloak acquired by an Italian general during the fascist period was used to open up dialogue on decolonialization.⁷ Meanwhile, deeper engagement on the gender aspects of the built environment is more recent and is a less developed phenomenon. One exception is a recent interview in a local media outlet on »monumental priapism«, which featured historian Hannes Obermair who noted the near absence of monuments of women apart from some allegorical and symbolic characterizations that include the de Papini reliefs (Di Luca 2020). Thus, what can be detected in the case of the Kuzmik Papini reliefs and their politicization is the beginning of a conversation, the raising of awareness through the lens of gender of uncomfortable associations and difficult legacies by both official and unofficial actors in the region of South Tyrol.

Case Study: Refracting Gender in the Livia De Kuzmik Papini Reliefs

A Hungarian Female Sculptor in Fascist Italy

The female sculptor Livia De Kuzmik Papini (1898–1976) who created the reliefs has a frustratingly short biographic record. However, it is evident that she reached a certain level of international importance as an artist. She was born into a prominent family in Budapest in 1898 and studied there and in London and Rome. Her work was exhibited at the Royal Academy in London as well as in international exhibitions in Paris, Copenhagen, Budapest, Madrid, Washington, Venice, Rio de Janeiro, Milan and Florence. Accounts of Livia Papini De Kuzmik Papini usually reference her more widely-known husband, the Italian architect, art historian, critic and teacher Roberto Papini, who was also her professor (Villa I Tatti 2024). During the Fascist period (1922–1943), Papini held important directorships at institutions such as the Museum of Arts and Industry (1928) and the Galleria Nazionale d'arte Moderna in Rome (1933). He was also a superintendent at the Italian Ministry of Foreign Affairs who oversaw the furnishing of embassies, consulates, and legations abroad from 1921–1926 (Villa I Tatti 2024).

6 See https://umap.openstreetmap.fr/it/map/viva-zeroi_519378#17/46.50223/11.33927 and <https://postcolonialitaly.com/bolzano-imperiale> (accessed September 2025).

7 H. Obermair & A. Karbe »The Ethiopian Cloak« Villa Freischütz, <https://www.villafreischuetz.com/en/the-cloak/> (accessed March 28, 2024).

That de Kuzmik Papini's art historical record is connected to her husband's should not surprise us nor should the fact that she is often described through her marital status. For example, a guidebook by the city of Bolzano-Bozen describes her as the artist Livia Papini, »moglie del noto storico d'arte Roberto Papini« (»wife of the famous art historian«);⁸ other mentions refer to her status as his second wife. Her archival materials are included as part of Papini's collection inventory at the Villa Tatti in Florence.⁹ The absence of a full historical record has been noted; her name is listed as part of a Wikipedia project called *Women in Red*, which identifies female figures who do not have articles.¹⁰

As a Hungarian artist married to an Italian, De Kuzmik Papini played a unique role in an artistic friendship of sorts between Italy and Hungary. Already in 1927, Mussolini had signed the Italian-Hungarian Treaty of Friendship, which invested each other as prime foreign policy partners. This cooperation was realized culturally in the exchange of gifts and artistic commissions recognizing their shared history. In 1931, she created a bust of the Brescian patriot Alessandro Monti who was a commander of the Italian Legion that participated in the Hungarian War of Independence (1818–1854). The bust stands in the garden of the National Museum in Budapest near a Roman Column from the Roman Forum that had been donated by the Italian nation in 1929 to commemorate the 80th anniversary of the War of Independence. The garden also contained a statue of Giuseppe Garibaldi and a replica of a statue of Apollo Belvederi that resides in the Vatican Museum. Hungary further emphasized its close ties with Italy and later Nazi Germany by renaming certain squares after Mussolini and Hitler (Miklós 2018).

The cultural exchanges between Italy and Hungary continued to deepen in the interwar period. The best representations of contemporary Hungarian art were purchased by Italy and used to decorate the ministries of Mussolini's Italy (Fehér 2017). Following the foundation of the Accademia d'Ungheria in Roma in 1928 where De Kuzmik Papini was a fellow, an exhibit called *Mostra d'arte Ungherese* was held at the Palazzo delle Esposizioni and included more than 379 works of art. Among these works chosen for political reasons was a piece made by Livia De Kuzmik Papini, a bas-relief depicting Mussolini, that was featured in the central hall.¹¹ In the same year, she created a two-sided bronze commemorative medallion for the »Benito Mussolini-Mathias Corvinus Society«, which featured a side-portrait of

8 https://issuu.com/landsuedtirol-provinciabolzano/docs/percorsi_di_storia_locale_-_unterwegs_in_der_lande/s/27059706 (accessed September 2025).

9 See »Roberto Papini and Livia de Kuzmic papers«, <https://hollisarchives.lib.harvard.edu/repositories/10/resources/701> (accessed September 2025).

10 https://en.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:WikiProject_Women_in_Red/Missing_articles_by_occupation/Sculptors (accessed September 2025).

11 This work has remained in Italy and is in the Galleria Comunale d'Arte Moderna e Contemporanea di Roma.

Mussolini.¹² As a sign of her growing stature, De Kuzmik Papini participated in the Venice Biennials of 1930, 1932, and 1936 in the Hungarian sections and in 1938 and 1940, when she was included with the Italian artists.¹³ After the death of her husband, De Kuzmik Papini moved to the USA where was a visiting professor at Northwood University in Michigan. She died in 1976 in Florence.

A review of De Kuzmik Papini's sculptural output reflects trends related to public art that was primarily focused on mainly on men and allegorical female figures (Peruzzi et al. 2022). Her works spanned from notable men of history, and politics to metaphorical, religious, and often unnamed women. Examples of unnamed women include bronze medal representing a »Maiden in Profile« from 1920¹⁴ and a bronze sculpture entitled »Refugee Woman« that was dated to ca. 1935.¹⁵ An example of her allegorical work can be found in the Frontone Gardens in Perugia, where you can view a set of six stone statues of muses that represent painting, poetry, architecture, sculpture, theatre, and music.¹⁶ Women continued to be a motif for her in the post-World War II period.¹⁷ Her prominence in Italian art circles, her previous tribute to Mussolini, the relationship to Hungary, and her focus on female allegorical and symbolic figures likely explain why she was chosen to produce the female-inflected reliefs destined for the Piazza Vittoria in Bolzano-Bozen.

Representations of Women as Protectors, Colonizers, and Imperial Subjects

The de Kuzmik Papini reliefs are located in Piazza Vittoria, a symbolically rich area that is dominated by the Victory Arch that proclaimed the Italian conquest over the territory. Surrounding the arch and populating the piazza are state institutions, street signs that celebrate the military victories of the fascists in Abyssinia in 1935–1936, and friezes that further reflect the fascist era and colonial control over the region of South Tyrol and the architectural imprint on the urban makeover of Bolzano-Bozen. The reliefs can be seen as part of the »twofold message« that elided the fascist regimes' expansionist and colonial conquests as well as South Tyrol's

12 [https://www.darabanth.com/en/major-auction/39/categories Numismatics/Worldwide-commemorative-medallions-and-plaques 16146/Olaszorszag-1928-Benito-Mussolini-Corvin-Matyas-Tarsasag-ketoldalal-bronz-emlekerem-Sz II2740271](https://www.darabanth.com/en/major-auction/39/categories%20Numismatics/Worldwide-commemorative-medallions-and-plaques%2016146/Olaszorszag-1928-Benito-Mussolini-Corvin-Matyas-Tarsasag-ketoldalal-bronz-emlekerem-Sz%20II2740271) (accessed September 2025).

13 <https://asac.labiennale.org/persona/408100> (accessed September 2025).

14 <https://siusa-archivi.cultura.gov.it/cgi-bin/siusa/pagina.pl?TipoPag=prodpersona&Chiave=50259&RicProgetto=personalita> (accessed September 2025).

15 <https://uarizona.pastperfectonline.com/webobject/C7496D19-309F-43D5-8B23-420304395254> (accessed September 2025).

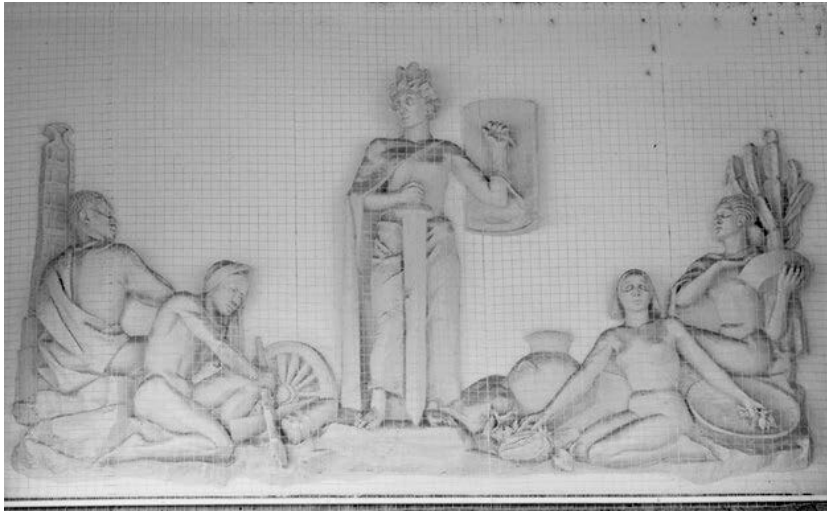
16 <https://www.umbriatourism.it/en/amp/-/amp/giardini-del-frontone-en> (accessed September 2025).

17 [www.tradere.info/artista.asp?id=3404&nome=de %20kuzmik %20opapini, %20olivia&lin=en](http://www.tradere.info/artista.asp?id=3404&nome=de%20kuzmik%20opapini,%20olivia&lin=en) g (accessed September 2025).

self-sacrifice amid the Italianization of the territory (De Pretto 2023, p. 18). Using a gender lens, we can see the extent to which ideas around femininity – of both colonial oppressors and subjects – were integrated into this message.

Amid the politically charged architectural landscape of the Piazza Vittoria, the de Kuzmik Papini's reliefs can be found on the northside of the square under the arched passageway that connected two buildings of the national insurance institute, the Istituto Nazionale delle Assicurazioni (INA), a public entity created in 1921 to provide social welfare. These reliefs were created and installed in 1936–1937, the same years in which Italy was forming its colony in the Horn of Africa. This connection of Italian's colonial supremacy is reinforced by the naming of the nearby street at Corso IX Maggio following the May 9th proclamation of Mussolini of the Italian Empire in East Africa in 1936 that culminated the Italian conquest of Ethiopia in 1935.

Fig. 1: West-facing relief⁸

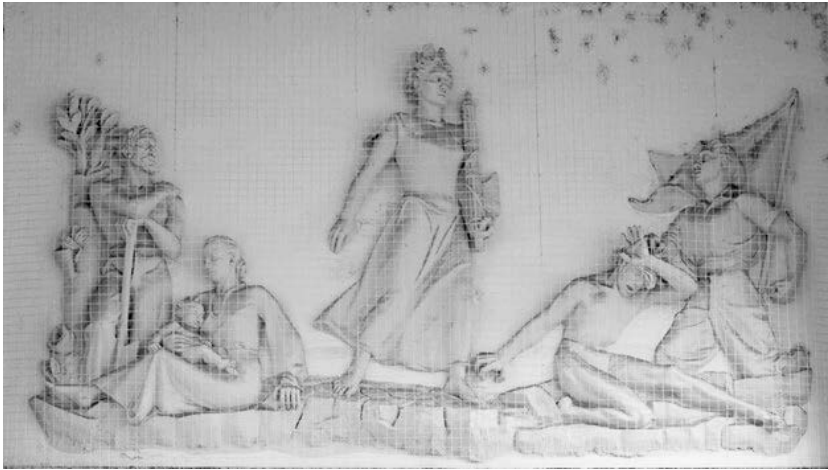


The west-facing relief on the left side with the subject of *Italia Turrita and Africa* features a central and elevated female figure; outfitted with a sword and shield, she is dressed in the attire of ancient Rome. She is also recognizable as the allegory of the *Italia Turrita*, a female figure wearing a crown of turrets, which makes her an even taller figure in within the relief's frame. The allegory of the *Italia Turrita* harkens back to the mythology of ancient Rome and the individual figure represents the collective

18 https://issuu.com/landsuedtirol-provinciabolzano/docs/percorsi_di_storia_locale_-_unterwegs_in_der_landes/27059706 (accessed September 2025).

body of Italians (Bassi et al. 2023); the figure was diffused as part of Italy's iconography in the 19th century to symbolize the country's unity and victory. She stands in a protective stance and at her feet are various half-naked Africans engaged in various agricultural and farming pursuits. Kofler Engl argues that the scene is one of power relations: the white woman personifies Italy as well as the rule of Italy over the military, family, and North and East Africans under colonial rule (Kofler Engl 2021, p. 55).¹⁹ The reference to Africa is reinforced by the presence of the stele of Aksum in Ethiopia on the left side (Kofler Engl 2020, pp. 158–160); the Stele would be brought to Italy in 1937. The other side features a desert cactus, another sign that the *Italia Turrita* has traveled beyond Italy's borders.

Fig. 2: East-facing relief²⁰



Here, the feminine characteristics of motherhood—caring and protective— are marshalled at the service of a government seeking to justify its empire-building and colonialization. De Pretto describes the *Italia Turrita* as representing »a strong and liberating fascist Italian mother nation« (2023, p. 8). Further, the use of motherhood tropes has been shown as having an infantilizing effect; as

19 Translated from: »It is no coincidence that the reliefs depict the rule of the Italia over the military, the family and the subjugated ›foreign-born‹ North and East Africans who were to be colonized. The reference to the legitimate annexation and colonization of the Etschland was clear and also manifested itself in the renaming of today's Freiheitsstraße after the conquest of Addis Ababa.«

20 https://issuu.com/landsuedtirol-provinciabolzano/docs/percorsi_di_storia_locale_-_unter_wegs_in_der_lande/s/27059706 (accessed September 2025).

analyzed in humanitarian communications, it is the »North/South positioning of the enslaved and colonized as children who need »care« in the cloak of domination lingers behind an entrancing feminized beauty« (Richey/Brockington 2019). Thus, using a gender lens, we can see how the female figure of the *Italia Turrita* embodies a maternal figure as way to argue that the people of Africa are in need of protection and saving. The rendering serves to create an imaginary in which Italy's empire and colonialism were justified.

On the east-facing relief on the right side, we find again the central and elevated female figure personifying *Italia Turrita*. This time she is conveying the familiar *fascis* bundle, a symbol representing the civil and military authority of ancient Republic Rome that was appropriated by the fascists. She is in motion, striding over a scene of battle towards two men who represent the colonized and colonizer. We see on her right a male figure with African physiognomy in front of a standing male soldier, who gazes up at the woman with his hand in a belligerent fist, with a wafting flag behind him. As interpreted by Kofler Engl, the woman is passing over »a subjugated naked »foreigner« who turns away in shame in a dramatic pose where he shields his head with his left hand (2020, p. 159). The female figure embodies again the nation but this time as »Italia the Conqueror« who »dominates not only the military but also civilian life« (Kofler Engl 2020, p. 159). Femininity is put at the service of justifying military might and the need to conquer other peoples to protect the Italian nation.

An additional use of femininity can be found on the left side of the relief, where there is an Italian farming family; we see a man leaning on his spade while a woman sits below succoring a child. Pinzger described this aspect as »scenes from everyday life that emphasize the family and daily work« (2011, p. 72). Here, a woman is portrayed in the traditional caring role of mother to the next generation, reminding us that the reproductive worth of women is important for the sustaining of nations who need a steady supply of soldiers to wage war. This also reflects fascist efforts to construct gendered identities and roles among women (see Pickering-Iazzi 1995). Thus, this relief links fascists efforts both domestic and international, workers and soldiers as well as women in their reproductive capacities.

The message of the reliefs has also been contextualized within the mission of the Istituto Nazionale delle Assicurazioni. Dissertori connected the idyllic scene to the building's purpose, as »Insurance institutions guarantee a peaceful and carefree life, protection for family and property. They convey a harmonious and happy life under the care of a trustworthy institution« (1997, p. 50). This reference to protection of the harvest and bounty is emphasized in leafy tree seen in the left corner. But a further reading could also interpret the relief as honoring the role of the insurance institution in a newly colonized part of Italy, South Tyrol. Thus, the theme of subjugation under the female protective figure of *Italia* of not only the »external« colonies but also the »internal« can be gleaned.

Raising Awareness to the Gendered Aspects of the Reliefs

The reliefs may be somewhat hidden from public view, but recent efforts have forced the public's gaze to see them anew through a critical and often gendered lens. The reliefs have come under scrutiny by a local feminist collective but no action was taken. Various guided tours by local historians take a decolonial lens to the area of the Victory Monument and include stops at the reliefs. Moreover, for an audience beyond Bolzano-Bozen, the reliefs are included in the Postcolonial Italy mapping project with texts by the historian Sebastiano de Pretto.²¹ The most prominent examples of politicizing through awareness raising with a gender lens are two curricular guides that are available online.

In a first curricular guide written in English and Italian, OEW led a collaboration with local schools in Bolzano-Bozen and a school in Addis Ababa.²² As Adrian Luncke writes in the introduction, the guide was inspired by the BLM protest in Italy, when activists »requested once more stronger public awareness of the colonial past of the country, which would help get to the roots of the racist ideology« (OEW 2021, preface). The resulting book *De-colonising Minds: Tracing Italian colonial aggressions in Addis Ababa and South Tyrol* explored the colonial imprint on the two cities. The reliefs are included with brief and powerful descriptions. An essay on the Italian Colonial Project in Ethiopia touches briefly on the gender violence, referencing the Italians who »married young Ethiopian girls and gave birth to half castes« (Kassie 2021). The relief of *Italia Turruta* adopts a gender lens in speaking about the soldier's »remarkable devotion felt towards the Donna Italia« (Opre/Tripoli 2021). In the relief of *Italia Turruta in Africa*, students discuss the female figure personifying Italy, »while at her feet there are half-naked Africans kneeling« (Debertol/Prada 2021). The authors summarize that »the message is clear: Italians are the bearers of civilisation, work and progress in a land characterized by barbarism and poverty«. Offering a re-interpretation, the students warn that »today, however, we know that this was not the case: the sword and shield of Italy are a symbol of violence used to subjugate people that did not really need external intervention to »improve« them«. The OEW guide adopted a gender lens though its focus was on the decolonial lens more closely directed towards discussions linked to race.

The second example is *Victory Monument: Paths of Local History*, a German and Italian guide that was produced by the provincial government's Italian School Depart-

21 <https://www.google.com/maps/d/u/o/viewer?mid=1HARvilqZD7xoDrrDdqEiWhFOrzozqvez&femb=1&ll=46.50116100000002%2C11.34345360000001&z=13> (accessed September 2025).

22 More information on the project can be found in this article: <https://www.novecento.org/di-dattica-in-classe/decolonising-minds-tracing-italian-colonial-aggressions-in-addis-ababa-and-south-tyrol-8164/> (accessed September 2025).

ment in 2022. The guide was written with the help of researchers and teachers with the goal to create a didactic course to analyze the history of the monument and its surroundings in the Piazza Vittoria through different lenses and foster dialogue on its symbolism. The goal is to promote «a critical and multi-perspective approach to the architecture of the places frequented almost daily encourages the development of personal skills that are important in the context of the processes of coexistence in a multicultural society.»²³ The reliefs by de Kuzmik Papini are featured in the guide in a few places.

In an exercise on »The Symbols of the Piazza Vittoria«, students are encouraged to look closely at the relief of the *Italia Turrita* and to describe the protagonists in terms of their stance, attire, facial expressions, and their positions within the relief. The students are told to keep in mind the ways in which the reliefs of the piazza were created to transmit coded messages. There is part of the exercise that draws attention to the female figure of the *Italia Turrita*, focusing on the figures to compare the stances of the *Italia Turrita* and the farmers, soldier, and the subjugated figure. A survey then asks students to choose an adjective to describe the figure either as impetuous and determined; nice and sociable; or elegant and smiling.²⁴ This reference to the *Italia Turrita's* elegance and attractive countenance is a reminder that dangerous messages are often transmitted under the guise of traditional femininity.

Another question asks what this figure represents, with the answer being »a fascist Italy«. Finally, the survey asks what the message being transmitted by the relief with the response being »fascist Italy is strong and it is right to work and fight for it.« Using a gender lens, the exercise makes a clear and direct connection between the use of a female allegory and nationalistic justifications for war as well as the efforts of workers. According to the guide, the relief suggests »Fascism would thus benefit all social classes, bringing together under the sign of the fascio littorio both those who work to sustain the homeland and those who fight to defend it from enemies foreign and domestic.«²⁵ Further, the guide connects the provenance of this work to Mussolini's quote, »it is the plow that draws the furrow, but it is the sword that defends it.«²⁶

In its discussion of the relief *Italia Turrita in Africa*, the guide presents the female allegory with her militant garb as one »who is preparing to defend her subjects and

23 https://issuu.com/landsuedtirol-provinciabolzano/docs/percorsi_di_storia_locale_-_unterwegs_in_der_lande/78 (pages 6–7, accessed September 2025).

24 https://issuu.com/landsuedtirol-provinciabolzano/docs/percorsi_di_storia_locale_-_unterwegs_in_der_lande/78 (page 58, accessed September 2025).

25 https://issuu.com/landsuedtirol-provinciabolzano/docs/percorsi_di_storia_locale_-_unterwegs_in_der_lande/s/27059706 (page 60, accessed September 2025).

26 https://issuu.com/landsuedtirol-provinciabolzano/docs/percorsi_di_storia_locale_-_unterwegs_in_der_lande/s/27059706 (page 60, accessed September 2025).

defeat her enemies.«²⁷ The guide also discussed the African women who are »filling bowls, jars and sacks with the freshly harvested grain.« The guide concludes that with this relief, »Fascism wanted to create the illusion of a supposed harmony and economic prosperity among the »civilized« African peoples thanks to fascist intervention.«²⁸ The guide's emphasis and contrast of the female allegory and her symbolism for the military might of Italy with the colonized woman's role of serving the state reflect a gender lens. Overall, the guide instills in students an accessible interpretative framework for understanding the ways in which symbols of femininity are serving the larger objectives of colonial fascist Italian state that include imperial practices of subjugation and exploitation and domestic practices of encouraging fertility and sacrifice.

Conclusions

This chapter uses the example of the heritage politics around a set of reliefs created by a female artist that used female representations as part of Italy's use of public art in its borderlands during the colonial fascist period. By adopting a gender lens, I unpacked the ways in which femininity is key to our understanding of the propagandistic uses and uncomfortable legacies of these reliefs. In exploring the biography of the reliefs' female artist, what emerges is a foxed record of an artist who is more well known as the wife of a prominent Italian art historian. Exploring the iconography of the reliefs themselves, we see how the female personifications of Italy and African women reflect and reinforce gender stereotypes around femininity, as well as masculinity. Comparing the female representations, we also gain an impression of the racialized notions of which female bodies mattered in the fascist colonial period. The women differ in their posture, attire, and expressions and their contrasts serve as part of the symbolism of the composition. Finally, to discuss how the reliefs are being politicized in today's climate, I examined two curricular guides that engaged a gender lens to reveal undercurrents of resistance, challenging and contesting the legacies of these reliefs. This research underscores how the imaginaries created during the colonial fascist period are entrenched in the heritage landscape and may influence understandings of gender, and further race. Therefore, applying a gender lens to this heritage becomes part of the resistance to these legacies, enabling us to surface the histories of gendered violence and notions of nationalism masked under the guise of femininity that remain embedded in the heritage landscape.

27 https://issuu.com/landsuedtirol-provinciabolzano/docs/percorsi_di_storia_locale_-_unterwegs_in_der_lande/78 (page 61).

28 https://issuu.com/landsuedtirol-provinciabolzano/docs/percorsi_di_storia_locale_-_unterwegs_in_der_lande/78 (page 61).

References

- Allam, Z., and Jones, D., Biyik, C., Allam, Z., Takun, Y.R. (2021) ›Rewriting city narratives and spirit: Post-pandemic urban recovery mechanisms in the shadow of the global ›black lives matter‹ movement‹, *Research in Globalization* 2, 1–12.
- Angelucci, M., and Kerschbamer, S. (2017) ›One Monument, One Town, Two Ideologies: The Monument to the Victory of Bolzano-Bozen‹, *Public History Review*, 24, 54–75.
- Åse, C., and Wendt, M. (2021) ›Gender, memories, and national security: the making of a Cold War military heritage‹, *International Feminist Journal of Politics*, 24 (2), 221–242.
- Ballinger, P. (2020) *The World Refugees Made: Decolonization and the Foundation of Postwar Italy*, Ithaca: Cornell University Press.
- Baroni, F. (2024) ›Monumental Italia: A Case Study on Women's Representation in Public Spaces‹, final thesis for the Master's Degree programme in Economics and Administration of Arts and Culture, Venice: Ca' Foscari University of Venice.
- Bassi, S., Polezzi, L., and Riccò, G. (2023) ›Introduction: Critical issues in Transnational Italian Studies‹, *Forum Italicum*, 57 (2), 273–288.
- Belmonte, C. and Cecchini, L.M. (2022) ›Introduction: Critical issues in the study of visual and material culture of Italian colonialism‹, *Modern Italy*, 27, 327–350.
- Berhane, F. (2020) ›The Montanelli Case: Sexuality, Race, and Colonial Forgetting in BLM Italy‹, *Allegra Lab*, available at <https://allegralaboratory.net/the-montanelli-case-sexuality-race-and-colonial-forgetting-in-blm-italy/> (last access 24 September 2025).
- Bresciani, M. (2021) ›Fascism, Anti-Fascism, and the Idea of Nation: Italian Historiography and Public Debate since the 1980s‹, *Contemporary European History* 30, 111–123.
- Budabin, A.C. (2023a) ›Heritage Politics in the Case of Black Lives Matter in Bolzano-Bozen, Italy‹, *European Journal of Cultural and Political Sociology* 10 (4), 577–602.
- Budabin, A.C. (2023b) ›Interventions for Dissonant Heritage in Bolzano-Bozen‹, in D. Villa, and Zuccoli, F., eds., *Proceedings of the 3rd International and Interdisciplinary Conference on Image and Imagination: IMG 2021*, Cham: Springer Nature, 195–205.
- Budabin, A.C. (2025) ›Traces of Women on the Tre Cime/Drei Zinnen: Gender Approaches to the Militarized Landscape of World War I‹, in W. Kofler-Engl and Piccarolo, G., eds., *Written in the Landscape: Places, Traces, and Memories of World War I in the Sesto Dolomites*, Bozen-Bolzano: bu.press.
- Budabin, A.C. and Carlà, A., Prackwieser, J. (2024) ›How to Exhibit Competing Narratives: Confronting Legacies of Conflict or Sustaining Social Cleavages?‹ *Nationalism and Ethnic Politics*, 1–19.

- Budasz, D. and Wurzer, M. (2023) ›Postcolonial Italy, A Public History Project Mapping Colonial Heritage‹, *Interventions*, 1–7.
- Castiglioni, L. (2022) ›The »Good Italian« Fable and the Case of the Dodecanese‹, in A. Nirmal, and Dey, S., eds., *Histories, Myths, and Decolonial Interventions: A Planetary Resistance*, New York: Routledge, 23–39.
- Carlà, A. (2015) ›Tensions and Challenges between New and Old Minorities: Political Party Discourses on Migration in South Tyrol‹, in R. Medda-Windischer and Carlà, A., eds., *Migration and Autonomous Territories: The Case of South Tyrol and Catalonia*, Leiden: Brill, 63–99.
- Carlà, A., and Mitterhofer, J. (2017) ›Transforming a Controversial Heritage: The Case of the Fascist Victory Monument in South Tyrol‹, *ACTA* 2, 11–34.
- Colella, S. (2018) ›»Not a mere tangential outbreak«: gender, feminism and cultural heritage‹, *Il Capitale Culturale* 18, 251–275.
- Confino, A. (1997) ›Collective Memory and Cultural History: Problems of Method‹, *The American Historical Review* 102 (5), 1386–1403.
- Deberto, E. and Prada, E. (2021) ›Bas-relief of Corso Libertà – Left side (1930)‹, in *De-Colonising Minds: Tracing Italian Colonial Aggressions in Addis Ababa and South Tyrol*, Project Decolonising Minds, available at: Decolonising Minds – OEW Plus (last access 24 September 2025).
- Desille, A., and Nikielska-Sekuła, K. (2024) ›(Inter)Cultural Heritage and Inclusion for Migrants – Bridging the Gap‹, *Journal of Intercultural Studies* 45 (1), 1–12.
- D'Ottavio, G., and Gallo, E., S. Luzzi. (2021) ›Iconoclasm as a Global Phenomenon? An Interdisciplinary Challenge‹, *Contemporanea* 24 (4), 663–668.
- De Napoli, O. (2013) ›Race and Empire: The Legitimation of Italian Colonialism in Juridical Thought‹, *The Journal of Modern History* 85 (4), 801–832.
- De Pretto, S. (2020) *Im Kampfum Geschichte(n). Erinnerungsorte des Abessinienkriegs in Südtirol*, Göttingen: V&R unipress.
- De Pretto, S. (2023) ›Imperial remnant of a Contested Alpine Border Region: Encountering Bolzano's Ambiguous Monuments‹, *Interventions: International Journal of Postcolonial Studies*, 1–22.
- De Vido, S. (2017) ›Mainstreaming Gender in the Protection of Cultural Heritage‹, in S. Pinton and Zagatto, L., eds., *Cultural Heritage. Scenarios 2015-2017*, Venice: Edizioni Ca' Foscari.
- De Vido, S. (2018) ›Protecting Yazidi cultural heritage through women: An international feminist law analysis‹, *Journal of Cultural Heritage* 33.
- Di Luca, G. (2020) ›Priapismo monumentale‹, *Salto.bz*, available at <https://salto.bz/de/article/21062020/priapismo-monumentale> (last access 10 September 2025)
- Di Michele, A. (ed) (2016) ›Abessinien und Spanien: Kriege und Erinnerung/ Dall'Abissinia alla Spagna: guerre e memoria‹, *Geschichte und Region/Storia e regione* 25 (1).

- Di Michele, A. (2020) ›Storicizzare i monumenti fascisti. Il caso di Bolzano‹, *Geschichte und Region/Storia e Regione* 29 (2), 149–167.
- Dissertori, V. (1997) *Die öffentliche Skulptur unter dem Faschismus in Südtirol*, unpublished thesis (M.A.), University of Innsbruck.
- Favargiotti, S., and Busana, A., Cappelletti, D. (2020) ›Beyond Italianization: Conflicts, stories, and reactions of the afterlives of fascism in Bolzano/Bozen‹, in K.B. Jones and Pilat, S., eds., *The Routledge Companion to Italian Fascist Architecture. Reception and Legacy*, London: Routledge, 198–211.
- Fehér, I. (2017) ›Una collezione sconosciuta di opere d'arte ungheresi nel magazzino della galleria comunale d'arte moderna e contemporanea di Roma‹, *Rivista di Studi Ungheresi* 16, 175–191.
- Focardi, F. (2013) *Il cattivo tedesco e il bravo italiano. Le rimozioni delle colpe della seconda guerra mondiale*, Roma: Laterza.
- Fogu, C. (2006) ›Italiani brava gente: The legacy of fascist historical culture on Italian politics of memory‹, in R.N. Lebow, W. Kansteiner & C. Fogu, eds., *The Politics of Memory in Postwar Europe*, Durham, NC: Duke University Press, 147–176.
- Fusari, V. (2020) ›Eritrea 1882–1941. Una riflessione sulle voci del verbo violare‹, *AL-TREITALIE* 60, 52–75.
- Galbo, J. (2019) ›Renovating the Roman Colosseum: Politics, urban restructuring, and the value of heritage in neoliberal times‹, *European Journal of Cultural and Political Sociology* 6 (3), 288–316, DOI:10.1080/23254823.2019.1625278.
- Garsha, J. (2019) ›Red paint: Transnational movements of deconstructing, decolonizing, and defacing colonial structures‹, *Transmotion*, 5 (1), 76–103.
- Grote, G. (2012) *The South Tyrol Question, 1866–2010: From National Rage to Regional State*, Lausanne: Peter Lang.
- Jedlowski, P. (2012) ›Memories of the Italian colonial past‹, *The International Social Sciences Journal, Special Issue on Social Memory and Hypermodernity*, Oxford: Blackwell Publishing, 33–43.
- Kisić, V. (2017) *Governing Heritage Dissonance: Promises and Realities of Selected Cultural Policies*, European Cultural Foundation.
- Knudsen, B.T. & Andersen, C. (2019) ›Affective politics and colonial heritage, Rhodes Must Fall at UCT and Oxford‹, *International Journal of Heritage Studies* 25 (3), 239–258.
- Kofler Engl, W. (2013) ›Bozens Stadt des faschistischen Ventennio. Einführung zum Stadtrundgang‹, in B. Franz, and Kofler Engl, W., eds., *Umstrittene Denkmale: Der Umgang mit dem Erbe der Diktaturen: Monumenti controversi: Come gestire l'eredità delle dittature*, Aachen: AK Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., 51–65.
- Kofler Engl, W. (2021) ›Getrennte Wege der Erinnerung. Denkmäler, Orte und Landschaften des Erinnerens an den Ersten Weltkrieg im südlichen Tirol‹, in Brandt, S., ed., *Massen sterben. Wege des Erinnerens an zwei Weltkriege aus europäischer Per-*

- spektive: Masses are dying. Ways of Remembrance of two World Wars from a European Perspective*, Berlin: Hendrik Bäßler Verlag, 52–67
- Lissi, S. (2019) *Paint it pink. The role of heritage in the debate on Italy's colonial past*, unpublished manuscript, Utrecht University.
- Lombardi-Diop, C., and Romeo, C. (2012) ›Introduction: Paradigms of Postcoloniality in Contemporary Italy‹, in C. Lombardi-Diop and Romeo, C., eds., *Postcolonial Italy: Challenging National Homogeneity*, London: Palgrave Macmillan, 1–30
- Mandolini, N. (2022) ›The Art of Smearing: How Is Feminist Decolonizing Artivism Received by Italian Newspapers? The Case of Montanelli's Statue‹, *Comunicação e sociedade* [Online], 42.
- Miklós, V. (2018) ›Közel kilencven éve áll már a főváros közepén Mussolini ajándéka‹, *24.hu*, available at <https://24.hu/kultura/2018/01/06/kozel-kilencven-eve-all-mar-a-fovaros-kozepen-mussolini-ajandeka/> (last access 24 September 2025)
- Mitterhofer, J. (2013) ›Competing Narratives on the Future of Contested Heritage: A Case Study of Fascist Monuments in Contemporary South Tyrol, Italy‹, *Heritage & Society* 6 (1), 46–61.
- Nochlin, L. (1971) ›Why Are There No Great Women Artists?‹, in Gornick, V. and Moran, B., eds., *Woman in Sexist Society: Studies in Power and Powerlessness*, New York: Basic Books.
- OEW. (2021) *De-colonising Minds: Tracing Italian colonial aggressions in Addis Ababa and South Tyrol. Project Decolonising Minds*. Available at: Decolonising Minds – OEW Plus (last access September 24, 2025).
- Opre, D. & Tripoli, A. (2021) ›Bas-relief of Corso Libertà – Right side (1930)‹, in *De-colonising Minds: Tracing Italian colonial aggressions in Addis Ababa and South Tyrol*, Project Decolonising Minds, available at: Decolonising Minds – OEW Plus (last access 24 September 2025).
- Pergher, R. (2017) *Mussolini's Nation-Empire: Sovereignty and Settlement in Italy's Borderlands, 1922-1943*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Peruzzi, G. and V. Bernardini, Y. Riyahi. (2022) ›Women's statues in Italian cities. A study of public art and cultural policies‹, *International Journal of Cultural Policy* 30 (8), 1–18.
- Pes, A. (2016) ›An Empire for a Kingdom: Monarchy and Fascism in the Italian colonies‹, in R. Aldrich and McCreery, C., eds., *Crowns and Colonies: European Monarchies and Overseas Empires*, Manchester: Manchester University Press, 245–261.
- Pickering-Iazzi, R., ed. (1995) *Mothers of Invention: Women, Italian Fascism, and Culture*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Pinkus, K. (2003) ›Empty Spaces. Decolonization in Italy‹, in P. Palumbo, ed., *A Place in the Sun. Africa in Italian Colonial Culture from Post-Unification to the Present*, Berkeley: University of California Press, 299–320.

- Pinzger, M. (2011) *Steinernes Zeichen des Imperiums: Faschistische Denkmalsarchitektur in Südtirol am Beispiel des Siegesdenkmals in Bozen*. Diplomarbeit Wien: Universität Wien.
- Ponzanesi, S. (2012) ›The Postcolonial Turn in Italian Studies: European Perspectives‹, in C. Lombardi-Diop and Romeo, C., eds., *Postcolonial Italy: Challenging National Homogeneity*, London: Palgrave Macmillan, 51–70.
- Richey, L.A. and Brockington, D. (2020) ›Celebrity Humanitarianism: Using Tropes of Engagement to Understand North-South Relations‹, *Perspectives on Politics* 18 (1), 43–59.
- Rooney, S. (2021) ›Commemoration of an Epoch: Monuments to the Women's Suffrage Movement in the United States‹, *Panorama: Journal of the Association of Historians of American Art*. 7 (2), available at <https://journalpanorama.org/article/com-memoration-of-an-epoch/> (last access 24 September 2025)
- Saric, I. (2021) ›The global impact of Black Lives Matter‹, *Axios*, available at <https://www.axios.com/black-lives-matter-global-impact-905ada40-6784-4293-bba0-915d08c23f04.html> (last access 24 September 2025).
- Schouten, P., and Dunham, H. (2012) ›Theory Talk #48: Cynthia Enloe on Militarization, Feminism, and the International Politics of Banana Boats‹, *Theory Talks*, available at Cynthia Enloe on Militarization, Feminism, and the International Politics of Banana Boats (last access 24 September 2025).
- Scego, I. (undated) ›Storia di un italiano: La luce dei chiarimenti per fugare l'ombra delle vendette‹, *Quaderni d'arte italiana* 3, available at History of an Italian – QUADRIENNALE DI ROMA (last access 24 September 2025).
- Siddi, M. (2020) ›Silencing history: Forgetting Italy's past during the refugee crisis‹, *International Politics* 57 (6), 1030–1046.
- Sjoberg, L., and S. Via. (2010) ›Introduction‹, in L. Sjoberg, and Via, S., eds., *Gender, War and Militarism: Feminist Perspectives*, Westport: Praeger, 1–13.
- Smith L. (2008) ›Heritage, Gender and Identity‹, in B. Graham and Aldershot, P.H., eds., *The Ashgate Research Companion to Heritage and Identity*, Farnham: Ashgate, 159–178.
- Steinacher, G. (2006) *Zwischen Duce und Negus. Südtirol und der Abessinienkrieg 1935–1941*, Bozen: Athesia.
- Steinacher, G. (2008) ›Dall'Amba Alagi a Bolzano, tracce d'Africa in Alto Adige‹, *Museo Storico Italiano della Guerra* 14/15/16 (2006–2008), 75–90.
- Steinacher, G. (2013) ›Fascist Legacies: The Controversy over Mussolini's Monuments in South Tyrol‹, *European Yearbook of Minority Issues* 10, 647–666.
- Tarchi, A. (2021) ›Mabruichismo: concubinage and colonial power in Italian Libya (1911–1932)‹, *Modern Italy* 26 (4), 409–424.
- Trento, G. (2012) ›Ethiopian-Italians: Italian Colonialism in Ethiopia and Gender Legacies‹, *Chroniques Yeménites* 17, 1–18.

- Tunbridge, J. E. and Ashworth, G. J. (1996) *Dissonant Heritage: The Management of the Past as a Resource in Conflict*, Hoboken: Wiley.
- Uyangoda, N. (2020) ›Italy, it's time to confront your own rampant racism‹, *Open Democracy*, available at <https://www.opendemocracy.net/en/5050/italy-its-time-to-confront-your-own-rampant-racism/> (last access 24 September 2025).
- van Huis, L., and Kaasik-Krogerus, S., Lähdesmäki, T., Passerini, L., eds. (2019) *Dissonant Heritages and Memories in Contemporary Europe*, New York: Palgrave Macmillan.
- Villa I Tatti (2024) ›Roberto Papini‹, Florence: President and Fellows of Harvard College, available at <https://itatti.harvard.edu/berenson-library/collections/historical-archives/papini> (last access 24 September 2025)
- Yeaw, K. (2018) ›Gender, violence and resistance under Italian rule in Cyrenaica, 1923–1934‹, *The Journal of North African Studies* 23 (5), 791–810.
- Zocchi, B. (2019) ›Italian Colonialism in the Making of National Consciousness: Representations of African Natives‹, *Storicamente: laboratorio di storia*, 15, 1–27.

Feminisms in Postwar Italy

A trans-local and trans-national history

Paola Stelliferi

Defining feminism: never a waste of time

In 1988, the American historian Karen Offen dedicated an essay to the comparative history of the category of ›feminism‹, persuaded – on the wave of Lucian Febvre – that »it is never a waste of time to study the history of a word«.

»What is feminism? Who is a feminist? How do we understand feminism across national boundaries? Across cultures? Across centuries? These questions and their corollaries are raised every day, both here and abroad, by activists in the contemporary women's movement, by scholars, in the press, and in informal conversation. Everyone seems to have different answers, and every answer is infused with a political and emotional charge. To many people, inside and outside of the academy, the word ›feminism‹ continues to inspire controversy and to arouse a visceral response—indeed, even to evoke fear among a sizable portion of the general public. If words and the concepts they convey can be said to be dangerous, then ›feminism‹ and ›feminist‹ must be dangerous words, representing dangerous concepts.« (Offen 1988)

A conviction moved Offen into this project. In the early 1970s, when her generation of American historians began to investigate the history of women's movements, feminism was understood in a rather simplistic and straightforward way. According to the most American dictionaries, this term meant a theory and/or a movement concerned with advancing the position of women through such means as achievement of political, legal, or economic rights equal to those granted men. The notion here was based on a legalistic definition of ›equal rights‹ which proposed the standard of male adulthood as the norm. Given this limited interpretation, scholars have had to try to broaden the concept, distinguishing between a variety of feminisms: »old« and »new«, »first wave« and »second wave«, »classical« and »modern«, »maximalist«

and »minimalist«, and so on. Moreover, the definitions have taken different forms in each country.

As Perry Willson has noted, the terminological issue in Italy is still thorny today because of a real terminological confusion regarding the women's movement of the liberal age. Unlike what happened in many other countries, in fact, until recently most women's historians in Italy have been reluctant to use the term »feminism« to describe the movement active from the Liberal period to the rise of Fascism. Instead, many have used »emancipationism«, or have resorted to periphrases such as »women's associationism« (a generic category that can also include organizations without any particular feminist intent) or »women's movement«. Many scholars – Willson continues – have generally preferred to use the term »feminism« only to designate the movement of the 1970s and subsequent decades. Considering that already in the early 20th century many activists for women's rights actually used the term »feminism« and called themselves »feminists«, rather than »emancipationists«, the refusal by some historians to attribute the label »feminism« to their movement offers food for thought. There is, however, a crucial element to bear in mind: the role played by Fascism and its legacy. During the Fascist period, the women's movement was reduced to silence, like all other independent political organizations, and thus experienced a real cover-up. In those years, feminism became a *démodé* concept, at best (Willson 2019).

This negative connotation survived the fall of Mussolini. Only in the 1970s did »feminism« return to prominence. If the first groups did not adopt it (I am thinking of the *Rivolta Femminile*, the *Movimento di Liberazione della Donna*-MLD, the *Fronte Italiano di Liberazione Femminile*-FIILF), already in the early 1970s many activists overcame their reluctance, mistrust of this term and re-appropriated it to describe their own movement. The use of this expression, however, served to make a distinction. On the one hand, (true) feminism, which aimed at women's liberation and emphasized the value of sexual difference; on the other hand, emancipationism, a political approach that was considered to be limited to the demand for equality, both in the case of the activists of the previous century and in that of the contemporary women's associations. »Emancipationism«, in fact, acquired a substantially negative meaning, especially when used to refer to the mass women's organizations born in the postwar period (the *Unione Donne Italiane*-UDI, and the *Centro Italiano Femminile*-CIF), which were considered too moderate or too conditioned by the political parties.

Where does this need to mark a discontinuity come from? Luisa Passerini has underlined the tendency of feminist movements of every period to cut ties with historical precedents, as if they were at the mercy, wave after wave, of a cyclical anxiety of refoundation and innovation (Passerini 1992, p. 96). Anna Rossi-Doria spoke of a conflict that was above all generational, between mothers and daughters; some-

thing similar to the tensions between different political generations that – in different forms – we see acting in our present as well.

»I think we can say that the idea of difference then served above all to support the claim for ›liberation‹ against ›emancipation‹ (with the numerous terminological misunderstandings deriving from the different 19th and 20th century use of the second term), a claim that served above all to polemize against the older women who appeared to be the bearers of emancipation. In other words, it was essentially a matter of a harsh generational conflict, in particular with the women of the Udi (who instead began to approach feminism at the 9th congress in 1972 [...]), but not, unlike what would happen in the 1980s, of a theoretical opposition of difference to equality.« (Rossi-Doria 2005, p. 6)

Although it is true that there was a struggle against equality as the banner of mothers (the UDI) and brothers (the New Left groups), it is nevertheless important to focus on the elements of novelty that marked and caused the explosion of a new cry of protest in the late 1960s. In the following pages we will therefore trace the birth and development of 1970s feminism in Italy, highlighting both its local peculiarities and its transnational dimension. To do so, we will draw on a now stratified historiography in which the gaze of the historian-witnesses intertwines with that of subsequent political and historiographical generations. New questions are in fact renewing the need and duty of witnessing, moving away from transforming an impressive work of memory construction into a »cult of memory« (Bertolotti 2004, p. 229).

The feminist and movement's archives increase year by year, fill their shelves, launch digitization projects, employ professional staff, and welcome Italian and international scholars. They are certainly encouraging new research projects. In addition to that, academia also proves to be much more welcoming today for the women's and gender history. But the most convincing hypothesis is, in my opinion, political. The presence on the public scene of a lively and diverse transnational network of feminisms not only prompts questions about the past, but also guarantees greater security and investigative and interpretative autonomy. In current research projects, the signs of the contemporary political debate – that focuses on self-determination in the reproductive sphere, gender violence, and the rights of queer people – are evident. In this scenario, the echo of the forms of activism that increasingly arise in post-colonial countries and the so-called Global South is also discernible. Frequent re-readings of the past are which are sensitive to the margins, to decentralized or ›minor‹ experiences, and looks at the many ›trickles‹ of feminisms (Stelliferi/Voli 2022). The adoption of diachronic and global perspectives, moreover, is contributing to broadening the perspective of analysis and to valuing large-scale exchange networks, the interconnections and interweaving, also thanks

to articulate interpretative keys that give voice to diversities and disparities, even those between women and between feminists.

The origins and the context of the 1970s Feminism in Italy

The end of Fascism and the founding of the Republic brought with it the recognition of new political, civil and social rights and the entry into force of a constitutional text. Twenty-one women, elected in 1946 through universal suffrage, participated in its drafting, becoming a symbol of a promising female political protagonism (Tambor 2014).

The post-fascist transition, however, did not mark a complete discontinuity neither on the political-institutional nor on the symbolic level. Despite the entry of women into the public sphere, the elements of continuity with the past were numerous and often hindered a profound innovation from the point of view of gender roles. In the newborn democracy, for example, prostitution remained regulated by the state, through the system of brothels (*case chiuse*) in force from the Unification of Italy (precisely from 1860) until the closure of state brothels in 1958. The Constitution assigned the family (considered as a »natural society founded on marriage«) a fundamental value within which women were expected to perform an *essential* function (Gissi 2020). Divorce was not introduced into the legal system and, on the basis of the Civil Code of 1942 (confirmed in the democratic regime). As a symbol of this discrepancy, different regulation for the crime of adultery by husband or wife and, more generally, a family law based on a substantial inequality between spouses that would be reformed in 1975. Moreover, the ONMI (*Opera nazionale per la protezione della maternità e dell'infanzia*) remained in operation until the mid-1970s; it was dissolved while counselling centers for family and maternity assistance were set up by the no. 405/1975 Law. In addition to the Civil Code of 1942, the 1930 »Rocco« penal code also remained in force in Republican Italy, whose Title X, dedicated to »crimes against the integrity and health of the race«, was emblematic of Mussolini's demographic policy and a conception of maternity as a service to the nation (Pavan 2009; Filippini 2020; Gissi/Stelliferi 2023).

In this scenario, full of continuity with the past, the perception that formal, and not substantial, equality had been achieved with the right to vote gradually gained ground. The generation born between the end of the war and the advent of democracy incubated the awareness that in order to »liberate« women, it was necessary to question above all the dichotomy between public and private space. During the 1960s, along the Italian translation of Simone de Beauvoir's *Le Deuxième Sexe*, the idea that women's inferiority condition had a cultural and social, and not a biological or natural, origin began to spread, especially among younger women. It was thus that alongside the »strictly political« battles for equal rights and emancipation to be

won within the ›society of men‹, the claim for a new women's politics gained ground, capable of undermining the patriarchal system and the hierarchy of power based on the exploitation of women's reproductive function.

Proposing an alternative to UDI politics, avoiding the risk of equality understood as homologation to men, going to the sexual root of female oppression: these were some of the objectives of intellectual groups that can be considered the forerunners of the new feminism. Among these, the DEMAU (Demystifying Authoritarianism-*Demistificazione Autoritarismo*), founded in Milan in 1966 with the aim of freeing both women and men from predetermined social roles based on the »male as dominant value«; the MLD, federated with a secular-liberal oriented party, the Radical Party, influenced by the culture of the American New Left but also by neo-Malthusian organizations (such as the Italian AIED –Italian Association for Demographic Education). The MLD was committed to the fight against the economic, psychological and sexual exploitation of women and in favor of the decriminalization of abortion, and the liberalization of contraceptives (until 1971 hindered by Article 553 of the Penal Code) (Spagnoletti 1974).

The process of politicization of sexuality was also favored by the progressive separation between procreation and sexual pleasure, enabled by scientific innovations in the field of contraception (think of the spread of the contraceptive pill, marketed in the USA since 1960 and in Italy since 1965, although as a drug and not as a contraceptive). Finally, among the groups that were also open to men, the FILF (Italian Women's Liberation Front-*Fronte Italiano di Liberazione Femminile*), which was characterized by an anti-capitalist and Global South outlook not very common at the time. The FILF interpreted women as a ›fourth world‹ that escaped the logic of opposition between the blocs of the Cold War and that could borrow forms of struggle from the so-called Global South.

In the wake of Global 1968

As the months and then the years went by, the feminist collectives increased. Undoubtedly, the long wave of the 1968 movement spread the reflection on the economic and sexual exploitation of women beyond these pioneering groups and towards »large, visible minorities intertwined with the majority« (Bravo 2008). The connection between feminism and youth protest has achieved a high resonance both in historiography and in memoirs. Here I will limit myself to recalling the influence of the anti-authoritarian spirit of the student movement, which affected both the school and the family, as well as the Church and the forms of traditional politics, giving shape to a purely generational political and cultural phenomenon. Mass cultural consumption played a leading role in cementing the baby boomers' generation: music (English and American rock in the first place), avant-garde literature, the

reinterpretation of Marxism, the new social sciences, the issue of a qualified critical knowledge not disconnected from technical work, as well as the rejection of a consumerism that was considered typical of Western societies and based on the exploitation of the so-called Global South countries.

As in other western societies, therefore, the new feminism in Italy was nourished by the ferments of the ›Sixty-eight years‹ during which alternative lifestyles and politics were experimented with, looking for anti-hierarchical, anti-authoritarian and libertarian practices. The cycle of turmoil, counting assemblies, demonstrations and occupations, favored opportunities for socialization and political participation hitherto precluded especially from girls. Actually, these experiences had a particular impact on the women's lives because they began to observe, through the lens of an unprecedented awareness of gender difference, both family roles and the power dynamics within political groups. The rebellion, in fact, did not only invest social institutions (the family *in primis*), but the movement itself, considered to be cloaked in a universalism blind to internal power dynamics: the egalitarianism of Left-wing political cultures shattered against the awareness of sexual difference. And not only in Italy; indeed, attempts to combine the struggle for social and gender equality, communism and feminism abounded in 20th-century European history, »in a spectrum ranging from complete fusion to the postulation of their radical antithesis« (Strazzeri 2022). Emblematic is, from this point of view, what happened in Trento, in the first sociology faculty founded in Italy, where the students felt the need to create ›separate‹ spaces (i.e., women-only groups) within which to reflect, starting from individual experience, on the condition of all women in capitalist society. Out of this disruption came the *Cerchio Spezzato* collective, the document *No Revolution Without Liberation – Women and Blacks. Sex and Colour (Non c'è rivoluzione senza Liberazione – Le donne e i neri. Il sesso e il colore)* and later the book *The Conscience of the Exploited (La coscienza di sfruttata)* which in one of the cover images, in 1972, paid homage to Angela Davis (Abbà et al. 1972; Bellè 2025).

»Let's spit on Hegel«: Rivolta Femminile

In order to understand the origins phase, it is necessary to adopt a broad perspective that brings together multiple uprisings and rebellions, that looks simultaneously within and outside universities, within and outside the Marxist political tradition. For many, the 1968 movement was crucial, for better or worse. Nonetheless, the generation that became feminists in the wake of the 1968–1969 protests was a substantial component of the 1970s women's movement, but not the only one. Not all the collectives were founded by young women and female students away from home. A leading role was also played by a group of women who were no longer very young at the time, who had graduated well before 1968, without previous political

experience in political parties or the New Left, and who were united in the *Rivolta Femminile* collective. The most important radical Italian collective was largely animated by women born in the 1930s, cultured, bourgeois, who worked mainly in the cultural and artistic fields, including Dacia Maraini, Elvira Banotti, Carla Accardi, Ginevra Bompiani, Cloti Ricciardi and sisters Marta and Carla Lonzi.

Rivolta Femminile (*Women's Revolt*) claimed separatism since the beginning and experimented, among the first in Italy, with the consciousness-raising groups. They consisted of exploring personal experiences with other women to the point of revealing their social, cultural and political dimension (Blakemore 2021). Even if this political practice was borrowed from the US, the Italian experience took on a distinctive character, becoming known as »*autocoscienza*« (self-awareness). The aim was the rediscovery of the invisible links between individual biographical experience and social condition, between the personal and the political.

In the summer of 1970, some leading figures of *Rivolta* – Carla Lonzi, Elvira Banotti and Carla Accardi – synthesized the theoretical elaboration matured in the preceding months in a *Manifesto* that called for a *tabula rasa*, that is the creation of a physical and mental space characterized by the absence of men and free from patriarchal conditioning and dominant ideologies, considered intrinsically patriarchal and proponents of sexual oppression (Conte et al. 2011, Ventrella/Zapperi 2020).

»Woman must not be defined in relation to man. This awareness is the foundation of both our struggle and our liberty.

Man is not the model to hold up for the process of woman's self-discovery.

Woman is the other in relation to man. Man is the other in relation to woman. Equality is an ideological attempt to subject woman even further.

The identification of woman with man means annulling the ultimate means of liberation.

Liberation for woman does not mean accepting the life man leads, because it is unlivable; on the contrary, it means expressing her own sense of existence [...].

From now on we do not wish to have any screen between ourselves and the world [...].«

(Lonzi 1974)

In closing the *Manifesto*, the authors made their feminist consciousness-raising program explicit: »We seek the authenticity of the gesture of revolt and will not sacrifice it to either organization or proselytism. We only communicate with women«. It was not equality that was being pursued, but sexual difference. As stated in another document by Carla Lonzi, the goal of equality was deconstructed: »Equality is what is offered to the colonized people on the level of laws and rights. It is what is imposed on them at the level of culture. It is the principle by which the hegemon continues to condition the non-hegemon« (Lonzi 1974).

In July, the *Rivolta Femminile* manifesto was posted on the walls in Rome and Milan, thus conventionally marking the birth of 1970s feminism. More than 50 years separate us from the elaboration of these texts, printed in 1974 by the publishing house of *Rivolta femminile* in the anthology *Sputiamo su Hegel* (Let's spit on Hegel). Yet, these writings have retained all their power, which explains the success of Carla Lonzi, read and studied today, much more than in past decades.

A (nearly) mass movement, from margins to center

If the formation of the first radical groups dedicated primarily to internal discussion, theoretical elaboration or experimentation in the practice of self-consciousness dates back to the transition from the 1960s to the 1970s, the two-year period 1972–1974 should be credited with a process of filiation and ramification of groups stimulated also by news and documents coming from abroad.

The practice of self-awareness spread rapidly. Through listening and self-narration, »small group meeting« (*piccolo gruppo*) became the privileged space for a process of political subjectivation, individual and collective at the same time, in which the political dimension of the private sphere could be touched upon.

In this phase of growth, moreover, the reference to Marxism remained frequent (Voli 2015; Strazzeri 2023; Forenza 2025). Many were the collectives that tried to combine the struggle for women's liberation with the class struggle, often practicing the so-called »double militancy«, that is, the commitment both in the women-only feminist collectives and in the extra-parliamentary left groups (such as *Manifesto*, *Lotta Continua*, *Avanguardia Operaia*) (Stelliferi 2015a). What Marxist feminism contested to left-wing political cultures was the legitimacy of analyses of society that started from class contradiction alone, removing that of gender; an approach considered insufficient to understand the relations of production and exploitation in the capitalist system. From this point of view, the contribution of *Lotta Femminista-LF* (Feminist Struggle) was fundamental. This collective was formed in Padua in 1971 on the initiative of militants coming from *operaismo* (workerism) and then spread to other cities in the peninsula, from Veneto to Sicily. LF focused its analysis on the issues of unpaid reproductive labor, on the value of reproductive and care work and on the claim of wages for housework, promoting the transnational campaign Wages for Housework (Dalla Costa 1974; Federici 1975; Cuninghame 2008; Gissi 2018; Tupin 2018).

As we have seen, the development of the movement took place within a context strongly influenced by the birth of the extra-parliamentary left groups, in the wake of the student and workers' mobilizations of 1968–1969. At the same time, one of the directions towards which the first Italian feminists looked was undoubtedly the US, despite an »anti-Americanist« sentiment that was widespread in the Italian and European left. A complex and uneven dialectic with US feminism therefore developed,

contributing to a circular diffusion of feminist thought: from the US to Italy and vice versa. These transatlantic relations composed an interconnected flow; a vast network that in turn was made up of local and extra-local nodes, through which imaginaries, theoretical reflections, and militant practices converged into what, over the course of the previous decade, had been configured as a new transnational left (Rebora 2023).

The ›revolts‹ of feminisms crossed regional and national boundaries, both transatlantic and within Europe (Delap 2020). To borrow the title of a book from several years ago, feminism took the form of a »travelling theory« (Davis/Evans 2011). The participation of some Italian feminists in international meetings (the first was in France, in Vendée, in 1972) was accompanied by the translation of French, German and English as well as North American feminist texts by both the militants themselves and publishing houses sensitive to the demands of social movements. Think of the international collection of writings *Donne è bello* (Women are beautiful), edited by the Anabasis group in Milan in 1972, or the Italian version of the American *Ourbodies, ourselves*. The health manual written by the Boston Women's Health Collective, circulated around the globe and among Italian feminist activists, too, and then was published by Feltrinelli in 1974. Despite the US origins of the collective, Kathy Davis argues that it was not imposed as »cultural imperialism« on women in other locations but was reworked to reflect the embodied knowledge of its local adapters (Davis 2008).

In the middle of the decade, the feminist landscape became broader but also more heterogeneous. After the campaign for the referendum on the divorce law in May 1974, there was an increasing participation of women, more or less young, more or less politicized, from the North to the South. 1975–1976 was, from this point of view, a watershed period: while the Mexico City Conference launched the United Nations decade for women, an apical phase began with respect to the expansion of the movement and its visibility on the public plane. Some collectives maintained a visceral relationship with writing and theoretical elaboration, rejecting contamination in the public space. Many others, instead, claimed practical actions and interventions in the social sphere. Between 1975 and 1976, the groups that opened up more to external referents increased: cultural associations, theatre groups, collectives of female magazine directors, women's bookshops, women's studies journals like DWF-*DonnaWomanFemme* which came out in 1975. In addition to that, feminist albums and songbooks were published; the foundations for lesbian feminism (*lesbofemminismo*) were laid; women only collectives were founded in the workplace and factories and women's co-ordinations within the major Italian trade union confederations (Frisone and Tolomelli 2017). The latter contributed greatly to the innovation of the 150-hour courses, but also to the fight for the right to health by paying specific attention to the issue of miscarriages caused by work conditions, the so-called »*aborti bianchi*« (white abortions).

Collectives dedicated to sexual health played a crucial role. In years when the democratization of medical knowledge and the right to health (especially in the workplace) were becoming increasingly important on the agenda of parties, trade unions and extra-parliamentary groups, the politics of feminism placed reproductive bodies at the center of its demands. One of the key words became, in fact, self-determination (*autodeterminazione*): an expression hitherto used mostly in reference to the right of peoples to autonomously choose their own system of government and to be free from all external domination, which was given a new meaning in the light of the link between freedom and responsibility in the procreative and sexual spheres. The fundamental principle was that women's freedom should begin with the sovereignty over their own bodies.

The groups engaged on the front of women's medicine experimented with the practice of *self-help* (the gynecologist's self-view, to be carried out alone or in groups), wrote information leaflets inspired by the now best-selling book *We and Our Bodies* and, in some cases, founded self-managed counselling centers: political spaces for socializing, as well as reference points for those who needed information on contraception, gynecological examinations and backstreet abortion. During the 1970s feminism imagined, created and practiced forms of self-management in the field of health. From 1974 onwards, in fact, the first self-managed feminist counselling centers began to take shape in a number of Italian cities: in Milan, the Bovisa counselling center, close to a factory that employed mainly female workers; in Padua, linked to the LF collective; in Venice, the *Gruppo salute*; in Rome, first the counselling center opened by Simonetta Tosi via dei Sabelli, in the San Lorenzo district, and then other groups that emerged within »neighborhood collectives« (Stelliferi 2015b; Barone 2023). In some cases, self-managed counselling centers were started by occupying the premises of the ONMI, which was about to be suppressed. There were also experiences of collaboration between feminist collectives and AIED, an organization actively involved in disseminating knowledge on contraceptive methods but with a distinct perspective on health and sexuality compared to the political agenda of feminists (Porta 2013; Giss/Stelliferi 2023). This was the case with the Aleksandra Kollontaj collective in Bolzano-Bozen, which in 1973 opened the local branch of the association, two years after its foundation. The self-managed feminist counselling centers represented an attempt to re-appropriate women's knowledge about the body in a context in which talking about sexuality, pleasure and contraception was taboo (and until 1971 also a crime) they were places where information, knowledge and techniques were made available and shared. On the one hand, they responded to an almost total lack of stata services dedicated to women; and on the other hand, through critical approaches to medicine, forms of knowledge sharing, and non-hierarchical relations between experts and users, they implemented a different concept of health, where the personal was indeed political.

»For whose pleasure?« Against the criminalization of abortion

Reproductive justice battles were characterized by a transnational and intersectional approach that suggested the possibility of a global women's health movement (Bracke 2022). Similarly to the present, where we record a global feminist network for reproductive justice, in 1970s the battle for free and legal abortion transcended national borders. Feminism's practical response to the consequences of the criminalization of abortion was first and foremost the organization of so-called »trips to London« (or other foreign cities where regulations were already in place) (Tafuro 2022, Gissi/Stelliferi 2023, pp. 142–145). The abortion self-management groups (*nuclei per l'autogestione dell'aborto*) clandestinely acted in Italy, reproducing what was happening in other countries, especially in France, where the MLAC (*Mouvement pour la liberté de l'avortement et de la contraception* – Free Abortion and Contraceptive Movement) was engaged in the diffusion of a faster and less invasive abortion method (the so-called Karman) (Stelliferi 2022, pp. 113–115). Moreover, the practice of public self-denunciation for procured abortions rebounded from France to Italy to Germany. In any case, the goal was to guarantee freedom of abortion for all women, without health risks and without economic, cultural or social discrimination, in an atmosphere of solidarity, free from stigmatization.

It was precisely around the battle over the legalization of abortion that the feminist movement grew, became a mass phenomenon, and gained political legitimacy and authority. The relationship with external referents and, specifically, with the parties was neither linear nor uniform. Alongside the strictly anti-institutional approach of some experiences, one can trace in this phase a closer and more frequent relationship with law and the state than was explicitly claimed. This is clearly demonstrated by the battle for abortion, for counselling centers, and finally the battle against sexualized violence which, more or less directly and intentionally, promoted legislative processes and influenced public debate.

In the case of abortion, the focus of feminist politics was on freedom from forced motherhood, and the assumption of responsibility on the part of women. But if the principle of self-determination functioned as a common denominator, the conflict between decriminalization (elimination of the crime from the penal code, without positive norms) and legislative regulation exploded the internal contradictions of the movement. Carla Lonzi from the very early 1970s claimed the end of the criminalization. In light of the very high number of clandestine abortions performed each year in Italy, she considered Title X of the Rocco Code *de facto* obsolete. However, she did not consider the passing of a law to regulate access to abortion a feminist goal:

»We will access freedom of abortion, not new legislation on it [...]. Man has left woman alone before a law that prevents her from having an abortion: alone, denigrated, unworthy of the community. Tomorrow he will end up leaving her alone in

the face of a law that will not prevent her from having an abortion: alone, gratified, worthy of the community. But the woman asks herself: ›For whose pleasure did I get pregnant? For whose pleasure am I having an abortion?‹ (Lonzi 1974, 67–69).

A few years later, during a phase of intense mobilization in January 1975, the Via Cherubini collective in Milan took a similar position in favor of liberalization and not of a new law. This collective claimed to be doing »different political work«: recognizing procreative sexuality as the most insidious form of man's domination over woman. A domination that, through legalized abortion, would in no way be undermined but legitimized, with the effect of making men irresponsible (Stelliferi 2022, p. 117).

In any case, the demand for legislative reform became the majority, as demonstrated by the huge marches on 6 December 1975 and 3 April 1976 for »free, free of charge, and assisted abortion«. The second demonstration was also joined by the UDI, committed to introducing the principle of self-determination within the Italian Communist Party.

Despite this, the approval of 194/1978 Law, *Norms for the social protection of maternity and the voluntary interruption of pregnancy*, left a bitter taste in the mouth even among many of those feminists who had demanded and urged a law. The result of the political compromise between the PCI and DC, which matured in the dramatic days of the kidnapping and murder of the prominent member of Christian Democracy Aldo Moro by the *Brigate Rosse* (Red Brigades), was based on the rejection of the principle of self-determination. To some women, the 194-law appeared above all a limitation of sovereignty over their own bodies and destinies. Others saw it as a necessary step, at least not to die because of backstreet practices, and certainly a considerable discontinuity with the past. The clandestine abortion market was in fact substantially defeated and class discrimination considerably reduced. The plans to limit women's sovereignty over their own bodies, however, would not be silenced by the defeat in the 1981 referendum¹ but would take new paths. Even today, in fact, the intention to control reproduction unites, throughout the western world, the parties of the radical right and the Christian-conservative movements, determined to play their identity game on this ground (Serughetti 2023).

1 Referendum 17/05/1981 on the voluntary interruption of pregnancy (proposed by the Radical Party, *Partito Radicale*). Direzione Centrale per i Servizi Elettorali (1981). *Referendum 17/05/1981*. Eligendo. Available at: <https://elezionistorico.interno.gov.it/index.php?tpel=F&dtel=17/05/1981&eso=S&tpa=I&levo=O&levsuto=O&rms=S&tpe=A> (last access: 8 June 2025).

A foray into the 1980s and 1990s

As we have seen, not all the collectives were formed in the big cities or in the inner-city districts. On the contrary, the suburbs and provincial towns played a crucial role for Italian feminism, in which thousands of women participated: students, housewives, teachers, photographers, lawyers, graphic designers, painters, musicians, young and old. The hierarchy between the margins and the center emerged inverted. From Trento, a small provincial town, the American debate on the sexism-racism analogy spread throughout Italy and one of the first and harshest critiques of the universalism of the student movement developed. The working-class neighborhoods of Milan, Rome and Turin were the political laboratory for the experience of self-managed counselling centers. They tell us how the feminist movement did not limit itself to claiming services but wanted to be an active part in their invention and management, up to and beyond the institution of public family counselling centers with law no. 405/1975.

As the hierarchy between center and periphery broke down, the theatres of political action changed. Inscribing itself (more or less consciously) in a long tradition of re-signifying male-dominated environments, the feminist movement appropriated new spaces for political activism (Delap 2020, pp. 101–107). Private homes hosted meetings of ›small groups‹ and were read as places of conflict, like factories. Courtrooms became the scene of protests against a juridical culture seen as inherently patriarchal. This happened increasingly from 1976 onwards, when a rape trial held in Verona (again, a small provincial town) started a new season in the fight against gender violence (Filippini 2022). The occupied spaces took the name *Casa delle donne* (Women's Houses) and brought together anti-violence centers, cultural associations, editorial offices, radio program editors, and heterogeneous collectives. The square was also rethought and creatively inhabited. Political activism merged with artistic performativity, in discontinuity with the sit-ins, processions, pickets, political stages and, more generally, with the style of political action – considered traditional – of political parties, trade unions and extra-parliamentary left-wing groups.

It was in this context of transformation of the practices of occupying public space that one of the most relevant and original demonstrations of the feminisms of the 1970s took place: the night procession of 27 November 1976 in Rome against male violence against women, *Riprendiamoci la notte* (Let's take back the night). Despite the rainy evening, at least 10,000 women (according to the press) marched from Termini station to Piazza del Popolo, passing Via Veneto and Trinità dei Monti lit by thousands of torches, finally claiming a city of women and for women (Moretti 2024). This march, like so many others, reminds us that the feminist ›revolts‹ did not limit themselves to claiming entry into the ›city of men‹, but intended to shape a new idea

of the political, to build a new idea of citizenship towards which to necessarily strive, oscillating between needs and desires (Kern 2020).

What happened in the following decades is not the subject of this essay. Based on the research that has begun to study the transformations of feminisms after the 1970s turmoil, I will limit myself to recalling that the 1980s will see the struggle for the environment and against nuclear power, disputes over sex work, and an increasingly pressing mobilization on the issue of gender violence. More generally, the 1980s will see the global dimension strengthened. A network of international groups and associations will become the protagonists of the decade dedicated to Women by the United Nations, launched with the Mexico City Conference in 1975. Ten years later, in Nairobi, the critique of African American and post-colonial feminism of the limits of the idea of sisterhood and the claimed universality of Western feminism will open a new season that we hear resonating in the present.

In March 2015, following yet another femicide in Argentina, at the cry of: *Ni una menos!*, a wave of protests against gender violence erupted and crossed the borders of South America within a few years. From that moment on, experiences of struggle against male violence and in favor of practices of self-determination have been set in motion. They include different generations of activists, make use of the intersectional analytical perspective and widely exploit the communicative potential of social media. In 2016, in Poland, the *Czarny Protest* – a mass mobilization against an anti-abortion bill – launched a cycle of protests that quickly garnered international solidarity. The first »global women's strike« was held on 8 March 2017: it was an internationally coordinated action to make the exploitation of domestic and reproductive labor visible, which is still largely carried out by women and frequently considered »non-labor«. 2017 was also the year of #MeToo, the movement in favor of denouncing sexual abuse and harassment that, from the US, has spread virally to many parts of the world. In recent years, moreover, communication campaigns on abortion have been borrowed from Latin America in other countries with the aim of rejecting stigmatization and guilt and enhancing the agency of those who decide to have an abortion. In Italy, too, the presence of feminist groups, associations and networks appears much more diversified and noisier than twenty years ago, in the Berlusconi era. The backlash against feminism helped the rise of »Berlusconism«. In this cultural and political phenomenon, the centrality of a discourse around freedom evoked aspiration and entrepreneurship, free from state interference and leading to material satisfaction. Referring to women, it also suggested »free« sexual behavior, that is, women's availability to men (Bracke 2014 pp. 202–204).

Conclusion

The cultural and political tradition of feminisms, as we have seen, does not always proceed linearly, but rather based on breaks. Anna Rossi-Doria, almost forty years ago, wrote that the thread between generations of women did not unravel, and does not unravel, but was and is continually broken: »Heirs and rebels – she continued – means that we should together avenge and vindicate this fact, that is, rejoin the thread, but preserving the traces of its breaking and the knots« (Rossi-Doria 1986, p. 299).

This sentence brings to my mind the huge demonstration against gender violence on 25 November 2023, a few weeks after a femicide: that of Giulia Cecchetti, killed by her ex-boyfriend (Filippo Turetta). A real sea of women flooded Rome's Circus Maximus with old and new slogans and a clear enemy: patriarchy. This category was, until then, mainly used in some areas of feminist activism and, with not always overlapping connotations, in historical, anthropological, and philosophical research. The words of Elena, Giulia's sister, with a letter sent to a local newspaper, »Corriere del Veneto«, brought this label back to the center of public debate:

»Turetta is often referred to as a monster, but monster he is not. A monster is an exception, a person outside society, a person for whom society should not take responsibility. Instead, there is responsibility. Monsters are not sick, they are healthy children of patriarchy, of the culture of rape [...].

It is often said ›not all men‹. Not all men, but they are always men. No man is good if he does nothing to dismantle the society that privileges them so much. It is the responsibility of men in this patriarchal society given their privilege and power to educate and call out friends and colleagues as soon as they hear the slightest hint of sexist violence [...].

Femicide is a state murder, because the state does not protect us. Femicide is not a crime of passion, it is a crime of power. We need widespread sexual and affective education; we need to teach that love is not possession. We need to fund anti-violence centers and we need to give those in need the opportunity to ask for help. For Giulia don't hold a minute of silence, for Giulia burn everything.«

By recontextualizing a slogan from the 1970s that politicized and de-essentialized the male violence (f.i. »the rapist is not sick, he is the healthy child of patriarchy«) Elena ensured that the story of her sister Giulia did not end up being as just another case of femicide, seen a sort of sad but inescapable fate; but instead, she made it appear as a political fact. Heir and rebel within the long feminist revolution.

References

- Abbà et al. (1972) *La coscienza di sfruttata*, Milano: Mazzotta.
- Barone, A. (2023) »Facevamo un consultorio, ma era un progetto politico«. I consultori a Roma prima e dopo la legge 405/1975«, in P. Stelliferi, P. and Voli, S., eds., *Anni di rivolta. Nuovi sguardi sui femminismi degli anni Settanta e Ottanta*, Roma: Viella, 119–148.
- Bellè, E. (2025) *L'altra rivoluzione. Dal Sessantotto al femminismo*, Torino: Rosenberg & Sellier.
- Bertilotti, T. (2004) »Un oggetto di studio interessante« e »un imprescindibile nodo teorico«: fonti, trasmissione della memoria e storia del movimento femminista, in *Genesis*, III (1), 220–229.
- Blakemore, Erin (2021) »Consciousness-Raising Groups and the Women's Movement«, *JSTOR Daily* <https://daily.jstor.org/consciousness-raising-groups-and-the-womens-movement/> (last access 20 January 2025).
- Bracke, M. (2014) *Women and the Reinvention of the Political: Feminism in Italy, 1968–1983*, New York-London: Routledge.
- Bravo, A. (2008) *A colpi di cuore. Storie del Sessantotto*, Roma-Bari: Laterza.
- Conte et al., eds. (2011) *Carla Lonzi: la duplice radicalità. Dalla critica militante al femminismo di Rivolta*, Pisa: ETS.
- Cuninghame, P. (2008) »Italian Feminism, Workerism and Autonomy in the 1970s: The Struggle against Unpaid Reproductive Labour and Violence«, *Revue de civilisation Contemporaine Europes/Ameriques*, 8, <http://journals.openedition.org/amni/s/575> (last access 20. January 2025).
- Dalla Costa, M., (1974), *The Power of Women and the Subversion of the Community*, (with *A Woman's Place* by Selma James), London: Falling Wall Press.
- Davis, K. and Evans, M., eds. (2011) *Transatlantic Conversations: Feminism as Travelling Theory*, Farnham: Ashgate Publishing.
- Davis, K. (2007), *The making of Our bodies, Ourselves: How Feminism Travels across Borders*, Duke University Press.
- Delap, L. (2020) *Feminisms. A Global History*, New York: Penguin.
- Federici, S. (1975) *Wages Against Housework*, Bristol: Falling Wall Press.
- Filippini, N. (2020) *Pregnancy, Delivery, Childbirth. A Gender and Cultural History from Antiquity to the Test Tube in Europe*, New York-London: Routledge.
- Filippini, N. (2022) »Mai più sole« contro la violenza sessuale. *Una pagina storica del femminismo degli anni Settanta*, Roma: Viella.
- Forenza, E. (2025) *Iscritte a parlare. Storie di donne e soggettività femministe nel Partito comunista italiano (1970-1991)*, Nova Delphi.
- Gissi, A. (2018) »The Home as a Factory: Rethinking the Debate on Housewives' Wage in Italy, 1929–1980«, in R. Sarti and Bellavitis, A., Martini, M., eds., *What is Work?*

- Gender at the Crossroads of Home, Family, and Business from the Early Modern Era to the Present*, Oxford–New York: Berghahn Books, 139–160.
- Gissi, A. (2020) ›La «fonction essentielle» des femmes: Famille, travail domestique et salaire en Italie entre fascisme et République‹, *Rives méditerranéennes*, 60, 109–132.
- Gissi, A. and Stelliferi, P. (2023) *Laborto. Una storia*, Roma: Carocci.
- Kern, L. (2020) *Feminist City: Claiming Space in a Man-Made World*, New York: Verso.
- Lonzi C. (1974) ›Sputiamo su Hegel. La donna clitoridea e la donna vaginale e altri scritti‹, Milano: Rivolta femminile.
- Moretti L. (2024), ›»La notte ci piace, vogliamo uscire in pace«. Le manifestazioni notturne contro la violenza di genere in Italia‹, in S. Feci and Schettini, L., eds., *L'autodifesa delle donne. Pratiche, diritto, immaginari nella storia*, Roma: Viella, 75–102.
- Offen, K. (1988) ›Defining feminism: a comparative historical approach‹, *Signs* 14 (1), 119–157.
- Passerini L. (1992) *Storie di donne e femministe*, Torino: Rosenberg&Sellier.
- Pavan, I. (2009) ›Una premessa dimenticata. Il codice penale del 1930‹, Caffiero, M., ed., *Le radici storiche dell'antisemitismo Nuove fonti e ricerche*, Roma: Viella.
- Porta, G. (2013) *Amore e libertà. Storia dell'Aied*, Roma–Bari: Laterza.
- Rebora, T. (2023) ›Traduzioni, culture e pratiche dei femminismi tra Italia e USA: scambi transatlantici nei primi anni Settanta‹, in P. Stelliferi, Voli, S. (eds.) *Anni di rivolta. Nuovi sguardi sui femminismi degli anni Settanta e Ottanta*, Roma: Viella, 61–88.
- Rossi-Doria A. (2005), ›Ipotesi per una storia che verrà‹, in T. Bertilotti and Scattigno A. (eds.) *Il femminismo degli anni Settanta*, Roma: Viella, 1–23.
- Rossi-Doria, A. (2007), ›Il tempo delle donne‹, in Ead, *Dare forma al silenzio. Scritti di storia politica delle donne*, Roma: Viella, 291–299.
- Serughetti, G. (2023) ›L'antiabortismo come battaglia identitaria: la destra radicale e il corpo delle donne‹, in *Ácoma*, 25, 104–128.
- Spagnoletti R. (1974) *I movimenti femministi in Italia*, Roma: Savelli.
- Stelliferi, P. and Voli, S. (2022) ›A che punto è la storia dei femminismi in Italia‹, in P. Stelliferi and Voli, S. (eds.), *Anni di rivolta. Nuovi sguardi sui femminismi degli anni Settanta e Ottanta*, Roma: Viella, 7–29.
- Stelliferi, P. (2015a) ›Is the Personal Political for Men too? Encounter and Conflict between ›New Left‹ Men and Feminist Movements in 1970s Italy‹, in Sarti, R., ed., *Gender & History*, 27 (3), 844–864.
- Stelliferi, P. (2015b) *Il femminismo a Roma negli anni Settanta. Percorsi, esperienze e memorie dei collettivi di quartiere*, Bologna: BUP.
- Stelliferi, P. (2022) ›An Apparent Victory? The Struggle for Abortion in Italy Prior to the 194/1978 Law‹ in *Annali/Jahrbuch ISIG*, 48 (2), 97–121.

- Strazzeri, V. (2022) ›Beyond the double blind spot: Relocating communist women as transgressive subjects in contemporary historiography‹, *Gender & History*, 36, 755–774.
- Strazzeri, V. (2023) ›The Interweaving: Communist Women and Feminism in 1970s Italy‹, *Contemporary European History*, 33 (3), 1021–1037.
- Tafuro, A. (2022) ››Italian Girls in Trouble‹: Abortion Travels and Transnational Abortion Referral Networks (Rome, London, Paris, 1967–1981)‹, *Annali ISIG*, 48 (2), 123–148.
- Tambor, M. (2014) *The Lost Wave: Women and Democracy in Postwar Italy*, Oxford University Press: Oxford.
- Tolomelli M., and Frisone, A. (2017) ›Gender and Class in the Italian Liberation Movement‹, in Schulz, K., ed., *The Women's Liberation Movement. Impacts and Outcomes*, New York-Oxford: Berghahn Books, 178–197.
- Tupin, L. (2018) *Wages for Housework: A History of an International Feminist Movement, 1972–77*, Toronto: University of British Columbia Press.
- Ventrella, F. and Zapperi, G. (eds.) (2020) *Feminism and Art in Postwar Italy. The Legacy of Carla Lonzi*, London: Bloomsbury Publishing.
- Voli, S. (2015) *Soggettività dissonanti. Di rivoluzione, femminismi e violenza politica nella memoria di un gruppo di ex militanti di Lotta continua*, Firenze: Firenze University Press.
- Willson P. (2019) ›Confusione terminologica: »femminismo« ed »emancipazionismo« nell'Italia liberale‹, *Italia contemporanea*, 290, 209–229.

The Feminist Movement in Trentino: In Search of a Lost Map

Elisa Bellè

Introduction

This chapter presents part of the findings from the research project FemMe – Feminism and Memory (The Feminist Movement and Women's Trade Union Struggles in Trentino, 1968–1982).¹ The project's primary objective was to reconstruct the socio-history of the so-called second-wave feminist movement in this province – also referred to as neo-feminism or radical feminism (the feminism of the 1970s).

This local case study was selected for two main reasons. First, feminism in Trentino developed earlier than in the rest of Italy, thanks to the initiative of a group of students from the newly established Faculty of Sociology. In fact, as early as 1969, a pioneering collective was founded in Trento: *Il cerchio spezzato* («The Broken Circle»), which played a significant role in shaping the subsequent development of the Italian feminist movement. Second, the feminist experience in Trentino is both rich and multifaceted, yet it has largely been overlooked even in feminist historiography. This neglect stems from a metropolitan-dominated «economy of memory», which has often relegated the vibrant feminist activism of provincial areas to the margins of historical narratives.

To reconstruct the «lost map» of feminism in Trentino, I employed a dual methodological approach. First, I gathered documentary traces left by various groups, primarily from private archives made available by activists, as well as from two public ones: the *Centro di documentazione Mauro Rostagno* (housed within the *Fondazione Museo Storico del Trentino*) and the *Archivio delle Donne* (at the Civic Library of Rovereto). In addition to these sources, I conducted thirty semi-structured interviews with former activists; these covered almost all the groups for which I had found archival records (around fifteen, spanning the period 1969–1982, across the entire provincial territory). I thus chose to reconstruct events by integrating

1 The research, conducted between 2016 and 2019, was carried out entirely by the author.

documentary sources with the activists' retrospective accounts, thereby weaving together history and memory, written and oral sources, »in a dialectic in which the object of study becomes subject – or rather, subjectivity« (Biagini 2019, pp. 11–12, my translation). The process of excavating memory, in turn, has inevitably undergone stratification over time; this has generated testimonies that are profoundly rich, yet rendered complex by crossing multiple historical and biographical thresholds (for instance, before and after 1968, before and after feminism, before and after the end of the period of mass mobilizations).

The essay focuses on three distinct phases of the local feminist movement, which illustrate key aspects of its trajectory. First, the years 1966–1969 are a necessary premise that laid the groundwork for subsequent developments; this period marks the height of the student movement in Trentino. These were three intense years of mobilization, which I will revisit from the perspective of the young women who participated enthusiastically, while also facing profound contradictions stemming from the persistence of gender roles and hierarchies. The second phase (1969–1971) represents the true emergence of feminism as a proper social movement. The contradictions that had developed during women's participation in the broader movement came to the fore, leading to the formation of a distinct feminist political subject. The third phase (1972–1977) was one of consolidation and expansion. As in the rest of Italy, the women's movement in Trentino grew rapidly, with the proliferation of collectives, groups, and political experiences. These initiatives often – though not exclusively – focused on sexual and reproductive health and thus reflected a politics that was deeply rooted in the body.

The Girls of '68? Between Belonging and Contradictions

To retrace the origins of feminism in Trentino, we must begin with the immediately preceding period. In this silent yet crucial phase, 1966 saw the first occupation of the *Istituto Superiore di Scienze Sociali*, which would become the Faculty of Sociology in June 1966 after the legal recognition of the degree, approved by the Italian parliament. This period ended in 1969, when the first feminist group was founded. All of the founders had previously engaged, to varying degrees, in activism within the student movement – an experience that would prove fundamental in shaping their later feminist trajectory.

Whether from Trentino or other regions, and coming from diverse social backgrounds – mostly petite bourgeoisie, some affluent, and a few working-class – these female students at the newly established *Istituto* shared a transformative experience: freedom. In the rigid culture of social control that characterized Italy at the time (Bellè 2021), the opportunity to move to another city, pursue higher education, and

achieve financial independence through the *presalario* (the scholarship system in place at the time) was a galvanizing experience.

This whirlwind discovery of themselves and the world was manifested in multiple dimensions: academic life, work (at least for those from working-class or petite bourgeoisie backgrounds), and the intense relationships formed within the university (Socrate 2013, 2018; Bravo 2008). Regarding this initial phase of self-discovery within the a collective dimension, one particularly significant theme that emerged from the interviews was peer discussion about sexuality:

»Many of us who would later become part of the feminist movement were all living in the dormitory – we arrived together. Then a girl from Turin came and said, »I went home and discovered that my younger sister doesn't even know what a uterus is.« So, she had bought this book – there was hardly anything available on sex – called *The Modern Marriage*. It was written by a Dutch author and was quite explicit. That's how we started doing collective readings in the nuns' dormitory rooms! [...] I don't know, there were about ten of us, perched on the beds, engaging in these collective self-education readings.«
(Sociology student and feminist activist)

To fully grasp the radical nature of this act of speaking out, one must consider the historical context (Piccone Stella 1993; Giachetti 2015). Italy at the time was a country where a *matrimonio riparatore* (a marriage meant to »compensate« the father of a raped woman) was still legally accepted, along with its corollary, the honour killing [*delitto d'onore*]. Family law upheld the authority of the husband; sexual violence was classified as an offence against public morality rather than a penal crime against the person;² and divorce had yet to be legalized.³ Women were dying from unsafe, clandestine abortions, while contraception was criminalized under Article 553 of the Penal Code (the so-called Rocco Code of 1930), and was listed among the »crimes against the health and integrity of the race.«⁴

Against such an overwhelming system of institutional, legal, and social control, the simple act of openly discussing the body and sexuality in a group was profoundly significant. The power of these conversations lay primarily in the process of mutual

2 It would only become a crime against the person only in 1996, with Law No. 66/1996, the last of the legislative advances that had remained unresolved from that phase of political and legal progress.

3 It became law in 1970 (Law No. 898/1970).

4 Article 553, repealed in 1971, stated: »Anyone who publicly incites practices against procreation or propagates in favor of such practices shall be punished with imprisonment for up to one year or with a fine of up to four hundred thousand lire. These penalties shall be applied concurrently if the act is committed for profit.« Before its legalization, the birth control pill was sold illegally and its packaging listed therapeutic indications other than contraception (such as menstrual and intermenstrual dysmenorrhea).

exchange, which in turn triggered a process of subjectivation that was both individual and collective. This dynamic proved to be intensely generative, as it was deeply rooted in the personal experiences of each participant.

Another major element in the individual and collective subjectivation process of these young women was political participation in the mobilizations. As previously mentioned, Trento came to play an unexpected and radical role in Italy's »long '68« (Boato 2018), due to the establishment of the *Istituto Superiore di Scienze Sociali* – a project advocated by the progressive Christian Democrat Bruno Kessler. In Kessler's vision, the foundation of a modern and experimental university would stimulate a territory that was still poor, isolated and marginal, compared to the broader processes of modernization and post-war economic growth occurring elsewhere (Agostini et al. 2014). Furthermore, Kessler established that access to the Institute would be open to students holding diplomas beyond those from traditional scientific and classical high schools; this boldly defied the rigid Italian university admission system of the time (Bellè 2021).

This decision, combined with the highly experimental nature of the discipline itself – then still marginal within the Italian academic landscape – led the Institute to attract a diverse student body in terms of social class, and one that was also highly motivated both intellectually and socially (sociology being an *engagé* discipline). These factors contributed to giving Trento's student movement its radical, communitarian, and creative character (the sense of a continuous happening), while also endowing it with an intellectually avant-gardist dimension. This, in turn, made the Faculty of Sociology pivotal in both Italian and European mobilizations; it also fostered particularly close, communitarian relationship among students, with an especially egalitarian character also in terms of gender codes (Passerini 1991).

Furthermore, it is important to note that the student mobilization in Trento began before 1968. The first occupation, lasting 18 days, started on 24 January 1966; it was aimed at pressing Parliament to approve the sociology degree title – an arduous process that would ultimately reach a positive conclusion in June of the same year. This occupation, the first of its kind in Italy, was followed by two others. The second, in October 1966, was driven by tensions between the Institute's direction and the student movement, regarding curriculum planning and the scientific direction of the newly established Faculty. The third and longest occupation – also the longest in Italy – took place from 31 January to 7 April 1968. On this occasion, the movement transitioned from a quasi-syndicalist horizon to an explicitly political one. It was in this context that the slogan »student power« (*potere studentesco*) made its first appearance in the movement's documents; this marked the protest's new strategic direction also at the national level (Movimento Studentesco 1968).

In line with the historical literature, which describes 1968 as a foundational experience for the identity and biographical trajectory of those who participated (Passerini 1988; Bravo 2008; Flores/Gozzini 2018; Socrate 2018; Bellè 2021), the

women interviewed during the research also confirm the importance of this phase. Partly a permanent assembly, partly a sort of moveable feast, and partly the intellectual vanguard of the entire Italian movement (Boato 2018), the 1968 experience in Trentino is remembered by the interviewees as a decisive biographical and political experience, yet not without conflicts and contradictions.

One initial line of fracture relates to the gendered division of political labour, which, in spite of the communitarian and anti-authoritarian character of students' mobilization of that phase, still saw women relegated to auxiliary, behind-the-scenes roles:

«It was important to recognize one simple thing: all the work was on our shoulders. Even during the occupations, it was us who provided the food; there was a lot of practical work done by women. And then, we were silenced, we had no voice.»
(Sociology student and feminist activist)

In addition to the internal distribution of tasks according to a traditional, stereotypical gender order (Socrate 2013), a particularly important aspect in the construction of internal hierarchies involved the main arena of political debate: namely, the assembly.

«I participated in the assemblies. I was there, sitting, but I realized that something wasn't right: »How come? I didn't come here to be a support for the men! I came here to make a different thing! Why isn't this working? Why aren't the women speaking?« They didn't speak, they didn't decide anything.»
(Sociology student and feminist activist)

The issue that recurs most frequently in the interviews is the actual right to speak in public. This act carries strong symbolic and historical significance, especially when considering the patriarchal foundations of Western democratic systems (Boccia 2002), as well as the concealment of the sexual contract and the dichotomy between the public and private spheres (Pateman 1988). The public space – symbolic and, to use Goffman's (1959) term, dramaturgical – of the assembly underscores internal hierarchies even among men; this, cements the group of the »dominants« (that is, the leaders and their inner circle), and with them, a specific type of hegemonic masculinity (Connell/Messerschmidt 2005).

It is precisely the construction of the charismatic and erotic body of the leader that becomes an additional point of fracture:

«We certainly weren't the »darling girls« of the movement, and we didn't even aspire to be, but we realized that the leaders were valued more for how many women they took to bed, and that the women the leaders slept with were viewed in a certain way by the others, and so on. So, what was supposed to be the sexual revolu-

tion, for me, had some things that didn't quite add up.«
 (Sociology student and feminist activist)

The interviewee stresses, in line with similar recounts collected among the feminist activists, the highly contradictory issue of »free love« and its misunderstood meanings. Almost all the testimonies describe the entanglements between eros and power as being extremely problematic within the movement, in both personal and political terms. The disappointment and frustration over the gap between libertarian proclamations and actual relational practices are inevitable. This gap is particularly measured through intimate relationships with the »comrades«, which challenge the still-solid boundary between the public and private spheres. It is precisely this boundary – theoretical, political, and emotional – that would be soon questioned by these »girls of '68«; thus laying the groundwork for another revolution: the feminist revolution.

Towards Another Revolution: The Birth of Feminism in Trentino (1969–1971)

We will now turn to the analysis of the second political moment of the local movement; this is the truly foundational one, where latent tensions finally found collective expression and political form. The history of this second phase began in 1969, when a study group was formed, consisting of four women – Luisa Abbà, Gabriella Ferri, Elena Medi, Silvia Motta – and one man, Piergiorgio Lazzaretto. The group, which shared an apartment in Trento's historic centre, worked together on a thesis focused on the analysis of the oppression of women. The thesis would be discussed in 1971 and published the following year, under the title *La coscienza di sfruttata* [The Consciousness of the Exploited] – and it soon became one of the reference texts of the Italian movement.

The story of the group embodies and hybridizes several paradigmatic traits of that season. From 1968, it involved the triumph of the collective over the individual, with the fusion of various dimensions of life (the common housing and collective living, friendship, the overlap of intellectual and political work) (Socrate 2013, 2018). The group also drew from the first feminist reflections from the United States, which reached Trento thanks to Giovanni Arrighi, a university professor of economics, who shared with the group some of the early documents produced in Berkeley (Bellè 2023).⁵ Last but not least, in this political experience, we find a characteristic element of the Trentino 1968 movement: the strong connection

5 In particular, the interviewees mention *Notes from the Second Year*, a collection of writings by women published in New York in 1970. This was part of an annual publication, with the first issue released in 1968 under the title *Notes from the First Year*, bringing together diverse per-

between intellectual reflection, academic study, and political work, which made this local mobilization one of the most intellectually advanced in Italy (Boato 2018; Bellè 2021).

The meetings of this first, small group soon became an opportunity for broader gatherings, as a weekly appointment with an increasing number of women participating. Initially, these were students, but soon after, the first local women who were not attending university joined as well. Piergiorgio Lazzaretto, the only man, eventually left the group. His departure marked the choice of separatism, which occurred in a non-conflictual manner. Here, an interesting but often underexplored aspect of the early days of Italian feminism emerges: namely, the presence – albeit as a minority – of men who contributed to the starting phase (participation was also mixed in Demau, the pioneer group founded in 1965 in Milan) (Passerini 1991).

»One would listen to what the other was saying and then speak about her own experiences. It was about sharing and bringing things out – it was an entire phase of communal exchange: bringing one's experiences and struggles into that space. The very function of speech, the act of speaking and giving voice to silenced things that boosted your desires and made you imagine new forms of living.«
(Sociology student and activist from *Il Cerchio Spezzato*)

The group was among the first in Italy to adopt the method then referred to in North American terms as »consciousness raising«. This was an entirely experimental practice, which interviewees still describe today, fifty years later, as a fundamental process of both collective and individual transformation. Through the sharing of personal experiences, all the defining features of second-wave feminism were already present: the personal was claimed as a political issue, rooted in a political praxis that was embodied in lived experience (Bertilotti/Scattigno 2005).

»Today, we talk about *autocoscienza* [consciousness raising], but back then it wasn't structured. The issue was: [...] we are all defined by someone else, so who are we really? We had studied the men who defined us, we had studied texts in philosophy, history, and literature, but we, personally, today – how do we define ourselves? What are the issues at stake? And so, we could only start from ourselves, as it was later said. The process began with an analysis filtered through one's own lived experience, but it was shared in a way that allowed others to engage with it.«
(Sociology student and activist from *Il Cerchio Spezzato*)

spectives within the American feminist movement. This approach later inspired the Italian feminist review *Sottosopra* and had a significant influence on the European context.

The group adopted a name, *Il Cerchio Spezzato* (»the broken circle«) and also designed its own symbol, as a graphic representation of its name: a fist breaking the circle of the biological symbol of femininity.

Another decisive step, not only locally but also for the broader history of Italian feminism, was the drafting of the group's political manifesto, titled *Non c'è rivoluzione senza la liberazione della donna* [There is No Revolution Without Women's Liberation].⁶ Written and mimeographed in 1970, roughly a year after the first meetings, the document consolidated the practices and ideas developed throughout that first year. The text integrates the Marxist critique of capitalism – shaped within the student movement – with a specific analysis of women's oppression.

The political language of the New Left strongly resonates throughout the manifesto, thus reflecting the broader national context (Stelliferi 2018). Nonetheless, the document primarily articulates a sharp critique of the »common parameters of oppression that women endure even within the student left, concealed beneath a formal equality that merely identifies with the male role« (my translation).

In the document, the initial hopes placed in the movement are explicitly criticized:

»We had deluded ourselves into believing that the political group, the act of militancy, could serve as a means to end yet another and specific form of discrimination within capitalist society: the oppression of men over women. [...] This illusion was refuted by political practice and experience. [...] Political workgroups have repeatedly confirmed our systematic subordination: we are »the woman of such-and-such a comrade«, the ones whose voices will never be recognized, so constrained that we come to genuinely believe ourselves to be inferior. The analysis of assemblies has led us to see an elite of leaders, a series of intermediate male cadres, and an amorphous mass composed of the remaining men and all the women.«⁷

(Political manifesto *Non c'è rivoluzione senza la liberazione della donna*, my translation)

A feminist political subject is born, emerging from the recognition of oneself as a woman – not as inferior, but as exploited. The conclusion is resolute and foreshadows what is to come:

6 Trento, *Fondazione Museo Storico del Trentino*, Archivio Movimento Studentesco, Elena Medi collection, file 1.. The complete version of the document can be found in Spagnoletti, 1972.

7 Trento, *Fondazione Museo Storico del Trentino*, Archive of the Students Movement, Elena Medi Collection, file 1.

»We will decide for ourselves the political positions and practical actions to take. We will develop the theory and carry out the practice. We will determine the measures, tools, and programmes necessary for our liberation.«

(Political manifesto *Non c'è rivoluzione senza la liberazione della donna*, my translation)

Consolidation and Expansion, 1972–1977

The Zorzi Case: A Forgotten Story

The expansive phase of feminism in Trentino took its cue from the end of the *Cerchio Spezzato* experience, while inheriting its legacy. Reconstructing the final phase of the group's life is difficult: it seems to have dissolved after 1971, mainly due to the departure of several activists who had graduated, and the exhaustion of the group's internal momentum; however, there is no certain date of dissolution.

The formation that emerged immediately after is the *Collettivo Femminista Trento* [Feminist Collective of Trento]. Unfortunately, it has not been possible to identify the activists of this group, so I did not gather oral testimonies in this regard. From the available documentary evidence, it appears that the group was active from around 1971 to 1974, and was mainly composed of university students, some of whom had already been part of the *Cerchio Spezzato* experience. The discovered documents testify to the Collective's strong involvement in the so-called Zorzi case, which represents another significant yet forgotten chapter of feminism – not only locally, but also at the Italian and European levels.

Trento was the stage for Italy's largest collective trial for abortion. This started in November 1972, indeed when a young woman from a small town in a Trentino valley was urgently hospitalized in Trento. She was later transferred to Vienna, where she died from septicaemia, uterine perforation, and peritonitis. The doctor Renzo Zorzi, a surgeon and gynaecologist, was investigated in connection with her death. In one of the city's main streets, Dr Zorzi had a well-equipped practice with a surgical room, X-ray room, and three beds for patient recovery. The cost of an abortion, performed through dilation and curettage, was high, at around 200,000 lire (approximately 1,200–1,500 euros today).

Within two years, multiple complaints and arrest warrants were issued, and Zorzi was imprisoned in 1973. More than 600 medical records were seized from his office. The judiciary indicted 263 women alongside the doctor: as with contraception, abortion was then punished under the already mentioned Rocco Code, classified as a crime against public health and the integrity of the lineage. The news quickly became a national story, appearing in *Paese Sera* – a newspaper close to the

left wing, which deplored the violation of professional secrecy caused by the seizure of the medical records, and read an anti-divorce plot in the judiciary's investigation. At that time, the conservative front, mainly composed of the Christian Democracy party and the neo-fascist Italian Social Movement, was consolidating. This front would later promote the referendum to repeal the divorce law, which took place in May 1974.

Statements in support of the women involved came from many left-wing groups, both parliamentary and extra-parliamentary, as well as from individuals and collectives. The *Movimento per la Liberazione della Donna* [Women's Liberation Movement] in Rome, close to the Radical Party, offered free legal assistance to the accused. The Feminist Collective of Trento highlighted another suspicious »coincidence« in the timing of the investigation: the case erupted just as the bill proposal to legalize abortion, introduced by the Socialist Party (on 11 February 1973, with Loris Fortuna as the primary signatory), was presented in Parliament.

The local movement found itself grappling with a genuine judicial, political, and media bombshell. The Collective committed fully to the case, first and foremost making its political stance clear: »The slogan with which we faced this situation is no to this and every trial for abortion« reads the mimeographed document, dated November 1974, titled *La posizione del Collettivo Femminista di Trento sul caso Zorzi* (»The Position of the Feminist Collective of Trento on the Zorzi Case«).⁸

The Trento case, unprecedented in terms of the number of women involved, unfolded in a highly charged legal atmosphere. Two abortion trials had sparked public debate in both France and Italy just prior to this: the one held in Bobigny, a suburb of Paris, in 1972, against Marie-Claire Chevalier, a minor who had been raped; and in Padua in 1973, against Gigliola Pierobon, also a minor at the time of the events (1967), who was convicted with the sentence commuted to »judicial pardon« (she was thus judged guilty nonetheless). These trials were preceded and followed by the practice of self-reporting, which was becoming increasingly widespread: in France, on 5 April 1971, *Le Nouvel Observateur* published the *Manifeste des 343* [Manifesto of the 343], in which 343 prominent French women declared they had undergone an abortion (Perini 2014). Soon after, the German weekly *Stern* would feature a similar declaration, and many self-reports, were recorded in Italy as well.

However, the activists of the Trento Collective did not choose this path; instead, they emphasized the issue of the trial as further institutional violence, and therefore favoured a political strategy based primarily on identification with the accused women, and on the contextual reading. These women, in most cases, were not particularly politicized and often came from small towns. Despite the sociopolitical fer-

8 Trento, *Fondazione Museo Storico del Trentino*, Archive of the Students Movement, Gabriella Moavero Collection, file 2.

ment, local society remained deeply influenced by Catholic conservatism and the social control of »deviant« behaviour, especially in small communities.

The group's position, consistent with the feminist approach, was one of solidarity and sisterhood towards the women involved. A phone number was provided to offer advice and contacts with a defence committee, which would assist about thirty of the women under investigation. The group's commitment to the issue culminated in the organization of a national protest march against the trial and for the right to abortion, held in Trento on 15 February 1975. Thousands of women from all over Italy participated in the march.

The legal process would then experience delays and would never reach its conclusion, due to the changing political and judicial landscape, as in the meantime the political perspective of legalization became more consolidated. This long and difficult process began in 1973 with the first proposed law, and culminated in the approval of Law No. 194 of 1978; this resulted from a compromise between libertarian positions, focused on decriminalization (radicals, socialists, and the feminist movement), and more conservative positions (the Italian Communist Party and the progressive wing of the Christian Democracy Party) (Gissi/Stelliferi 2023).

Despite its unresolved conclusion, the Zorzi case remains one of the most extraordinary yet largely forgotten chapters in the history of the local, as well as the Italian, feminist movement, during that phase of intense mobilization for the right to self-determination that led to the legalization of abortion. Thus, a story that placed Trento at the heart of national news and debate – much like the events of 1968 – seems to have faded from public memory, even within the local context.

The Body as a Political Issue: Self-Organization and Self-Help

»It was the hardest thing for me, to accompany women to have an abortion: taking them to London, to Reggio Emilia, to Bologna. Through the AIED [Italian Association for Demographic Education],⁹ through the entire network of women. We were in close contact with those from Bologna and Reggio Emilia. [...] There were situations that were truly disastrous, even violent, or involving women in difficult economic conditions, or who were sick.«

(Interview with an activist from the Basso Sarca Feminist Collective)

The issue of abortion was addressed not only through public demonstrations and campaigns, but also through the creation of self-organization networks aimed at ensuring that illegal abortion could be performed safely. Illegal abortions indeed exposed women to conditions of extreme vulnerability and blackmail: doctors who exploited desperation by charging high fees; procedures carried out in dangerously

unhygienic conditions; solitude; fear of being discovered; and the social sanction of a hostile and stigmatizing silence.

The feminist networks were organized specifically to counter this isolation, starting from a feminist approach: specifically, grounding political action in experience, and constructing a collective horizon of action from individual stories. As evidenced in the excerpt above, the first and most immediate type of response remained fairly informal. The commitment in this area was common to all groups of the time (and also involved women who were not directly engaged in feminist groups). In this case, the testimony comes from an activist of the Basso Sarca Feminist Collective (an area in the southern part of the Trentino), an important and very dynamic feminist group founded in 1973, which remained active for about ten years. These networks, while revolving around specific groups, did not exactly align with them, nor with a physical location. They offered support, provided information, connected women with doctors, accompanied them to procedures, and sometimes even cared for them post-intervention, by making private homes available for recovery.

There was also a second type of response, intertwined with the previous one but with specific and more structured features; this gave rise to innovative and experimental experiences that could be defined as self-managed counselling centres (*consultori*). These were self-organized and self-financed entities, where, on one hand, gynaecological visits, information on sexual health and contraception, and support for abortion were guaranteed; and on the other hand, counter-information, debate, and political action were organized.

»We thought about organizing it along the lines of what the AIED centres were like. In Bolzano, there was one that worked very well ... and some of the women who later frequented the Medical Centre had gone to Bolzano and talked about it. There were two doctors who had made themselves available ... One was particularly focused on what would now be called »alternative medicine«, you know, homeopathy etc. ... and one who later became a gynaecologist at the local health authority, he was very young, just graduated. Then there were public initiatives, we participated, there were debates [...].«

(Interview with an activist from the Medical-Social Information Centre of Rovereto)

»In '76, I got pregnant and had an abortion. I found this doctor in Veneto and had an abortion, in a ... inhuman way. And that's when I understood that things shouldn't be like this. I talked about it with some friends, and we decided there had to be an organization. [...] We took this apartment, kept it open every day, and women started coming who needed to have an abortion. [...] When word spread that we were doing this, they came from all over the world.«

(Interview with an activist from the Women's Counter-Information Centre of Trento)

The first experience developed in Trentino was the »Medical-Social Information Centre of Rovereto« (*Centro di informazione medico-sociale*); this was established in 1974 by feminist activists and women active in the New Left, particularly from Lotta continua, and represents an interesting hybridization between the extra-parliamentary left and the women's movement. The medical centre was based in a rented apartment and had a varied political life: political assemblies were held on feminist issues, self-consciousness practices were carried out, two gynaecologists were regularly present, and public actions were organized concerning sexual and reproductive health and the right to abortion. The experience came to an end around 1978, mainly due to difficulties in management and covering expenses. Many of the group members would continue to be active in the feminist movement, New Left, and trade unions.

Another important experience is that of the »Women's Counter-Information Centre« of Trento (*Centro di controinformazione donna*). Established in late 1976 by a small group of friends, it initially occupied an apartment near the city centre. Its activities primarily focused on the issue of abortion, both in terms of public advocacy and providing help and support to women. However, in the final period before dissolution, the Centre became significantly involved in other issues. One of these was the Tesino trial, a violent case of gang rape that occurred in October 1978: nine men kidnapped and held a twenty-four-year-old woman with mental disabilities for four days. The incident took place in a mountain village, and due to the small scale of the community, the trial sparked a heated public debate, which caused strong polarization within the local civil society. During this time, the Centre became a legal entity; it organized itself as an association to file as a civil party in the trial and made significant efforts to bring the feminist voice into public discourse and media coverage. This was not only a political commitment but also a legal and civic one, with tangible consequences: some activists, especially those who were publicly involved, faced reprisals, including anonymous phone threats from individuals sympathetic to the perpetrators. This reaction illustrates the difficult political and cultural climate, through shedding light on the complexity of the sociopolitical changes of the 1970s and their non-linear nature.

Concluding Remarks: A Polycentric Network

Our journey into Trentino's feminism ends here, for reasons of space and narrative coherence. We have observed the unfolding of three distinct phases: the first, which preceded and enabled the creation of an initial feminist political subjectiv-

ity (1966–1968), incorporated the mobilization of '68 and the first reflections of the working group for the thesis. Next, we explored the nascent phase (1969–1971), with the formation of the first feminist collective, *Il Cerchio Spezzato*. Finally, we examined the third phase, that of consolidation and expansion (1972–1977), which primarily focused on issues of sexual and reproductive health, as well as those of violence. However, it must be made clear that the local story certainly does not conclude in 1977. In the following years, another phase would emerge, related to political processes of (partial) institutionalization of some of the movement's demands. I refer to the legalization of abortion (Law No. 194/1978), as well as the establishment of family planning centres through the national framework law (Law No. 405/1975) and its subsequent provincial implementation (Provincial Law No. 405/1977). This marks the beginning of another story, that of a dual struggle. On one side were those who fought for the effective implementation of these laws (Bellè 2021; Barone 2023). Occupation of hospitals, investigations into the operation of family planning centres, legal actions – these are just some of the many initiatives the Trentino movement would engage in, with the aim of turning normative frameworks into enforceable rights. On the other side, as soon as the Italian legislative framework incorporated part of the feminists' demands, the so-called counter-mobilization began to organize. This was a front led by conservative Catholic associations and the political right, which aimed to enter family planning centres and empty »from the inside« Law 194 through conscientious objection (goals that, more than forty years later, can be considered largely achieved). Thus began a struggle that would see the feminist movement steadfastly engaged in defending spaces of freedom that had been arduously won.

Additionally, in this new phase, the development of so-called trade union feminism solidified; this marked the intersection of the women's movement with the labour world. One of the most innovative and least known pages of Italian feminism (Rossi-Doria 2009), it helped to transform the working conditions of women, as well as the trade union culture of Trentino and Italy.

In all these areas of activism, local feminism would be present and active; this led to the creation of a network that was broad – fifteen groups have been documented in archives that developed during the researched period (1966–1985) – and, most importantly, polycentric (for a detailed illustration, see Bellè 2021). In addition to the groups already mentioned throughout this discussion, others have been active in smaller towns in the province or in rural and suburban areas. These reflect a feminist network with strong interconnections, which was able to disrupt the hierarchy between centre and periphery, by inventing a political geography of its own.

References

- Abbà, L., and Ferri, G., Lazzaretto, P., Medi, E. Motta, S. (1972) *La coscienza di sfruttata*, Milano: Mazzotta.
- Agostini, G., and Giorgi, A., Mineo, L., eds. (2014) *La memoria dell'Università. Le fonti orali per la storia dell'Università degli studi di Trento (1962-1972)*, Bologna: il Mulino.
- Arruzza, C. (2010) *Le relazioni pericolose: matrimoni e divorzi tra marxismo e femminismo*, Roma: Alegre.
- Barone, A. (2023) »Facevamo un consultorio, ma era un progetto politico«. I consultori a Roma prima e dopo la legge 405/1975«, in P. Stelliferi and Voli, S., eds., *Anni di rivolta. Nuovi sguardi sui femminismi degli anni Settanta e Ottanta*. Roma: Viella, 119-148.
- Bellè, E. (2021) *L'altra rivoluzione. Dal Sessantotto al femminismo*, Torino: Rosenberg&Sellier.
- Bertilotti, T., and Scattigno, A. (2005) *Il femminismo degli anni Settanta*, Roma: Viella.
- Biagini, E. (2019) *L'emersione imprevista. Il movimento delle lesbiche in Italia negli anni '70 e '80*, Pisa: ETS.
- Boato, M. (2018) *Il lungo '68 in Italia e nel mondo*, Brescia: La scuola.
- Boccia, M.L. (2002) *La differenza politica: donne e cittadinanza*, Milano: Il Saggiatore.
- Bravo, A. (2008) *A colpi di cuore: storie del Sessantotto*, Roma-Bari: Laterza.
- Connell, R. and Messerschmidt, J.W. (2005) »Hegemonic Masculinity: Rethinking the Concept«, *Gender & Society*, 19 (6), 829-859.
- Flores, M. and Gozzini, G. (2018) 1968. *Un anno spartiacque*, Bologna: Il Mulino.
- Giachetti, D. (2005) *Nessuno ci può giudicare: gli anni della rivolta femminile*, Roma: DeriveApprodi.
- Goffman, E. (1959) *The Presentation of Self in Everyday Life*, New York: Anchor.
- Movimento Studentesco Trentino eds. (1968), *Documenti della rivolta universitaria*, Roma-Bari: Laterza.
- Passerini, L. (1988) *Autoritratto di gruppo*, Firenze: Giunti.
- Passerini, L. (1991) *Storie di donne e femministe*, Torino: Rosenberg&Sellier.
- Piccone Stella, S. (1993) *La prima generazione. Ragazze e ragazzi nel miracolo economico Italiano*, Milano: Franco Angeli.
- Pateman, C. (1988) *The Sexual Contract*, Stanford: Stanford University Press.
- Perini, L. (2014) *Il corpo del reato. Parigi 1972-Padova 1973: storia di due processi per aborto*, Bologna: BraDyPus.
- Rossi-Doria, A. (2009) »Introduzione«, in G. Cereseto, Frisone, A. and Varlese, L., eds., *Non è un gioco da ragazze: femminismo e sindacato: i Coordinamenti donne FLM*, Roma: Ediesse, 11-20.
- Socrate, F. (2013) »Maschile e femminile: memorie del Sessantotto«, in F. Bartolini, Bonomo B., and Socrate, F., eds., *Lo spazio della storia: studi per Vittorio Vidotto*, Roma-Bari: Laterza, 473-498.

Socrate, F. (2018) *Sessantotto: due generazioni*, Roma-Bari: Laterza.

Spagnoletti, R., ed., (1971) *I movimenti femministi in Italia*, Roma: Samonà e Savelli.

Stelliferi, P. (2018) »Una originaria, irriducibile asimmetria«. Il rapporto della nuova sinistra con i femminismi in Italia (1972-1976)«, *Italia contemporanea*, 287, 15-43.

Entwicklungen und Wendepunkte der Frauenbewegungen in Südtirol im 20. Jahrhundert

Chiara Paris

Einleitung

Das oberste Gebot der Frauenorganisationen und Frauenbewegungen weltweit war und ist, die Gleichstellung der Geschlechter auf politischer, wirtschaftlicher und sozialer Ebene zu erreichen. In Südtirol ist dieses Ziel eng mit der sozialen, politischen und kulturellen Geschichte des Landes verknüpft. Je nach historischem Kontext, politischen Gegebenheiten, kulturellen Einflüssen und gesellschaftlichen Veränderungen versammelten sich die Frauen in den unterschiedlichsten Formen. Dabei standen sie im Spannungsfeld zwischen Tradition und Fortschritt und wurden in einer patriarchal geprägten Gesellschaft mit ihren Anliegen oftmals nicht ernst genommen, nicht gehört oder sogar ignoriert. Doch all das hinderte sie nicht, ihre Rechte einzufordern und für Gleichberechtigung, politische Teilhabe und Selbstbestimmung zu kämpfen.

Die heutige Autonome Provinz Südtirol war im 20. Jahrhundert Schauplatz bedeutungsvoller Veränderungen, die die Region bis heute prägen. In einer damaligen, stark von patriarchalen Rollenbildern geprägten Gesellschaft, waren Frauen in vielen Bereichen unterrepräsentiert. Dennoch entwickelten sich auch in Südtirol, beeinflusst von den weltweiten Geschehnissen, erste Frauenorganisationen und -bewegungen, die gleiche Rechte für alle einforderten. Dieser Beitrag versucht am Beispiel der sozialdemokratischen Frauenorganisationen und dem Kollektiv »Kollontaj« einen Einblick in die Entstehung der Frauenbewegungen in Südtirol im 20. Jahrhundert zu geben. Im Mittelpunkt stehen die Fragen, welche gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen diese Bewegungen beeinflussten, welche Kräfte sie vorantrieben und welche Themen dabei in den Vordergrund rückten.

Um die Entwicklung der Frauenbewegungen in Südtirol im 20. Jahrhundert zu analysieren, wurden in diesem Beitrag – aufbauend auf die bereits bestehende Sekundärliteratur – Zeitungsartikel als zentrale Primärquellen herangezogen und analysiert. Besonders relevant dabei war die sozialdemokratische *Volkszeitung*, die Aufschluss über die Ansichten und Anliegen der frühen sozialdemokratischen

Frauenorganisation ermöglichte. Für die Analyse der späteren Entwicklungen wurden Zeitungsartikel verschiedenster politischen Ausrichtungen berücksichtigt: die sozialdemokratische *Südtiroler Volkszeitung* und *Der Fortschritt*, zweisprachige Publikationen wie *Tandem* und *Monats-Tandem-Mensile*, die linksorientierte *Neue Südtiroler Tageszeitung* sowie die konservativen *Dolomiten* und *Volksbote*.

Historischer und gesellschaftlicher Kontext

Das heutige Südtirol war bis zum Jahr 1920 Teil des Kronlands Tirol im Vielvölkerreich Österreich-Ungarn. In der Geschichtsschreibung wird Österreich-Ungarn zwischen Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg oftmals als »industrialisierter Agrarstaat« bezeichnet. Doch zwischen den einzelnen Kronländern bestanden erhebliche Unterschiede im Prozess der Industrialisierung, die sich auch innerhalb der Kronländer widerspiegeln: neben einigen hochindustrialisierten Regionen, dominierten in anderen weiterhin die Landwirtschaft und ländliche Strukturen. (Barth-Scalmani/Margesin 2014, S. 280–82). Das Kronland Tirol, einschließlich Südtirol, war eines dieser von der Landwirtschaft geprägten Länder, in denen der Prozess der Industrialisierung erst spät, am Vorabend des Ersten Weltkrieges, einsetzte (Mazohl/Steininger 2020, S. 214–15). Trotz ihrer bedeutenden Rolle auf den Höfen sowie in der Land- und Hauswirtschaft blieb Frauen der Zugang zur politischen Partizipation weitgehend verwehrt. Die patriarchalen Strukturen der Gesellschaft, der ländliche Charakter der Region und die institutionellen Rahmenbedingungen schränkten die Möglichkeiten für Frauen, sich politisch zu organisieren, stark ein. Ein grundlegendes Hindernis war das Vereinsrecht, welches Frauen von der Teilnahme an politischen Organisationen ausschloss (Bader-Zaar 2019, S. 37). Den Frauen war es untersagt, politische Vereine zu gründen oder ihnen auch nur beizutreten. Der Artikel 30 des Vereinsgesetzes vom 15. November 1867 dazu lautet: »Ausländer, Frauenspersonen, und Minderjährige dürfen als Mitglieder politischer Vereine nicht aufgenommen werden.« (*Reichsgesetz-Blatt für das Kaiserthum Oesterreich* 1867).

Trotz der schwierigen strukturellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen breitete sich Ende des 19. Jahrhunderts – ausgehend von der Metropole Wien – ein Klima des Aufbruchs aus. Innerhalb der Arbeiter*innenbewegung und unter den bürgerlich-liberalen Frauen wuchs die Forderung nach der Ausweitung politischer und sozialer Partizipation (Bader-Zaar 2019, S. 37). Deklariert als unpolitische Organisationen entstanden berufsspezifische Frauenvereine, die sich dem Kampf um Berufsausbildung und Studium, sowie den Anspruch auf das Recht auf Berufsarbeit und eigenständige Sicherung des Lebensunterhaltes hegten. Der erste, im engeren Sinne politische Frauenverein war der 1893 gegründete *Allgemeine Österreichische Frauenverein* (AÖFV), der den radikalen Flügel der österreichischen Frauenbewegung

repräsentierte (Urban 1930, S. 39). Einige Jahre später, am 5. Mai 1902, entstand in Wien der *Bund österreichischer Frauenvereine* (BÖFV), welcher als Sammelbecken für alle Frauenvereine des bürgerlichen Netzwerkes diente und als dieses das Mandat Österreichs im *International Council of Women* vertrat (Hauch 2009, S. 281–34).

Die Anfänge der Frauenbewegung in Südtirol: Sozialdemokratische Organisationen im Fokus

Den Grundstein für ein umfassendes Organisationsnetz sozialdemokratischer Frauen sowie Arbeiterinnen(bildungs)-Vereine innerhalb der cisleithanischen Reichshälfte legten die Sozialdemokratinnen 1898. Sie beriefen ohne vorherige Absprache mit der Gewerkschaftskommission oder dem Parteivorstand, die erste *Frauenreichskonferenz* ein und wählten ein leitendes *Frauenreichskomitee* (Hauch 2009, S. 28–34).

Daneben organisierten sich zunehmend auch die Katholikinnen in Vereinen, die jedoch keine Ambitionen zeigten, die verfassungsrechtliche Gleichstellung der Frau sowie die Einführung des Frauenstimmrechts zu fordern. 1910 wurde die Katholische Frauenorganisation Tirol gegründet (KFO Tirol), mit dem Ziel, die christliche Familie als Basis der Gesellschaft vor der Zerstörung durch die weibliche Erwerbstätigkeit und freien Liebe zu bewahren. Auch im südlichen Teil des Kronlandes Tirols dominierten konservative und katholische Werte. Darüber hinaus wies Südtirol zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Vergleich zum übrigen Tirol deutliche Rückstände in den Organisationstätigkeiten von Frauen und in der Entwicklung gewerkschaftlicher Strukturen auf. Im *Bericht der Landesgewerkschaftskommission über die Tätigkeit und die Leistungen der gewerkschaftlichen Organisationen Deutschtirols. Vom 1. Jänner 1909 bis 31. Dezember 1909* wurde festgehalten: »Der diesjährige Bericht über den Stand der gewerkschaftlichen Organisationen in Bozen und Meran ist als ein ungünstiger zu bezeichnen.« (*Volkszeitung* 1910c, S. 11). Als Gründe für die unzureichende Entwicklung der Gewerkschaften in Südtirol wurden der Mangel an mobilisierenden Kräften und an größeren industriellen Unternehmen sowie natürliche Hindernisse genannt (*Volkszeitung* 1910c, S. 11). Gleichzeitig gingen Frauen immer mehr der Erwerbstätigkeit nach, denn der zunehmende Personenverkehr und das Aufblühen des Tourismus in Tirol schufen einen steigenden Bedarf an Arbeitskräften, insbesondere in Gastronomie und Hotellerie. Die Gewerkschaft sah sich verpflichtet, unter anderem durch die Errichtung von Frauenorganisationen auf lokaler Ebene, die Frauen vor der Ausbeutung zu schützen, wie es in diesem Gewerbe üblich war (*Volkszeitung* 1910b, S. 13).

Die Debatte über die Ausbeutung von Frauen durch Erwerbstätigkeit wurde am 30. Januar 1910 auf der fünften Landeskonferenz der Gewerkschaft Deutschtirols zum zentralen Diskussionsthema. Einige männlichen Gewerkschafter sahen die

Frauen nicht als schutzbedürftig an, sondern als Bedrohung für die männliche Arbeitskraft: »Ein weiteres Augenmerk muss der Frauenorganisation geschenkt werden, denn auch die Frau wird immer mehr Konkurrentin des Mannes. Wenn hier nicht Aufklärung und Organisation erfolgt, so wird sich das in späteren Jahren an uns bitter rächen, wenn die weibliche Arbeitskraft immer mehr zur Verdrängung der männlichen verwendet wird.« Dennoch mahnte die Landesgewerkschaftskonferenz die Ortsverbände, dass sie ihrer Pflicht nachgehen und die Errichtung von Frauenorganisationen entschlossen vorantreiben müssen. Doch weitere Parteimitglieder, darunter auch ein Genosse aus Bozen, »Herr Trost«, sahen keinen Grund zur Unzufriedenheit für die Frauen, denn ihrer Meinung nach ginge es den Frauen ohnehin schon besser als früher. Dem entgegnete eine weibliche Vertretung, »Genossin Fritsch«, dass man die Aussagen der männlichen Parteikollegen kaum glauben könne, wenn man beobachte, wie Arbeiterinnen von frühmorgens bis spätabends schwer schuften müssten (*Volkszeitung* 1910a, S. 2–4). Die Diskussion verdeutlicht, wie auch innerhalb der fortschrittlichen sozialdemokratischen Partei die Meinungen bezüglich der zunehmenden weiblichen Emanzipation und Erwerbstätigkeit stark voneinander abwichen. Die Frauen Tirols und Südtirols ließen sich von solchen Diskussionen nicht entmutigen und setzten in den Jahren um 1910 bedeutende Schritte in Richtung Emanzipation. Sie versammelten sich zunehmend und organisierten Veranstaltungen in allen Teilen des Landes, die oftmals ausschlaggebend für die Gründung einer Frauenorganisation in den jeweiligen Ortschaften waren. Eine wichtige Rolle für Südtirol spielte dabei die Sozialdemokratin Maria Ducia, die am 25 April 1875 als Tochter einer Hebamme und eines Schneiders in Innsbruck als Maria Psychär geboren wurde. Als Berufstätige, Politikerin und gleichzeitig Mutter – noch dazu mit wachsender »roter Gesinnung« – entsprach Ducia keineswegs dem traditionellen Frauenbild der Zeit. Sie übernahm die Rolle als Schriftführerin des Frauenaktionskomitees Lienz und wurde bereits ein Jahr später zur Vorsitzenden ernannt. In diesen Ämtern nahm sie regelmäßig als Delegierte an den Frauenreichskonferenzen teil. In den Jahren 1910 und 1911 engagierte sich Ducia aktiv in den Protesten gegen die steigenden Lebensmittelpreise, doch ihr Einsatz galt vor allem dem Kampf gegen gesellschaftliche Missstände und der Forderung nach politischer, wirtschaftlicher und sozialer Gleichberechtigung der Frauen. Am 24. März 1912 wurde Ducia während der ersten sozialdemokratischen Frauenkonferenz ins Landesfrauenkomitee sowie auch zur Landesvertrauensperson gewählt. In dieser Funktion reiste sie durch das Kronland Tirol und hielt unzählige Reden und Vorträge. Dabei trug sie wesentlich zur Entstehung lokaler Frauenorganisationen bei und betreute die einzelnen Ortsgruppen in ganz Tirol – von Meran bis Landeck – auch nach ihrer Gründung weiterhin (*Volkszeitung*, 1912d, S. 1–2; Schiestl, 2013, S. 62–63).

Wie Millionen anderer Menschen in Deutschland, Dänemark, der Schweiz und in Österreich-Ungarn folgte auch Maria Ducia dem Aufruf der Frauenrechtlerin Cla-

ra Zetkin: »Genossinnen! Arbeitende Frauen und Mädchen! Der 19. März ist euer Tag. Er gilt eurem Recht!« (Notz 2011, S. 202; Zetkin 1911, S. 1). Auch in Tirol kam es anlässlich des ersten internationalen Frauentages zu zahlreichen Frauenversammlungen, in denen die politische Gleichberechtigung, das aktive und passive Wahlrecht, die Zulassung zu den politischen Vereinen und gerechtere Löhne gefordert wurden (*Volkszeitung* 1911b, S. 5).

Zunehmend wurden auch in Südtirol Frauenversammlungen abgehalten, bei denen bekannte Sozialdemokratinnen aus Lienz, Innsbruck oder Linz referierten. So fand am 6. November 1911 eine Frauenversammlung in Franzensfeste statt, wo die Sozialdemokratin Marie Beutelmayer aus Linz einen Vortrag über die bedeutende Rolle der Frau in der Gesellschaft hielt. Sie machte die Teilnehmenden auf den Artikel 30 des Vereinsgesetzes aufmerksam, betonte die Notwendigkeit eines organisierten Zusammenschlusses der Frauen und hegte den Anspruch auf das Mitbestimmungsrecht der Frauen in allen öffentlichen Fragen (*Volkszeitung* 1911a, S. 4). Ein halbes Jahr später, anlässlich des zweiten internationalen Frauentages, kam es am 11. Mai 1912 zur Gründungsversammlung der Frauenorganisation Franzensfeste. Unter den zahlreichenden Anwesenden befand sich auch Maria Ducia, die für ihre Rede eigens aus Lienz angereist war. In ihrer Ansprache unterstrich sie die Wichtigkeit des Frauentages und die Forderung des Wahlrechts für Frauen. Ducia war bekannt für ihre kämpferischen Reden, in denen sie ihre Botschaften durch anschauliche Beispiele eindrucksvoll vermittelte und die Zuhörenden für ihre Anliegen begeisterte. Ihre Rede in Franzensfeste beendete sie mit dem Aufruf »Heraus mit dem Wahlrecht!« und auch dieses Mal gelang es ihr das Publikum zu begeistern. Gleich im Anschluss traten 30 Frauen der neuen Organisation bei, und man ernannte ein Frauenkomitee zur Leitung der Organisation (*Volkszeitung* 1912c, S. 5). Zum zweiten Internationalen Frauentag versammelten sich in ganz Österreich Frauen, um gegen die politische und wirtschaftliche Ungleichheit, gegen Militarismus und Krieg zu protestieren. Neben dem Wahlrecht forderten die Frauen für gleiche Arbeit den gleichen Lohn, das Recht auf politische Partizipation und die Abschaffung des Artikel 30 des Vereinsgesetzes (*Volkszeitung* 1912b, S. 5). Einen Monat später kam es dann auch in Bozen zur Gründung einer Frauenorganisation. Der Anlass war eine Parteiversammlung der Sozialdemokraten am 15. Juni 1912 in Bozen, bei der die Sozialdemokratin Freundlich einen Vortrag zum Thema »Die Frau und der Sozialismus« hielt. Nach dem Vortrag meldeten sich auf Anhieb 16 Frauen, die sich bereit erklärten, eine Frauenorganisation aufzubauen (*Volkszeitung* 1912a, S. 4).

In Meran hingegen verlief der Prozess zur Gründung einer Frauenorganisation zunächst eher schleppend, obwohl man bereits 1910 unter Anwesenheit von Gabriele Proft, einer Sozialdemokratin aus Wien, darüber beriet. Erst im Oktober 1912 wurde in den Frauenversammlungen die Gründung einer Organisation konkreter disku-

tiert, und am 15. Dezember desselben Jahres fand schließlich die Wahl der Vereinsleitung statt (*Volkszeitung* 1912e, S. 4; *Volkszeitung* 1913c, S. 6).

Neben der Sozialdemokratischen Frauenorganisation entstand im März 1913 in Meran auch eine Ortsgruppe des bürgerlichen »Vereines arbeitender Frauen in Wien«. Dem Bericht der *Volkszeitung* lässt sich entnehmen, dass vorwiegend bürgerliche Frauen an dieser Versammlung teilnahmen. Doch auch der Sozialdemokrat Snoy befand sich im Publikum und ließ es sich nicht nehmen, das Wort zu ergreifen, um über die politische Gleichberechtigung der Frauen zu sprechen, wofür er großen Zuspruch bei den Anwesenden fand. Dennoch widersprach die vorläufige Präsidentin Frau Mayer seiner Ausführung und behauptete, der Kampf um die politische Gleichberechtigung solle den Kolleginnen in Wien und anderen Teilen des Reiches überlassen werden. Meran war ihrer Ansicht nach nicht der geeignete Ort, um sich für das Stimmrecht einzusetzen (*Volkszeitung* 1913d, S. 5).

Im Gegensatz zu den bürgerlichen Frauen in Meran feierten die Sozialdemokratinnen Merans den dritten internationalen Frauentag am 9. März 1913, mit einer Versammlung zum Thema »Der Kampf um die politische Gleichberechtigung der Frauen«. Auch die Frauen von Bozen und Franzensfeste folgten dem Aufruf des Frauenkomitees und veranstalteten Versammlungen, die sich demselben Thema widmeten und das Frauenwahlrecht forderten (*Volkszeitung* 1913b, S. 5). Das Frauenkomitee erhoffte sich anlässlich dieses Tages »nicht nur eine Sammlung der vorhandenen Kräfte, sondern auch eine Verstärkung unserer Reihen, eine imponierende Demonstration unserer Frauen zum Zeichen ihrer politischen Reife und für die Erlangung ihrer politischen Rechte.« (*Volkszeitung* 1913a, S. 4). Letzteres lässt darauf schließen, dass die Frauen weiterhin als minderwertig betrachtet, ihre Fähigkeit am politischen Leben teilzunehmen infrage gestellt und ihre Forderungen nicht ernst genommen wurden.

Zu Beginn des Jahres 1914 schreibt die *Volkszeitung*: »Der Tag des Frauenwahlrechtes soll auch in diesem Jahre trotz wirtschaftlicher Not und schweren wirtschaftlichen Sorgen gefeiert werden.« (*Volkszeitung* 1914a, S. 6). Nachdem das Datum für den Internationalen Tag der Frau erstmals auf den 8. März gelegt wurde, fanden in mehreren Orten Tirols, darunter auch Franzensfeste und Meran, Versammlungen unter dem Thema »Frauenwahlrecht und Klassenkampf« statt. Bis zum ersten Weltkrieg wurde der Tag der Frau unter anderem auch in Frankreich, Holland, Schweden, Russland und Böhmen gefeiert (*Volkszeitung* 1914b, S. 2; Notz 2011, S. 208).

Die Folgen der Weltkriege: Unterschiedliche Entwicklungen nördlich und südlich des Brenners

Der Erste Weltkrieg hatte weitreichende politische, soziale und gesellschaftliche Folgen. Trotz des kriegsbedingten Ausnahmezustandes und dem daraus resultierenden Verbot öffentlicher Versammlungen suchten die sozialdemokratischen Frauen alternative Wege der Organisation. Das Frauenreichskomitee in Wien beschloss daher, den Frauentag in den Jahren 1916 und 1917 nicht als eintägige Veranstaltung abzuhalten, sondern in Form mehrerer Vereinsversammlungen (*Volkszeitung* 1916 S. 4; *Volkszeitung* 1917 S. 3). Die Kriegsrealität veränderte zudem die thematischen Schwerpunkte. Die Frauenorganisation Meran diskutierte Anfang des Jahres 1918 nicht wie gewohnt über das Wahlrecht, sondern widmete sich den dringenden Versorgungsproblemen. (*Volkszeitung* 1918a S. 5). Im März desselben Jahres fand anlässlich des Frauentages in Franzensfeste erstmals seit Kriegsbeginn wieder eine Frauenversammlung statt. Als Referentin war Maria Ducia eingeladen, die einen Vortrag über die Forderung des Wahlrechts und über den Völkerfrieden hielt (*Volkszeitung* 1918b, S. 3). Im Herbst desselben Jahres traten jedoch tiefgreifende Veränderungen ein.

Mit dem Zerfall der Monarchie und der Gründung der Provisorischen Deutsch-Österreichischen Nationalversammlung im Oktober 1918 vereinten sich unterschiedlich ausgerichtete Frauenorganisationen und forderten in einer Petition die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung. Darunter befanden sich unter anderem die Sozialdemokratinnen und mehrere bürgerlich-liberale Frauenvereine, wie der AÖFV und der BÖFV und das Österreichische Frauenrechtskomitee. Mit der Aufhebung der diskriminierenden Bestimmungen des Artikel 30 des Vereinsgesetzes und der Zustimmung der »Vereins- und Versammlungsfreiheit ohne Unterschied der Geschlechter« wurde am 30. Oktober 1918 der erste Schritt zur politischen Emanzipation in Österreich gemacht. Nach dem Waffenstillstand von Villa Giusti am 3. November und mit der Ausrufung der Republik am 12. November wurde im »Gesetz über die Staats- und Regierungsform von Deutschösterreich« das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Stimmrecht aller volljährigen Staatsbürger ohne Unterschied des Geschlechts festgelegt. Am 16. Februar 1919 wählten zum ersten Mal in der Geschichte Österreichs Frauen ein Parlament, für das sie ebenfalls zum ersten Mal kandidieren durften (Weinzierl 1975, S. S. 40–42; Bader-Zaar 2019, S. 57–59). Nur wenig später, am 15. Juni 1919, wurden in Tirol Landtagswahlen abgehalten, bei denen erstmals zwei Frauen, die Sozialdemokratinnen Karoline Wagender und Maria Ducia, zu den 54 gewählten Abgeordneten zählten (Schiestl 2013, S. 56–57).

Teil des Waffenstillstands von Villa Giusti war die unmittelbare Besetzung der ehemals zum Kronland gehörenden Territorien südlich des Brenners von Seiten der italienischen Besatzungstruppen. Am 7. November erfolgte die militärische Beset-

zung von Bozen und am 10. November die des Brenners. Während in Tirol provisorische Nationalräte und die ersten Landtagswahlen stattfanden, war die Situation südlich des Brenners eine ganz andere. Die Wahlen wurden bis Mai 1921 verschoben, und die Frauen blieben, wie im restlichen Italien, vom Wahlrecht ausgeschlossen (Überegger 2019, S. 67–76).

Der Marsch der Faschisten auf Rom vom 28. Oktober 1922 und die anschließende Machtübernahme Benito Mussolinis markierten das Ende der liberalen Staatsordnung in Italien. Dieser politische Wendepunkt führte zur definitiven Aufgabe der ursprünglich von der deutschsprachigen Bevölkerung gehegten Erwartungen hinsichtlich autonomer Selbstverwaltung und politischer Garantien. Vielmehr konzipierte das faschistische Regime für Südtirol ein systematisches Programm der Italianisierung, das gleichermaßen sprachliche, politische und gesellschaftliche Assimilierungsmaßnahmen umfasste. Das Regime vertrat paradoxerweise eine doppelte Strategie: Einerseits proklamierte es eine konservative Geschlechterideologie, die Frauen auf ihre reproduktiven und häuslichen Funktionen als Ehefrauen und Mütter reduzierte, andererseits erkannten die Faschisten ihre zentrale Position im Erziehungsprozess zukünftiger Generationen. Die instrumentelle Integration von Frauen auch in Führungspositionen in faschistischen Massenorganisationen wie ONAIR (Einrichtung zur Unterstützung des befreiten Italiens), ONMI (Einrichtung für Mutterschafts- und Kinderschutz, und die *Fasci femminili* (weibliche Faschistenverbände) diente primär der ideologischen Erziehung und Heranbildung einer zukünftigen regimetreuen Generation (Spada 2019, S. 12–19).

Angesichts der mehrheitlich deutschsprachigen Bevölkerung berief das faschistische Regime italienischsprachiges Bildungspersonal aus dem Trentino und dem norditalienischen Raum. Diese sollten die Mütter im Prozess der sprachlichen und kulturellen Erziehung der Kinder ersetzen (Spada 2019, S. 325–27). Die Schließung aller deutschen Bildungseinrichtungen im Jahr 1923 bedeutete einen zentralen Einschnitt in die kulturelle Autonomie der deutschsprachigen Bevölkerung. Das Dekret vom 1. Oktober 1923, umgesetzt im Rahmen der nach Giovanni Gentile benannten Bildungsreform, führte ab dem Schuljahr 1923/24 zur verbindlichen Einführung des Italienischen als alleinige Unterrichtssprache. Das Dekret löste in Südtirol eine Welle des Widerstands aus. Lokale Politiker appellierten in deutschsprachigen Zeitschriften: »Jetzt gilt's erst recht, deutsche Art und deutsches Wort für Kind und Enkel zu erhalten!«, während der für seinen Einsatz für die deutsche Minderheit in Südtirol bekannte Kanonikus Michael Gamper die Bevölkerung zur Mobilisierung aufrief (Spada 2019, S. 85; *Der Landsmann* 1923, S. 1).

Daraufhin versammelten sich am 3. November 1923 zwischen 700–1.000 Mütter vor dem Gebäude des Unterpräfekten in Bozen. Dieser gestattete eine Anhörung jedoch nur unter der Bedingung, dass die anderen Frauen den Platz räumten. Während die protestierenden Mütter die Rheingasse räumten, verweigerte der Unterpräfekt zunächst einer ersten Delegation – Maria Mumelter-Pisoni, Maria Mayr und

Luise Thurnherr – die Anhörung. Eine zweite Delegation, bestehend aus Mumelter, Mayr und Josefine Rößler, wurde schließlich vorgelassen, nachdem die Straße vollständig geräumt war (*Bozner Nachrichten* 1923, S. 1; *Volksbote* 1923, S. 1). Die Brixner Chronik berichtete, dass der Unterpräfekt die Frauen eindringlich vor weiteren Protestaktionen warnte, da diese negative Konsequenzen für ihre Ehemänner haben könnten. Zudem unterbrach der Unterpräfekt die Delegation mehrfach und verneinte die Notwendigkeit einer Aufhebung des Dekrets (*Brixener Chronik* 1923, S. 2). Darüber hinaus sandten die Frauen ein Telegramm an den Ministerpräsidenten Mussolini, an die Königin Elena und ein anderes an den Präfekten von Trient (*Der Landsmann* 1923; *Volksbote* 1923, S. 1).

Auf Initiative der Deutschfreiheitlichen Partei und Katholischen Volkspartei organisierten lokale Frauenausschüsse eine Petition mit über 5.000 Unterschriften für den Erhalt deutscher Schulen. Eine dreiköpfige Delegation übergab diese am 3. Dezember 1923 persönlich an Giovanni Gentile, blieb jedoch ebenso ungehört wie ein späterer Brief an König Umberto II (1924) (Spada 2019, S. 91–94).

Die Bemühungen der Frauen blieben ohne Erfolg, und ab dem Schuljahr 1927/28 existierten ausschließlich italienischsprachige Klassen. Parallel dazu hatte sich jedoch bereits im gesamten Land ein Netzwerk illegaler Schulen entwickelt, die sogenannten Katakombenschulen. Eine zentrale Rolle bei der Organisation spielten die Bozner Lehrerin Maria Nicolussi, die Direktorin der Goethe Schule Emma von Leurs und Kanonikus Michael Gamper. Von besonderer Bedeutung waren die zahlreichen Lehrerinnen, die im Verborgenen, meist in privaten Wohnräumen, Kinder unterrichteten und gleichzeitig eine neue Generation junger Frauen vorbereiteten, den Unterricht in den Katakombenschulen weiterzuführen (Spada 2019, S. 97–99; Heinrich 2013, S. 99). Ein Artikel in der Zeitschrift *Südtiroler Heimat* (1932) veranschaulicht die Situation der sogenannten »Geheimsschullehrerinnen« am Beispiel eines Bauernmädchens, das aufgrund seiner illegalen Unterrichtstätigkeit von den Behörden vorgeladen wird, um sich vor dem Quästor zu verantworten. Darin wird die moralische Integrität der Lehrerin betont, die trotz der drohenden Sanktionen mit »gutem Gewissen« erscheint (*Südtiroler Heimat* 1932, S. 8). Südtiroler Frauen ermöglichten nicht nur den klandestinen Unterricht in privaten Räumen, sondern auch Netzwerke zur Koordination und Materialbeschaffung und fungierten als Verbindungspersonen zwischen den Schulstandorten. Ihr Einsatz war ausschlaggebend dafür, dass die Katakombenschulen trotz der intensiven Verfolgung durch die faschistischen Behörden bis zum Sturz des Regimes 1943 fortbestehen konnten. Diese Form des organisierten weiblichen Engagements verdeutlicht, wie Frauen jenseits formeller Vereinsstrukturen sich mobilisierten und politischen Widerstand leisteten.

Mit der Befreiung Italiens vom Nazifaschismus am 25. April 1945 und der demokratischen Neuordnung veränderte sich auch die politische und gesellschaftliche Rolle der Frauen grundlegend. Erstmals erhielten volljährige Italienerinnen durch das Dekret Nr. 74 vom 10. März 1946 das passive und aktive Wahlrecht. Nachdem

die italienische Verfassung am 1. Januar 1948 in Kraft getreten war, wurden am 11. April desselben Jahres alle Italienerinnen und Italiener zur Wahl ihrer Parlamentsvertreterinnen und -vertreter aufgerufen. Die Wahlbeteiligung lag damals bei bemerkenswerten 94,03 %. Zum ersten Mal durften sich auch die Bürgerinnen und Bürger der Provinz Bozen an den Wahlen beteiligen. Im Herbst desselben Jahres, am 28. November 1948, fand in Südtirol die erste Landtagswahl der Provinz Bozen statt. Sie blieb jedoch ohne weibliche Vertretung. Frauen waren nach wie vor auf politischer Ebene nicht erwünscht oder sichtbar. Aus diesem Grund engagierte sich die *Unione Donne Bolzano* (italienisch für Vereinigung der Frauen Bozen), ein Ableger der nationalen *Unione Donne Italiane* (italienisch für »Vereinigung der Italienischen Frauen«) aktiv für die politische Teilhabe der Frauen. Mit Plakaten in beiden Landessprachen forderten sie die Frauen zum Wählen auf und sprachen auch deutliche Wahlempfehlungen aus (Scalmani 1952). Bis zum Jahr 1964 befand sich keine weibliche Vertretung auf der Kandidatenliste der Südtiroler Volkspartei (SVP) (*Südtiroler Neuigkeiten* 1964, S. 1). Als schließlich 1964 mit Waltraud Gebert-Deeg, die seit 1958 Landesleiterin der Frauen im Katholischen Verband der Werktätigen war, erstmals eine Frau auf der Kandidatenliste der SVP erschien, wurde dies als eine geschickte Strategie vom SVP-Obmann Silvius Magnago gewertet (Mumelter 2021, S. 47). So schrieb zum Beispiel die Zeitung *Südtiroler Nachrichten*, es sei »eine kluge Entscheidung, eine Frau auf die Liste zu setzen« wenn man der Forderung des neuen Parteistatuts, also dem Aufbau einer eigenen Frauenbewegung, gerecht werden wolle. »So ist es unleugbar ein *Fortschritt*, wenn sich auf der Kandidatenliste zum *erstenmal* seit der Gründung der Partei, ja seit 1918, der Name einer *Frau* befindet.«, weiter »In einer Zeit, in der Frauen in der ganzen Welt wichtige Stellungen bekleiden [...] war es auch in Südtirol *hoch an der Zeit*, einer Frau das Feld der politischen Tätigkeit zu öffnen!« (*Südtiroler Neuigkeiten* 1964, S. 1). Allerdings konnte die Sammelpartei nur mit Mühe die Einheit bewahren und dem Druck von Seiten der Verbände und verschiedensten Organisationen standhalten, die mehr Mitbestimmung einforderten, etwa durch eine stärkere Berücksichtigung der Interessen von Frauen. Dies führte dazu, dass im Jahr 1964 in einer außerordentlichen Landesversammlung ein neues Parteistatut genehmigt wurde, durch das die Partei sich umstrukturierte und den Aufbau einer parteiinternen Frauenbewegung festlegte (*Volksbote* 1966, S. 1).

Nicht nur die SVP, sondern auch die *Democrazia Cristiana* (italienisch für »Christliche Demokratie«, die christdemokratische Partei, kurz »DC«) setzte im selben Jahr mit Lidia Menapace eine Frau auf ihre Kandidatenliste, eine überzeugte Antifaschistin und Partisanin. So gelangten mit den Wahlen am 15. November 1964, mit Waltraud Gebert-Deeg (SVP) und Lidia Menapace (DC), erstmals zwei Frauen in den Südtiroler Landtag. Zwei Jahre später beauftragte Magnago Waltraud Gebert-Deeg damit, eine parteiinterne Frauenbewegung innerhalb der SVP aufzubauen. Ziel war es, nicht nur die Interessen der Frauen zu vertreten, sondern ihnen auch die

Verantwortung für ehrenamtliche und soziale Tätigkeiten im Rahmen der Partei zu übertragen (*Volksbote* 1966, S. 1).

Angesichts der bevorstehenden Gemeinderatswahlen im Mai 1969 setzte sich die SVP-Frauenbewegung dafür ein, mehr Frauen auf den Kandidatenlisten zu führen und sicherzustellen, dass möglichst viele davon in die Gemeinderäte gewählt würden. Dazu organisierte man zu Beginn des Jahres eine Tagung in Brixen zum Thema »Die Frau in der Gemeinde«. Rund 110 Frauen und Mädchen aus allen Teilen, Klassen- und Altersgruppen des Landes nahmen an der Tagung teil. Die Aufgaben der Frauen umfassten vor allem familienorientierte Bereiche, wie Erziehung, Gesundheitswesen, Schulbildung, soziale Dienste, Jugendausbildung und die Unterstützung sozial benachteiligter Menschen. Dass der Diskurs innerhalb der SVP von solchen Rollenbildern geprägt war, bestätigt ein Artikel der Parteieigenen Zeitung *Volksbote*: »gerade die nüchterne, logische Einstellung des Mannes, in Verbindung mit dem praktisch-sorgenden Sinn der Frau sollten zur Lösung vieler aktueller sowie zukünftiger Probleme unserer Heimatgemeinde führen.« (*Volksbote* 1969, S. 1–2). Neben kleineren Frauentagungen in den verschiedenen Gemeinden Südtirols fand schließlich am 23. April 1972 die erste SVP-Landesfrauenversammlung statt, der bis heute zahlreiche folgten.

Prägende Frauen: Das Kollontaj-Kollektiv und sein Einfluss auf die Entwicklung der Frauenbewegungen in Südtirol

In den späten 1960er-Jahren entstanden in Italien – und später in den 1970er- und 1980er-Jahren auch in Südtirol – vermehrt feministische Bewegungen. Im Gegensatz zu den Frauenorganisationen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die sich vor allem auf staatsbürgerliche Rechte wie das Wahlrecht konzentrierten, richteten sich die Forderungen der neuen Bewegungen auf die persönliche und politische Situation der Frauen. Sie thematisierten die alltäglichen Erfahrungen von Frauen in der patriarchalen Gesellschaftsstruktur und stellten diese in einen politischen Zusammenhang. Mit dem Leitspruch »Das Private ist politisch« verdeutlichten die Frauen, dass Themen wie Rollenverteilung, Familienpflichten, Sexualität und Selbstbestimmung nicht nur private Angelegenheiten waren, sondern auch gesellschaftliche Strukturen widerspiegeln, die hinterfragt und verändert werden mussten.

Eine zentrale Rolle in Südtirol spielte die 1971 gegründete autonome Frauengruppe »Alexandra Kollontaj«, benannt nach der russischen Revolutionärin und Frauenrechtlerin, die sich für soziale Gerechtigkeit und die Gleichstellung der Geschlechter einsetzte. Mitverantwortlich für die Gründung dieser Gruppe war Andreina Ardizzone Emeri. Die Boznerin war eine der ersten weiblichen Anwältinnen in Südtirol und überzeugte Feministin, die ihr Leben lang für die Rechte von

Frauen und sozial Benachteiligten kämpfte. Die Frauengruppe verstand sich als Kollektiv, lehnte bewusst Hierarchien ab und verzichtete auf eine Vorsitzende. Die Kollontajfrauen sprachen immer im Plural von sich »wir Frauen – noi donne« und trafen alle Entscheidungen gemeinsam. In seinen Anfängen bestand das Kollektiv vor allem aus Südtirolerinnen der italienischen Sprachgruppe, welche oftmals Mitglieder oder ehemalige Mitglieder der Kommunistischen Partei Italiens (*Partito Comunista Italiano*) waren. Diese Frauen hatten in den italienischen Großstädten studiert und kamen mit dem feministischen Gedankengut zurück nach Südtirol, weshalb die Ausrichtung des Kollektivs – sowohl in der Theorie als auch in der Praxis – stark vom nationalen Kontext geprägt war (Urthaler 2020, S. 104; *Monats-Tandem-Mensile* 1983a, S. 21–22). Im Mittelpunkt der wöchentlichen Treffen stand vielfach die weibliche Sexualität und die persönlichen Erfahrungen mit diesem Thema. Das Kollektiv bot einen sicheren Ort für die Praxis der sogenannten *autocoscienza* (italienisch für »Bewusstseinsbildung«), die den Frauen die Möglichkeit bot, sich auszutauschen und über Themen zu sprechen, für die es bisher keinen Raum in der Gesellschaft gab. Ursprünglich stammte die Praxis der *autocoscienza* aus den USA, fand jedoch in Italien großen Zuspruch unter den Feministinnen. Während der gemeinsamen Treffen, bei denen die *autocoscienza* praktiziert wurde, lernten die Frauen sich unabhängig von ihrer Beziehung zum männlichen Geschlecht wahrzunehmen, ihren Wert in einer aktiven und auch politischen Rolle zu erkennen und im Öffentlichen als auch im Privaten zur Selbstverwirklichung zu finden (Facchinelli 2005, S. 66–67; *Die Neue Südtiroler Tageszeitung* 2005, S. 21; Niri 2022, S. 270). Zwei Jahre nach der Gründung des Kollektivs wurde im Jahre 1973 in Bozen die Beratungsstelle AIED (*Associazione Italiana per l'Educazione Demografica* – zu Deutsch »Italienischer Verein für demographische Erziehung«) eingerichtet, die Teil des nationalen AIED-Netzwerks war. Die Gründung fand zwei Jahre vor Inkrafttreten des nationalen Gesetzes von 1975 statt, das offiziell Familienberatungsstellen vorsah. Ziel der Beratungsstelle war es, einen offenen Raum für Frauen zu schaffen, wo sie Informationen zu ihren Rechten oder Themen wie Sexualität, Reproduktion, Ehescheidung und persönliche Selbstbestimmung erhalten konnten. Angesichts der Tatsache, dass Südtirol Anfang der 1970er-Jahre die höchste Zahl unehelich geborener Kinder unter allen italienischen Provinzen aufwies und die betroffenen Frauen finanziell und sozial im Stich gelassen wurden, setzten sich die Frauen des AIED dafür ein, junge und ältere Menschen über Geburtenkontrolle und Verhütungsmittel aufzuklären. Wie aus einer Pressemitteilung der AIED aus dem Jahr 1974 hervorgeht, standen den Frauen damals zwölf Beraterinnen beider Sprachgruppen zur Verfügung, die kostenlose Informationen über Empfängnisverhütung gaben. Zudem arbeiteten drei Frauenärzte mit, zwei italienischsprachige und ein deutschsprachiger. Eine gynäkologische Untersuchung kostete lediglich 2.500 Lire (*Der Fortschritt* 1973, S. 3; *Dolomiten* 1974, S. 8). In der praktischen Arbeit zeigte sich jedoch die Komplexität der mehrsprachigen Realität Südtirols: Der Zugang zu

deutschsprachigen Frauen erforderte mehr als bloße Übersetzungen und benötigte einen kulturell angepassten Beratungsansatz. Obwohl die Beratungsstelle überwiegend von italienischsprachigen Frauen geleitet wurde und zunächst vor allem Frauen aus der italienischen Volksgruppe das Angebot nutzten, wuchs der Anteil deutschsprachiger Südtirolerinnen stetig: 1977 waren unter den über 850 beratenen Frauen bereits rund 15 % deutschsprachig (*Südtiroler Volkszeitung* 1978, S. 7).

Mitte der 1970er-Jahre wurde die Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs in Italien zu einem zentralen Thema. Der *Partito Radicale* (zu Deutsch die »Radikale Partei«) startete im Jahr 1974 eine Kampagne für die Aufhebung der Strafbarkeit des Schwangerschaftsabbruchs. Italienweit kam es zu Demonstrationen der Frauenbewegungen, welche die Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs forderten (Urthaler 2018, S. 26). So fand beispielsweise am 5. Februar 1977 in Bozen eine Kundgebung statt, bei der Frauen und Mädchen die freie, kostenlose und von Ärzten durchgeführte Schwangerschaftsunterbrechung forderten (*Dolomiten* 1977, S. 4). Schließlich wurde im Mai 1978 das Gesetz zur Regelung der Schwangerschaftsunterbrechung Nr. 194 erlassen, das Frauen den legalen Abbruch einer Schwangerschaft ermöglichte. Das Gesetz sah jedoch auch vor, dass Ärztinnen und Ärzte aus Gewissensgründen die Durchführung von Schwangerschaftsabbrüchen verweigern konnten. Der Großteil der Ärzte, die sogenannten *obiettatori di coscienza* (italienisch für »Gewissensverweigerer«), machten davon Gebrauch (Urthaler 2018, S. 27). Südtirol hatte italienweit den größten Prozentsatz an Gewissensverweigerern und so kam es, dass beispielsweise im Krankenhaus Bozen nur zwei Ärzte keine Verweigerung unterschrieben hatten. Die Folgen waren einerseits die Unterbesetzung des Fachpersonals und ein Mangel an chirurgischem Instrumentarium. Andererseits mussten die Ärzte den gesamten organisatorischen Teil selbst übernehmen, wie die Einteilung des Personals, das Entgegennehmen von Telefonanrufen und die Terminvereinbarung (*Südtiroler Volkszeitung* 1980b, S. 5; *Monats-Tandem-Mensile* 1983b, S. 30). Für die einen war das Gesetz ein Meilenstein in Richtung weiblicher Selbstbestimmung, für die anderen bedeutete das Gesetz die Zerstörung des Lebens und der Familie (*Dolomiten* 1978c, S. 1). Zur Liberalisierung des Schwangerschaftsabbruchs schrieb ein Kirchenvertreter: »Eine Hilfe, die keine Hilfe ist, und die eine erschreckende Geringschätzung des Lebens offenbart, ist keine Lösung des Problems« (*Dolomiten* 1978a, S. 3) und »macht die Frauen nicht glücklicher« (*Dolomiten* 1978b, S. 3). Die Konservativen äußerten sich zum Gesetzesentwurf mit den folgenden Worten: »[es] entscheidet dann schließlich nicht ein Arzt, sondern die Schwangere selbst, die ihre Leibesfrucht auf Kosten der Steuerzahler abtreiben will. Die größere individuelle wirtschaftliche und soziale Bequemlichkeit der Frau wird also dem Werte des menschlichen Lebens in seiner Anfangsphase vorgezogen.« (*Volksbote* 1977, S. 3). Die Debatte zwischen den zwei Positionen spitzte sich zu und erreichte im Mai 1981 mit zwei aufhebenden Referenden, die eine Änderung des Gesetzes 194 anstrebten, ihren Höhepunkt.

Die Referenden standen in direktem Gegensatz zueinander: Einerseits forderten die Radikalen eine vollständige Liberalisierung des Schwangerschaftsabbruchs, auch in privaten Pflegeeinrichtungen. Andererseits wollte die »Bewegung für das Leben« (orig. auf Italienisch *Movimento per la Vita*), die sich ab 1986 auch in Südtirol verbreitet, entweder die vollständige Aufhebung des Gesetzes 194 oder nur den therapeutischen Schwangerschaftsabbruch als zulässig anerkennen. Doch die Italiener*innen wiesen beide Vorschläge zurück: den der Radikalen mit 88,4 % »Nein«-Stimmen und den der Bewegung für das Leben mit 68 % »Nein«-Stimmen (Ministero dell'Interno 1981). Die Kollontajfrauen waren nicht nur lokal zum Thema Abtreibung aktiv, sondern beteiligten sich auch an Tagungen und Fortbildungen in ganz Italien. Am 22. November 1981 nahm das Kollektiv aus Bozen an einer vom *Comitato permanente per la difesa del diritto d'aborto* (italienisch für »Permanenter Ausschuss zur Verteidigung des Abtreibungsrechts«) organisierten Tagung in Rom teil. Gemeinsam mit anderen Kollektiven aus Rom, Mailand, Turin, der Toskana und Catania diskutierten sie über den schwierigen Zugang zu Abtreibungen in öffentlichen Krankenhäusern, da die wenigen Kliniken, die solche Eingriffe vornahmen, italienweit überlastet waren. Die Frauen tauschten sich über organisatorische und kommunikative Herausforderungen aus oder die Schaffung neuer Räume und Frauenhäuser, die neben Schutz auch Orte der Begegnung und Unterstützung in allen Lebensbereichen werden sollten (*Tandem* 1981, S. 3). Nachdem sich die Fälle von Gewalt an Frauen in Südtirol in 1970er- und 1980er-Jahren häuften, nahmen sich die Kollontajfrauen auch diesem Thema an und vermittelten kostenlose Rechtsberatung und Austausch in der Familienberatungsstelle AIED. Sie thematisierten neben der Gewalt in der Öffentlichkeit auch das Thema der Gewalt in der Ehe, für die das Strafgesetzbuch bislang keine Sanktionen vorsah. Die Volkszeitung schrieb dazu: »In Südtirol wird diese Erscheinung oft stillschweigend übergangen – obwohl wegen der stark ausgeprägten patriarchalen Familienstruktur, wegen des starken Autoritarismus in allen Gesellschaftsbereichen – Formen dieser Gewalt in Küchen und Schlafzimmern besonders häufig sind« (*Südtiroler Volkszeitung* 1980a, S. 6). Im Gegensatz zu Vergewaltigungen im öffentlichen Raum wurde diese Form von Gewalt nicht als solche wahrgenommen. Die Rolle der Frau in der Ehe war stark dem Mann untergeordnet, und viele Betroffene nahmen diese Gewalt als normal wahr. Zusammen mit Vertreterinnen der Familienberatungsstelle AIED und der Autonomen Frauengruppen in der Südtiroler Hochschülerschaft errichtete die Landesregierung im März 1986 eine Arbeitsgruppe für die Errichtung eines Frauenhauses, geführt von der öffentlichen Hand (*Dolomiten* 1986, S. 6; *Dolomiten* 1987, S. 17).

Als erste Region Italiens verabschiedete Südtirol 1989, auch dank des unermüdlchen Engagements der Frauen, das Landesgesetz Nr. 10. Dieses Gesetz legte den Grundstein für die Errichtung von Frauenhäusern und Anti-Gewalt-Zentren – sichere Zufluchtsorte für Frauen und Kinder, die vor Gewalt Schutz suchen (Legge

Provinciale, 1989). Im selben Jahr schlossen sich in Meran mehrere Frauen auf eigene Initiative zusammen, um aktiv gegen Männergewalt vorzugehen und gründeten eine Beratungsstelle für von Gewalt betroffenen Frauen. So entstand der *Verein Donne contro la violenza – Frauen gegen Gewalt*. Schließlich kam es 1993 in Meran zur Eröffnung des ersten Frauenhauses, welches zugleich das erste seiner Art in Italien war. (Clementi 2021, S. 242).

Dem Zeitgeist folgend entstanden in den 1980er- und 1990er-Jahren eine Vielzahl von Vereinen, die sich – über die Rechte von Frauen hinaus – für das Wohlergehen und die Gleichberechtigung aller Menschen einsetzten. Ein bedeutendes Beispiel hierfür ist die Gründung des Vereins Centaurus in Südtirol im Jahr 1993. Seit 1999 Mitglied der nationalen LGBTI+ Vereinigung Arcigay, engagiert sich Centaurus vor allem für die Rechte queerer Menschen und kämpft aktiv gegen Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung oder Geschlechtsidentität. Damit setzte der Verein ein starkes Zeichen für Vielfalt und Gleichberechtigung in der Region (»LGBTQIA+ Alto Adige Südtirol« 2022).

Schluss

Die Entwicklung der Frauenbewegungen in Südtirol verdeutlicht eindrucksvoll, wie sich die Rolle der Frau auf gesellschaftlicher, politischer und kultureller Ebene im Laufe der Zeit verändert hat. Vom Entstehen der ersten Frauenvereine und -organisationen im ausgehenden 19. Jahrhundert über den Einfluss der beiden Weltkriege bis hin zu den feministischen Bewegungen der 1970er- und 1980er-Jahre lässt sich eine zunehmende Vielfalt in den Themen und Akteur*innen der Frauenbewegung erkennen. Bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts machten die Sozialdemokratinnen durch öffentliche Versammlungen und Referate auf ihre Anliegen aufmerksam, insbesondere auf die Abschaffung des Artikel 30 des Vereinsgesetzes und auf das Frauenwahlrecht. Die Frauenorganisationen in Südtirol orientierten sich damals stark an den Ereignissen in Nordtirol und vor allem in Wien. Die beiden Weltkriege brachten einschneidende Veränderungen für die Region mit sich. Während im österreichischen Bundesland Tirol bereits im Jahr 1919 zwei Frauen in den Landtag gewählt wurden, dauerte es in Südtirol noch 45 Jahre, bis mit Lidia Menapace und Waltraud Gebert-Deeg erstmals zwei Frauen in den Landtag einzogen. In den 1970er- und 1980er-Jahren nahmen die Frauenbewegungen nationale Themen auf und forderten das Recht auf freiwilligen Schwangerschaftsabbruch, das Recht auf Ehescheidung und Aufklärung. Eine zentrale Rolle spielte dabei das Frauenkollektiv »Alexandra Kollontaj«, welches 1971 in Bozen gegründet wurde. Die Frauen gingen auf die Straße, verteilten Flugblätter und organisierten Kundgebungen und Informationsabende, um ihre Anliegen in der Öffentlichkeit sichtbar zu machen und ihre Rechte einzufordern. Die persönliche Wahrnehmung und die Auto-

nomie der Frau rückten verstärkt in den Vordergrund, wobei die Praxis der *autocoscienza* den Frauen half, sich als eigenständige unabhängige Persönlichkeiten zu verstehen und wahrzunehmen. Diese Entwicklung verdeutlicht, wie die Frauenbewegung in der Region von wechselnden kulturellen Einflussräumen geprägt wurde: von deutschsprachigen über italienische bis hin zu internationalen feministischen Impulsen.

Die Frauenbewegungen in Südtirol sahen sich und sehen sich noch immer mit spezifischen Herausforderungen konfrontiert: Die Spannungen zwischen traditionellen Rollenbildern, strukturellen Problemen und der patriarchalen Gesellschaftsordnung prägen weiterhin den Diskurs. Der Einfluss der katholischen Kirche sowie der besondere kulturelle Kontext der mehrsprachigen und autonomen Provinz spielen dabei eine wichtige Rolle. Trotz vieler Fortschritte bleibt die vollständige Gleichstellung der Geschlechter ein bisher unerreichtes Ziel: Traditionelle Geschlechterstereotype, strukturelle Benachteiligungen und die noch immer geringe politische Repräsentation von Frauen stellen nach wie vor erhebliche Hindernisse dar. Zudem bestehen weiterhin geschlechtsspezifische Lohnunterschiede, die unter anderem durch die zusätzliche unbezahlte Arbeit von Frauen im Haushalt, in der Kinderbetreuung und Pflege bedingt sind und sowohl wirtschaftliche als auch gesundheitliche Auswirkungen auf die Frauen haben.

Mit einem Blick auf die Gegenwart zeigt sich, dass die Gesellschaft in Südtirol weiterhin Antworten auf neue soziale und kulturelle Herausforderungen finden muss. Themen wie die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die Bekämpfung geschlechtsspezifischer Gewalt sowie die Förderung von Diversität und Inklusion erfordern innovative und ganzheitliche Ansätze. Es ist daher von größter Bedeutung, die Errungenschaften der Vergangenheit als Grundlage für zukünftige Bemühungen zu nutzen. Der unermüdliche Einsatz der Frauen in der Geschichte Südtirols bleibt eine Quelle der Inspiration und ein Aufruf, den Kampf für Gleichstellung und Gerechtigkeit weiterhin fortzusetzen.

Verwendete Literatur

Primärquellen

- Bozner Nachrichten* (1923), ›Die Mütter für die deutsche Schule‹ (03.11.1923).
Brixener Chronik (1923), ›Der Zug der Mütter‹ (10.11.1923).
Der Fortschritt (1973), ›Aufklärungszentrum für Bozen‹ (26.02.1973).
Der Landsmann (1923), ›Für die deutsche Schule. Der Bittgang nach Rom. – Ein Protest der Brixner Frauen‹ (23.11.1923).
Der Südtiroler (1932), ›Katakombenbilder‹ (01.12.1932).

- Die Neue Südtiroler Tageszeitung* (2005), ›Andreina Emeri: Feministin und Mutter‹ (18.12.2005).
- Dolomiten* (1977), ›Frauenrechtlerinnen kämpfen für eine freie Entscheidung‹ (07.02.1977).
- (1978a), ›Das neue Abtreibungsgesetz‹ (25.05.1978).
- (1978b), ›Eine falsche Lösung‹ (25.05.1978).
- (1978c), ›Senat stimmt der Abtreibung zu‹ (19.05.1978).
- (1986), ›Arbeitsgruppe zur Schaffung eines Frauenhauses‹ (26.06.1986).
- (1987), ›Für öffentliche Verwaltung des Frauenhauses‹ (03.03.1987).
- Legge Provinciale* (1989), *Istituzione del servizio »Casa delle donne«*, 10.
- Monats-Tandem-Mensile* (1983a), ›Donne fra dentro e fuori‹ (01.06.1983).
- (1983b), ›Quella forbice che prima o poi taglierà‹ (01.07.1983).
- Reichs-Gesetz-Blatt für das Kaiserthum Oesterreich* (1867), <https://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=rgb&datum=1867&page=412&size=45> (letzter Zugriff: 24.09.2025).
- Scalmani, I. (1952), ›An alle südtiroler Mütter‹, *Archivio digitale UDI* (Blog) (25.05.1952), abrufbar unter: <https://archivioidigitale.udinazionale.org/an-alle-sudtiroler-mutter/> (letzter Zugriff: 24.09.2025).
- Südtiroler Neuigkeiten* (1964), ›Ein Wort zu den Kandidaten‹ (19.10.1964).
- Südtiroler Volkszeitung* (1978), ›Kostenlose Abtreibung‹ (08.09.1978).
- (1980a), ›Die ›normale‹ Gewalt gegen die Frau‹ (29.08.1980).
- (1980b), ›Offener Brief an Papst Wojtyla‹ (07.11.1980).
- Tandem* (1981), ›Donne a convegno‹ (02.12.1981).
- Volksbote* (1923), ›Lasset uns die deutsche Schule!‹ (08.11.1923).
- (1966), ›Eine Landesversammlung des Abwartens‹ (08.06.1966).
- (1969), ›Die Frau in der Öffentlichkeitsarbeit‹ (13.02.1969).
- (1977), ›Wichtigstes Recht: Das Recht auf Leben‹ (02.06.1977).
- Volkszeitung* (1910a), ›Die Landesgewerkschaftskonferenz‹ (01.02.1910).
- (1910b), ›Organisationsberichte‹ (01.02.1910).
- (1910c), ›Sekretariat Bozen‹ (01.02.1910).
- (1911a), ›Franzensfeste (Frauenversammlung)‹ (06.11.1911).
- (1911b), ›Frauentag in Tirol‹ (22.03.1911).
- (1912a), ›Bozen (Aus der Partei)‹ (21.06.1912).
- (1912b), ›Der Frauentag‹ (13.05.1912).
- (1912c), ›Der Frauentag. (Franzensfeste)‹ (13.05.1912).
- (1912d), ›Erste sozialdemokratische Frauenkonferenz‹ (26.05.1912).
- (1912e), ›Meran (Versammlungen)‹ (16.12.1912).
- (1913a), ›Aus Tirol. Die politische Frauenorganisation in Tirol‹ (21.02.1913).
- (1913b), ›Aus Tirol. Meran (Frauenversammlung)‹ (12.03.1913).
- (1913c), ›Bericht der Sozialdemokratischen Partei Deutsch-Tirols. (Fortsetzung.). Frauen-Organisation‹ (17.06.1913).

- (1913d), ›Meran (Ein neuer Verein)‹ (06.03.1913).
- (1914a), ›Der Frauentag 1914‹ (28.01.1914).
- (1914b), ›Frauentag 1914‹ (07.03.1914).
- (1916), ›Frauentag 1916‹ (17.02.1916).
- (1917), ›Zweite sozialdemokratische Frauenlandeskongress in Tirol‹ (07.02.1917).
- (1918a), ›Aus der Meraner Partei- und Gewerkschaftsbewegung‹ (02.02.1918).
- (1918b), ›Der Frauentag‹ (27.03.1918).
- Zetkin, C. (1911), *Die Gleichheit* 12 (03.1918).

Sekundärquellen

- Bader-Zaar, B. (2019), ›Die Forderung des Frauenwahlrechts‹, in: Blaustrumpf ahoi! (Hg.), *»Sie meinen es politisch!«: 100 Jahre Frauenwahlrecht in Österreich: Geschlechterdemokratie als gesellschaftspolitische Herausforderung*, Wien: Löcker Verlag, S. 37–60.
- Barth-Scalmani, G. und Margesin, G., (2014), ›Frauen in der Landwirtschaft während des Ersten Weltkrieges: Annäherung an einen blinden Fleck der Weltkriegshistoriografie aus regionaler Perspektive‹, in: Karner, S. (Hg.), *Erster Weltkrieg: Globaler Konflikt – lokale Folgen; neue Perspektiven*, Innsbruck/Wien/Bozen: Studien Verlag.
- Clementi, S. (2021), ›Frauen und Gesellschaft. Vom Wahlrecht zur Chancengleichheit‹, in: Mumelter, R. und Clementi, S., Tragust, K., *Waltraud Gebert Deeg – Die Landesmutter: Politik, Frauen, Soziales*, Bozen: Edition Raetia Verlag, S. 187–246.
- Facchinelli, I. (2005), ›70er und 80er Jahre: Umriss der Frauenbewegung‹, in: Fondazione Alexander Langer Stiftung (Hg.), *Andreina. Scritti e ricordi – Schriften und Erinnerungen*, Bozen: Fondazione Alexander Langer Stiftung, S. 64–69.
- Hauch, G. (2009), *Frauen bewegen Politik: Österreich 1848–1938. Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung*, Bd. 10. Innsbruck/Wien/Bozen: Studien Verlag.
- Heinrich, E. (2013), ›Option – Geschlecht – Erinnerung. Genderspezifische Handlungsräume in der Erinnerung von ZeitzeugInnen an die Südtiroler Option 1939‹, in: *Geschichte und Region/Storia e Regione* 22 (2), S. 94–118.
- ›LGBTQIA+ Alto Adige Südtirol‹, *Centaurus Alto Adige Südtirol ODV* (2022), <https://www.lgbt.bz.it> (letzter Zugriff: 24.09.2025).
- Mazohl, B. und Steininger, R. (2020), *Geschichte Südtirols*, München: C.H. Beck.
- Ministero dell'Interno (1981), ›Referendum (17.05.1981)‹, in: *Archivio Storico delle Elezioni – Eligendo*, abrufbar unter: <https://elezionistorico.interno.gov.it/index.php?tpel=F&dtel=17/05/1981&eso=S&tpa=I&levo=o&levsuto=o&ms=S&tp=A> (letzter Zugriff: 24.09.2025).

- Mumelter, R. (2021), ›Politik und Leben. Der Landesrat mit der Perlenkette‹, in: Mumelter, R. und Clementi, S., Tragust K., *Waltraud Gebert Deeg – Die Landesmutter: Politik, Frauen, Soziales*, S. 15–186, Bozen: Edition Raetia Verlag.
- Niri, V. (2022), ›Dalla rivoluzione alla liberazione. Autocoscienza femminista e sessualità nel »lungo Sessantotto«‹, in: *Italia Contemporanea – Sezione Open Access*, 300 (Dezember), abrufbar unter: <https://doi.org/10.3280/ic-0a2>.
- Notz, G. (2011), ›Soziale und politische Gleichberechtigung für alle Frauen. Zur hundertjährigen Geschichte des Internationalen Frauentags in Deutschland‹, in: *Sozial.Geschichte Online: Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts*, 6, S. 202–228.
- Schiestl, G. (2013), *Frauen in der Tiroler Politik: Beteiligung an institutionalisierten Politiken*, Innsbruck/Wien/Bozen: Studien Verlag.
- Spada, A. (2019), *Conquistare le madri: il ruolo delle donne nella politica educativa e assistenziale in Alto Adige durante il fascismo*, Bozen: Edition Raetia Verlag.
- Übergger, O. (2019), *Im Schatten des Krieges: Geschichte Tirols 1918–1920*, Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Urban, G. (1930), ›Die Entwicklung der österreichischen Frauenbewegung. Im Spiegel der wichtigsten Vereinsgründungen‹, in: Braun, M.S. und Fürth, E., Hönig, M., Laube, G., List-Ganser, B., Zaglits, C. (Hg.), *Frauenbewegung, Frauenbildung und Frauenarbeit in Österreich*, Wien: Selbstverlag des Bundes österreichischer Frauenvereine, S. 25–64.
- Urthaler, A. (2018), ›Der Kampf um Frauenrechte und politische Partizipation in den 1970er und 1980er Jahren & der Beitrag einer regionalen Frauenbewegung am Beispiel Südtirol‹, in: *AEP-Informationen. Feministische Zeitschrift für Politik und Gesellschaft* 45 (1), S. 25–28.
- (2020), ›Räume der Neuen Frauenbewegung am Beispiel Südtirol‹, in: Sperk, V. und Altenberger, S., Lux, K., Vogler, T. (Hg.), *Geschlecht und Geschlechterverhältnisse bewegen: Queer/Feminismen zwischen Widerstand, Subversion und Solidarität*, 1. Aufl., Bielefeld: transcript Verlag S. 97–118. Abrufbar unter: <https://doi.org/10.14361/9783839451014-005>.
- Weinzierl, E. (1975), *Emanzipation? Österreich. Frauen im 20. Jh.*, Wien: Jugend und Volk.

Frauen und Frieden – mehr als eine Alliteration?

Zum Verhältnis von Frauen- und Friedensbewegungen am Beispiel Südtirol

Martha Verdorfer

»In Wahrheit habe ich als Frau kein Land.
Als Frau will ich kein Land haben.
Als Frau ist mein Land die ganze Welt.«
(Virginia Woolf, *Drei Guineen*, 1938)

Einleitung

Die Tatsache, dass Frauenbewegungen und Friedensbewegungen historisch eine zeitliche Parallelität aufweisen und dass sich viele Feministinnen auch zum Thema Krieg und Frieden geäußert haben, kann dazu verleiten, einen quasi naturgegebenen Zusammenhang zwischen dem weiblichen Geschlecht und dem Einsatz für eine friedliche Gesellschaft zu sehen (Dunkel, 2015; Mitscherlich, 1985). Der Topos der »friedfertigen Frau«, der uns in Literatur und Mythos immer wieder begegnet, ist allerdings ein gesellschaftlich konstruierter und erfüllte und erfüllt ganz spezifische Funktionen. Nationalismus und Militarisierung, die das 19. Jahrhundert in Europa geprägt haben, beruhten auf einer dichotom und hierarchisch angelegten Geschlechterordnung in der bürgerlichen Gesellschaft: »Männer wurden systematisch zu Repräsentationsfiguren von Militär, Gewalt und Krieg stilisiert, Frauen durch den Mechanismus der Differenz eindeutig auf Seiten des Zivilen, des Friedens und der Friedfertigkeit positioniert« (Lackner, 2008, S. 107).

Wenn es einerseits ein historischer Tatbestand ist, dass sich Kriege und das lange Zeit unhinterfragte männliche Waffenmonopol im Rahmen einer patriarchalen Ordnung herausgebildet haben, so ist es gleichermaßen eine empirisch belegte Tatsache, dass es immer auch männliche Friedensaktivisten gegeben hat, ebenso wie Frauen, die sich – auch im regionalen Raum – aktiv ins Kriegsgeschehen eingelassen haben (Antolini et al. 2006; Gebert 2015; Morscher 2004; Haniflè 2022). Es ist sinnvoll und notwendig Krieg und Frieden auch unter der Perspektive des Geschlechts

anzuschauen, ohne allerdings vorschnell in stereotype Zuschreibungen zu verfallen, sondern sich um eine differenzierte Wahrnehmung von Einlassungen und Betroffenheiten zu bemühen.

In diesem Beitrag soll es in erster Linie um die Frauenfriedensbewegung gehen, die in Südtirol in den 1980er-Jahren aktiv war, und mit der ich mich vor nicht allzu langer Zeit intensiver beschäftigt habe (Verdorfer 2020). Gleichzeitig möchte ich das Verhältnis zwischen der Frauenbewegung und der Frauenfriedensbewegung etwas genauer beleuchten, Gemeinsamkeiten und Unterschiede benennen und darüber nachdenken, welche Bedeutung jeweils der geschlechtsspezifischen Wahrnehmung und der Definition der Frauenrolle zukommt.

Ein Blick zurück

Durch die Verortung der Fragestellung vor einem etwas breiteren historischen Hintergrund möchte ich den Blick für Kontinuitäten bzw. Brüche zwischen erster und zweiter Frauenfriedensbewegung und Frauenbewegung öffnen und einen breiteren Vergleichshorizont ermöglichen.

In den europäischen Friedensbewegungen spielten Frauen konstant eine herausragende Rolle. Als Pionierin gilt Bertha von Suttner, die mit ihrem Buch »Die Waffen nieder«, das 1889 erschien und bald in 15 Sprachen übersetzt wurde, große Bekanntheit erreichte. Von Suttner gehörte zu den Mitbegründerinnen der ersten Frauenfriedensbewegung, die sich um die Jahrhundertwende bildete und war auch die erste Frau, die 1905 mit dem von ihr mitbegründeten Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde (Hedinger 2000, S. 58–97). Diese Friedensbewegung sah die Schrecken und die Zerstörungskapazität des drohenden ersten Krieges des Industriealters in Europa mit großer Klarheit voraus, ohne ihn verhindern zu können. Bereits damals entspannte sich eine Diskussion um die Frage, ob Frauen »von Natur aus« friedfertiger seien als Männer. Bertha von Suttner hatte diesbezüglich eine klare Position und wandte sich gegen die Vorstellung eines genuin weiblichen Pazifismus. Eine Vorstellung, die nicht nur im 19. Jahrhundert ihre Anhängerinnen hatte, sondern ebenso in der Frauenfriedensbewegung der 1970er- und 1980er-Jahre. Von Suttner schrieb im Mai 1914 in einem Brief an die Frauen, die sich gerade zum Frauenbund innerhalb der Deutschen Friedensgesellschaft (DFG) zusammengeschlossen hatten:

»Es ist durchaus nicht richtig, wie manche behaupten, dass alle Frauen von Natur aus dem Krieg abhold sind. – Nein, nur die fortschrittlich gesinnten Frauen, nur solche, die sich zu sozialem Denken erzogen haben, sind es, die die Kraft haben sich von dem Banne tausendjähriger Institutionen zu befreien, und zugleich die Kraft aufbringen, dieselben zu bekämpfen.« (Hering/Wenzel 1986, S. 28)

Nicht alle Mitstreiterinnen von Bertha von Suttner waren in dieser Frage derselben Meinung. So beurteilte die radikale Feministin Lida Gustava Heymann, die 1933 mit ihrer Lebensgefährtin Anita Augspurg von einer Reise in die Schweiz nicht mehr nach Deutschland zurückkehrte, in einer Stellungnahme die Situation im Jahre 1917 folgendermaßen:

»Dieses männliche Prinzip, welches das Leben der Individuen und der Völker untereinander seit Jahrhunderten völlig beherrscht, führte letzten Endes immer wieder zu katastrophalen Machtausbrüchen und Rebellionen: Kriegen, Bürgerkriegen, Revolutionen. Der Weltkrieg hat bewiesen, dass der durch Gewalt aufgebaute und beherrschte Männerstaat auf der ganzen Linie versagt hat; der Beweis seiner Untauglichkeit wurde wohl noch nie anschaulicher erbracht. Das männliche Prinzip ist zersetzend und wird, wenn fortgeführt, die völlige Vernichtung der Menschheit herbeiführen.

Diesem männlichen, zerstörenden Prinzip ist das weibliche aufbauende Prinzip der gegenseitigen Hilfe, der Güte, des Verstehens und Entgegenkommens diametral entgegengesetzt. In den modernen Männerstaaten war den Frauen nicht nur jede Möglichkeit genommen, ihr ureigenstes Wesen zur Auswirkung zu bringen, sondern sie mussten sich dem männlichen Prinzip unterordnen, es zwangsweise anerkennen, sie wurden vergewaltigt. Viele Frauen machten es, nur um leben, um sich behaupten zu können, zu dem ihren.

Die Frau als Masse wurde nicht nur äußerlich, nein, was viel schlimmer war, innerlich Sklave des Mannes. Eine derartige Versklavung – d.h. Wesensversklavung – wie die des Weibes durch den Mann, hat noch nie stattgefunden, so lange die Welt besteht. Sie geschah mit den raffiniertesten Mitteln, wurde durch Jahrhunderte systematisch mit nie versagender Konsequenz durchgeführt.

Und die wenigen Frauen, die sich trotz alledem ihre Wesenseigenart bewahrten, sich dem Männerstaatsgedanken nicht unterordneten, waren in ständigem Kampfe, um für ihr Geschlecht wenigstens die äußere Gleichstellung mit dem Manne zu erringen.«

(Heymann 1917, S. 65)

Lida Gustava Heymann, die hier eine eher essentialistische Position zur Friedfertigkeit der Frau vertritt, gehört wie ihre Mitstreiterin und Lebensgefährtin Anita Augspurg zur Frauenfriedensbewegung wie zur Frauenbewegung um die Jahrhundertwende. Bertha von Suttner wird meist eher als Friedensaktivistin, weniger als Angehörige der ersten Frauenbewegung erinnert. Tatsächlich waren in diesen Jahren die Forderungen nach Abrüstung und die Kritik an einer militarisierten Gesellschaft sehr eng verbunden mit den Forderungen nach mehr Geschlechtergerechtigkeit, vor allem der Forderung nach dem Zugang zu höherer Bildung und dem

Wahlrecht für Frauen. Dies zeigte sich auch beim Frauenfriedenskongress in Zürich, wo sich im Mai 1919 150 Frauen aus verschiedenen Ländern versammelten. Sie hatten diesen Versammlungsort bewusst gewählt, damit auch Frauen aus Österreich und Deutschland daran teilnehmen konnten und zeigten mit dieser Entscheidung mehr europäischen Geist als die Siegermächte in Paris. Ein wichtiges historisches Ereignis könnte man meinen. Seine Präsenz in den (schulischen) Geschichtsbüchern sucht man allerdings meist vergeblich. Der Erste Weltkrieg bedeutete zweifellos einen radikalen Einbruch sowohl für die Frauen- als auch die Friedensbewegung, aber nicht unbedingt ihr Ende (Nattermann 2015, S. 83). Ohne die Zäsur, die der Erste Weltkrieg ohne Zweifel bedeutete, relativieren zu wollen, gibt es doch Hinweise darauf, dass sowohl Emanzipationsbestrebungen als auch Friedensinitiativen dem Krieg und der damit verbundenen Instrumentalisierung der weiblichen Arbeitskraft und des Frauenkörpers kontinuierlich widersprochen haben. Bereits bei der Frauenfriedenskonferenz in Den Haag im April 1915 waren Forderungen nach Entmilitarisierung und Abrüstung mit Forderungen nach mehr Frauenrechten verknüpft gewesen (Walther 2024, S. 23–35). Auch die Gründung der »Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit« 1919 geht auf den Friedenskongress in Den Haag zurück. Es handelt sich dabei um eine internationale Organisation, die auch heute noch aktiv ist.

Im Verhältnis von Frauenfriedensbewegung und Frauenbewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lassen sich trotz gewisser Spannungen in der Definition des Frauenbildes bzw. des eigenen Selbstverständnisses, das nicht so sehr auf biologischen, sondern auf unterschiedlichen Sozialisationserfahrungen und Handlungsspielräume gründete, viele inhaltliche Berührungspunkte aber auch personelle Überschneidungen feststellen. Die Grenzen zwischen diesen beiden sozialen Bewegungen waren fließend (Dunkel 2015, S. 33; Nattermann 2015, S. 80). Theoretikerinnen der Frauenfriedensbewegung wie Bertha von Suttner und nach dem Ersten Weltkrieg auch Rosa Luxemburg (Hedinger 2020, S. 107–114) befassten sich in ihren Schriften immer wieder mit dem Geschlechterverhältnis, stellten es allerdings nicht unbedingt in das Zentrum ihrer Analyse (Hedinger 2000, S. 9), während andere Frauen durchaus auch ein essentialistisches Selbstverständnis der Frauen als das pazifistische Geschlecht im Gegensatz zur militarisierten Männlichkeiten vertraten (Förster 2019).

Die Zweite Frauen- und Friedensbewegung

Auf die historischen Parallelitäten von Friedensbewegungen und Frauenbewegungen wurde schon eingangs hingewiesen. Auch für die 1970er- und 1980er-Jahre des 20. Jahrhunderts lässt sich dieses zeitliche Nebeneinander in vielen europäischen Ländern und in Nordamerika feststellen. Die Entwicklungen in Südtirol lassen sich

deshalb sowohl vor einem gesamteuropäischen als auch internationalem Kontext sehen.

Der Nato-Doppelbeschluss vom Dezember 1979 markierte einen Mobilisierungsschub innerhalb der europäischen Friedensbewegung; sie wurde in der Folge zu einer Massenbewegung, die ihren Höhepunkt um 1983, also der Umsetzung des Nato-Doppelbeschlusses erreichte. In Südtirol gründeten einige Frauen im Jänner 1980 die Gruppe »Frauen für Frieden«. In den folgenden Jahren initiierte diese Gruppe zahlreiche recht breitenwirksame Aktivitäten, wie die fünf Friedensmärsche auf dem Kohlererberg (1980–1984), wo aufgrund von durchgeführten Vermessungsarbeiten immer wieder militärische Interventionen befürchtet wurden, den Ostermarsch zur Natobasis Natz-Schabs im April 1983, Schweigestunden auf belebten Plätzen in Bozen und Meran, Menschenketten und zwei große Friedensdemonstrationen in Bozen (Verdorfer 2000). Für die Frauenbewegung hatte es einige Jahre zuvor einen ähnlichen Mobilisierungsschub gegeben, nämlich den Kampf um einen legalen und risikofreien Schwangerschaftsabbruch, der in vielen europäischen Ländern Anfang bzw. Mitte der 1970er-Jahre einsetzte und der Frauenbewegung Sichtbarkeit und Breitenwirkung verlieh (Clementi 2002, S. 119; Steiner 2005, S. 72).

Der Frage nach den Beziehungen zwischen feministischer Bewegung und Frauenfriedensbewegung soll nun am Beispiel der lokalen Realität in Südtirol nachgegangen werden. Folgende Kriterien können dabei als Orientierungspunkte dienen:

- personelle Überschneidungen
- Aktionsformen
- symbolische Bezugspunkte
- Inhalte und Themen und der damit verbundene Politikbegriff

Wenn wir uns die personellen Überschneidungen anschauen, so sind sie im Fall von Südtirol kaum vorhanden, und dieser Befund kann wohl für die zweite Frauen- und Friedensbewegung der 1970er- und 1980er- Jahre insgesamt gelten. Das lässt sich durchaus als Zeichen der Stärke und Ausdifferenzierung der beiden Bewegungen deuten. Die Forderungen der zweiten Frauenbewegungen waren vielfältiger als jene der ersten und auch die Frauenfriedensbewegung operierte vor einem gewandelten historischen Hintergrund. Für Südtirol kommt die ethnische Vielfalt des Landes als Element der Trennung dazu. War die Frauenbewegung hier, zumindest in ihren Anfängen, eher städtisch, italienisch und akademisch (Steiner 2005, S. 43–45; Urthaler 2013, S. 110–111), war die lokale Frauenfriedensbewegung fast ausschließlich deutschsprachig, suchte bewusst auch Verbindungen zum ländlichen Raum und war in ihrer sozialen Zusammensetzung heterogener als die Frauenbewegung. Diese Unterschiede resultierten nicht zuletzt aus der ethnisch-sozialen Segmentierung der Gesellschaft in diesen Jahren. Die italienischsprachige Bevölkerung war insge-

samt urbaner und wies einen höheren Bildungsgrad auf als die deutschsprachige (Übergänge 2013, S. 174–175).

Die bekannten Gesichter der Frauenbewegung und jener der Frauenfriedensbewegung waren also nicht dieselben, auch gab es keine gemeinsamen Aktionen in diesen Jahren. Trotzdem kann man von fließenden Grenzen zwischen diesen beiden Bewegungen sprechen, da es doch auch immer wieder Berührungspunkte gab.

Sichtbarkeit und Öffentlichkeit

Die neuen sozialen Bewegungen des letzten Viertel des 20. Jahrhunderts waren dadurch gekennzeichnet, dass sie neue Formen der politischen Partizipation ausprobierten und damit die repräsentative Demokratie herausforderten (Bieschke 2018, S. 110; Eschgfäller 2018, 41ff.).

Dabei erwiesen sich die Frauen oft als besonders kreativ, wohl auch weil für sie die Sichtbarkeit im öffentlichen Raum eine noch größere Bedeutung hatte. Sit-ins, Demos, Menschenketten, Happenings, Sprüh- und Plakataktionen gehörten sowohl zur Frauen- als auch der Frauenfriedensbewegung in Südtirol. Für die Südtiroler Frauenbewegung war etwa die Verbrennung einer Arztfigur aus Karton bei einer Kundgebung im Februar 1977 für die Legalisierung des Schwangerschaftsabbruches ein Schlüsselereignis (Steiner 2005, S. 78), oder auch die Aktion auf der Talferpromenade im Dezember 1980, die auch als solche in Erinnerung geblieben sind. Bei letzterer hatten die Frauen um Marina Manganaro, die zu den Frauen der *Unione donne italiane* (UDI) gehörte, eine Performance veranstaltet, bei der es um den Protest gegen die Schwierigkeiten ging, auf die Frauen in Südtirol stießen, wenn sie eine Abtreibung vornehmen lassen wollten. Die Frauen performierten in den Rollen eines Arztes, eines Pfarrers und einer sogenannten Engelmacherin (Clementi 2002, S. 119).

Bei den »Frauen für Frieden« waren es vor allem die Schweigestunden, die als besonders eindrückliche Protestform erinnert werden. Diese Schweigestunden wurden in Bozen (Obstmarkt) und Meran (Lauben) mehrmals im Zeitraum vom Jänner 1982 bis Ende 1984 durchgeführt. Dabei ging es um verschiedene Anliegen, wie die Libanonkrise oder die Umsetzung des Nato-Doppelbeschlusses. Es gab im Vorfeld innerhalb der Gruppe Diskussionen um die Sinnhaftigkeit dieser Aktion, da einige Frauen befürchteten, dass sie als stumme Protagonistinnen eher das Bild des sog. »schwachen Geschlechts« bestätigen würden. Es kam bei diesen Aktionen tatsächlich zu Anpöbelungen der Frauen durch Passant*innen, aber die Frauen erlebten ihr Schweigen letztlich nicht als Schwäche, sondern als Stärke (Verdorfer 2020, S. 178ff).

Die Autonomie – ein Schlüsselbegriff für die Feministinnen – war auch für die »Frauen für Frieden« wichtig. Sie sahen sich bewusst als Frauengruppe, verzichteten auf Vereinsgründung und öffentliche Beiträge, um unabhängig zu bleiben und

erlebten in ihrer Gruppe auch so etwas wie Schwesternschaft. Es gab gemeinsame Wochenendseminare auf dem Kohlererberg, die immer auch mit ausgedehnten Spaziergängen verbunden waren, gemeinsame Ferien in den Abruzzen mit den Kindern, ähnlich den feministischen Frauencamps dieser Jahre. Diese bewusste und gepflegte Verbindung von politischem Engagement und persönlicher Zugewandtheit und Freundschaft ist zweifellos ein verbindendes Element zwischen der Frauenbewegung und der Frauenfriedensbewegung in Südtirol.

Auch in der Bündnisfrage unterschieden sich die beiden Bewegungen. Den harten Kern der Frauenbewegung in Südtirol bildeten die Frauen der Gruppe Alexandra Kollontaj, die sich für die Errichtung einer Frauenberatungsstelle stark machten. Wichtig waren aber auch die Frauen der UDI, die bereits 1944 im Rahmen der *Resistenza* gegründet worden war und die der italienischen kommunistischen Partei (PCI) nahestand, ohne sich von ihr vereinnahmen zu lassen. Zwischen diesen beiden Gruppen gab es immer wieder Zusammenarbeit (Clementi 2002, S. 116f). Auch hatten einige Feministinnen nach dem Konzept der »doppelten Militanz« Mandate für politische Parteien auf Gemeinde- und Landtagsebene inne (Steiner 2005, S. 54). Insgesamt war den Frauen ihre Unabhängigkeit von anderen politischen Akteuren wichtig.

Die »Frauen für Frieden« in Südtirol hingegen steckten ihrer Bündnisbereitschaft einen breiten Rahmen (Ralsler 2001, S. 245). So gab es eine enge Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften, von denen sie auch logistische Unterstützung bekamen, wie etwa bei der Vervielfältigung von Flugblättern oder dem Druck von Plakaten. Immer wieder kam es auch mit christlichen Organisationen zu einer Zusammenarbeit, die sich ebenfalls für die Friedensthematik einsetzten. Dies erforderte eine gewisse Kompromissfähigkeit und ideologische Offenheit, die auch innerhalb der »Frauen für Frieden« oft unterschiedlich bewertet wurde (Verdorfer 2020, S. 191ff.).

Symbolische Bezugspunkte und das Verständnis des Politischen

Soziale Bewegungen und Symbole waren in den 1980er-Jahren eng miteinander verknüpft. Sticker und Aufkleber mit der lachenden Sonne der Antiatomkraftbewegung, der Friedenstaube oder dem Frauenzeichen markierten Zugehörigkeiten und Identitäten.

Zwischen den »Frauen für Frieden« und den Feministinnen gab es auch auf dieser Ebene Schnittstellen, so etwa im Motiv der Hexe. »Tremate, tremate, le streghe son tornate« (zu Deutsch: »erzittert, erzittert, die Hexen sind wieder da«) war ein bekannter Slogan der feministischen Bewegung und auch die Friedensfrauen hatten ihre »Friedenshexe«. Bei einem Ausflug ins Grödental entdeckten die Frauen in einem Bauernhof in St. Jakob ein Wandgemälde aus dem Jahr 1621, das eine Frau mit den Attributen einer Hexe darstellte. Dieses Motiv wurde von den »Frauen für

Frieden« als Plakat gestaltet und am 8. März 1984 vorgestellt. Das Plakat fand guten Absatz und hängt noch heute an einigen Küchenwänden. Auch der 8. März war nicht nur für die Feministinnen ein wichtiges Datum, sondern ebenso für die »Frauen für Frieden«. Aus Anlass des internationalen Frauentages verfassten die »Frauen für Frieden« meist einen Rundbrief, den sie an Sympathisantinnen verschickten oder veranstalteten manchmal auch Aktionen, wo es aber primär um friedens- und weniger um frauenpolitische Anliegen ging.

Die »Frauen für Frieden« und Trägerinnen der Frauenbewegung in Südtirol standen vor ähnlichen Herausforderungen: Wie eine Gruppe organisieren? Wie eine Bewegung am Laufen halten? Und das alles ohne Smartphone und social media – aus der Perspektive von heute schon fast nicht mehr vorstellbar. Es ist ein schon fast nostalgischer Blick auf die Kommunikationsformen im vordigitalen Zeitalter: die Rundbriefe, mit denen die »Frauen für Frieden« Informationen austauschten und an Sympathisantinnen weitergaben, waren meist handschriftlich verfasst und dann vervielfältigt worden. Die Plakate, mit denen die Frauen der Beratungsstelle AIED, die 1973 in Bozen von den feministischen Frauen errichtet worden war (Clementi 2002, S. 115), Aufklärungsarbeit über den weiblichen Zyklus und Empfängnisverhütung an Schulen leisteten, waren von Hand gezeichnet. Politische Arbeit und deren Kommunikation war in jenen Jahren auf jeden Fall zeitaufwändiger als heute, vielleicht dafür etwas verbindlicher und nachhaltiger.

Sowohl die Frauenfriedensbewegung als auch die Frauenbewegung waren grenzüberschreitend und transnational ausgerichtet (Steiner 2005, S. 50f; Urthaler 2021, 60; Passerini 2005). Sie waren sich ihrer europäischen bzw. internationalen Dimension sehr bewusst und knüpften entsprechende Netzwerke über die nationalen Grenzen hinaus, auch wenn die internationale Kommunikation in diesen Jahren noch schwierig und vor allem kostspielig war. Beide Bewegungen setzten in ihren politischen Forderungen aber gleichzeitig auf Konkretheit und Einmischung in lokale Realitäten. Bei der Südtiroler Frauenbewegung war es vor allem die Einrichtung einer unabhängigen Beratungsstelle für Frauen, die 1973 als Zweigstelle der nationalen Organisation AIED (Associazione Italiana per l'Educazione Demografica) in Bozen errichtet und in den folgenden Jahren von den Frauen mit großem Engagement und weitreichender, auch finanzieller Autonomie geführt wurde. Erst 1979 wurde ein Landesgesetz erlassen, das die Grundlage für eine öffentliche Finanzierung der Beratungsstelle bildete (Steiner 2005, S. 56). Bei der Frauenfriedensbewegung in Bozen waren es vor allem der Kohlererberg und die Natobasis in Natz-Schabs, also bekannte lokale Realitäten, die bei ihren Aktionen ins Zentrum gerückt wurden.

Es gab aber auch wesentliche Unterschiede zwischen diesen beiden sozialpolitischen Bewegungen. Der wichtigste betraf wohl das Verständnis des Politischen. »Das Private ist politisch« war das Credo der Feministinnen, mit dem sie den tra-

ditionellen Politikbegriff aufbrechen und die gesellschaftliche Relevanz von Reproduktions- und Carearbeit, von Sexualität und Beziehungen betonen (Guerra 2005).

Für die »Frauen für Frieden« stand dagegen die Rettung der Welt vor dem Atomkrieg bzw. die Forderung nach der Beendigung des Rüstungswettlaufs auf der politischen Agenda, persönliche Befindlichkeiten wurden eher in den Hintergrund gedrängt (Verdorfer 2000, S. 126).

Ein weiterer Unterschied bestand in der Definition des Frauenbildes: Mütterlichkeit, weibliche Friedfertigkeit waren für viele der »Frauen für Frieden« Teil ihres Selbstverständnisses, was ihnen wiederum die Kritik der Feministinnen einbrachte, die hier eine Renaissance des traditionellen Frauenbildes vermuteten (Verdorfer 2020, S. 125f; Bieschke 2018, S. 208). Ganz konkret gingen die Meinungen auch bei der damals aktuellen Debatte um die Legalisierung des Schwangerschaftsabbruches auseinander. Während es in dieser Frage bei den Feministinnen eine ziemlich eindeutige Positionierung gab, waren die »Frauen für Frieden« gespalten. Darüber gestritten bzw. diskutiert wurde allerdings kaum, man wollte offensichtlich den »kleinsten gemeinsamen Nenner« nicht gefährden.

Reibungspunkte gab es außerdem mit der Gleichheitsforderung, der im feministischen Diskurs der 1980er-Jahre eine wichtige Rolle zukam. So schrieb Lindi Brauer, Teil der Südtiroler Frauenfriedensbewegung, in einem Artikel für die zweisprachige Zeitschrift Tandem über die Frage »Frauen zum Militär?«:

»Absurderweise ist es gerade ein Teil der Frauenbewegung, der diese ›Gleichheit in Uniform‹ verlangt. Mit dem Argument: ›Wir würden natürlich sofort verweigern, aber die Freiheit zu diesem ›Nein‹ müssen wir uns erst erkämpfen‹. Emanzipation heißt doch nicht blindes Übernehmen von traditionell männlichen Rollen, sondern Befreiung von Abhängigkeit und Gewaltanwendung. Nichts ist dem Emanzipationsgedanken aber entgegengesetzter als das Militär, das Anpassung, Gehorsam, Drill und Auslöschen der eigenen Persönlichkeit will. (...) Emanzipation ist nicht zu trennen von Frieden und Demokratie und jede bewusste Frau sollte dafür eintreten.«

(Tandem Nr.5, 18.03.1981, S. 9; zit.n. Urthaler 2015, S. 49f)

Die »Frauen für Frieden« in Südtirol rekurrten auch auf einen »natürlichen«, wesenhaften Pazifismus der Frauen. So etwa Irmtraud Mair in einem Interview mit der Zeitschrift Skolast im Jahr 1980:

»Gerade beim Thema Krieg sind wir Frauen schnell einig und radikal, während Männer eher leichter, wie wir glauben, für militärische ›Notwendigkeiten‹ zu haben sind und sich für Kriegstechnik und Strategie begeistern lassen. (...) Frauen haben kein ›Vater‹-Land. Sie leiden mit allen Leidenden und machen keinen Unterschied zwischen Rassen, Religionen, Freund und Feind. Bis jetzt war es ihre Aufgabe, die Toten der ›Felder der Ehre‹ zu begraben. Jetzt wird es Zeit sich zu rühren,

um nicht nur neue Tote zu verhindern, sondern um die ›Mutter Erde‹ zu retten.«
(Skolast Nr. 4/1980, S. 11, zit.n. Verdorfer 2020, S. 127)

Frauenbewegung und Frauenfriedensbewegung – Versuch einer aktuellen Standortbestimmung

Die geschlechtsspezifischen Zuschreibungen, die Frauen eine besondere Affinität zum Frieden und zur Friedensarbeit zuweisen, sind eine Konstante nicht nur in Mythos und Literatur; sie ziehen sich als roter, und oft unhinterfragter Faden auch durch historische und sozialwissenschaftliche Texte. Insofern ist es auch keine Überraschung, dass die meisten Frauen, die bisher mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurden, jenen für Frieden (mit einem Anteil von 17,1 %) erhielten, gefolgt von dem für Literatur (14,2 %). Natürlich sind 17 % immer noch sehr wenig, die Zahl stimmt aber deswegen hoffnungsvoll, als dass sich seit der Jahrtausendwende eine deutliche Trendwende abzeichnet. Von 2001 bis 2021 lag der Frauenanteil der Nobelpreisträgerinnen insgesamt immerhin bei 14,1 %, während er von 1901 bis 1921 gerade einmal vier Prozent ausmachte. Auch die Mehrzahl der weiblichen Friedensnobelpreisträgerinnen wurden im 21. Jahrhundert ausgezeichnet (Scheel 2024). Dieser neue Trend ist mit großer Wahrscheinlichkeit nicht dem wachsenden Friedensengagement von Frauen geschuldet, sondern der verstärkten weiblichen Repräsentanz im öffentlich-politischen Raum und den damit zusammenhängenden Forderungen nach mehr Sichtbarkeit und Anerkennung. Die Preisbegründungen zeigen außerdem, dass sich der Friedensbegriff in den letzten Jahrzehnten beträchtlich gewandelt hat. So wurden zwischen 1905 und 2001 – beginnend mit Bertha von Suttner – fünf Frauen für die Gründung von Friedensgesellschaften ausgezeichnet, zwei Frauen wegen ihres Einsatzes für Abrüstung und die Ächtung von Minen, zwei Frauen für Menschenrechte und Demokratie, eine Frau wegen ihrer Nächstenliebe. Im neuen Jahrtausend wurde weibliches Engagement für Demokratie und Menschenrechte, für Eintreten für nachhaltige Entwicklung und Umwelt, schließlich für »gewaltfreien Kampf für die Sicherheit von Frauen und ihr Recht, sich an friedensschaffender Arbeit zu beteiligen« geehrt (Schneider 2015, S. 61ff.).

Die Verabschiedung der UN-Resolution 1325 »Frauen, Frieden und Sicherheit« im Sicherheitsrat im Jahr 2000 war ein großer Erfolg der »Women's International League for Peace and Freedom« (WILPF), deren Gründung, wie wir gesehen haben, auf das Jahr 1919 zurückgeht. Die Resolution sieht vor, dass Frauen in allen internationalen, nationalen und regionalen Entscheidungsgremien und Mechanismen zur Vermeidung, Behandlung und Lösung von Konflikten stärker repräsentiert sein müssen. An ihrer Formulierung und für ihre Verabschiedung hatten Ligafrauen jahrzehntelang intensiv mitgearbeitet und setzen sich bis heute für die Umset-

zung ein. Empirische Studien zeigen, dass es sehr wohl einen Unterschied macht, inwieweit und in welchem Ausmaß Frauen bei Friedensverhandlungen eingebunden werden (Galli 2024).

»Wir wollen statt all jener verschwendeten Milliarden für den Krieg die Förderung von Kunst, von Wissenschaft, von Erziehung und Gesundheit, von Volkswohl und Menschenrecht!« Dieses Zitat von Anita Augspurg aus dem Jahr 1914 ist von beeindruckender Aktualität angesichts weltweit jährlich ansteigender Rüstungsausgaben und immer wieder neuen bewaffneten Konfliktherden.

Das offizielle Ende des Kalten Krieges machte die Welt nicht friedlicher: Im Gegenteil, die Kriege und Konflikte sind uns in Europa radikal nähergekommen. Die Kriege im ehemaligen Jugoslawien, in der Golfregion, in der Ukraine und im Nahen Osten haben noch einmal eindrücklich vor Augen geführt, was im Grunde für alle Kriege gilt: Frauen sind immer von Kriegen betroffen und sie sind es auch in einer spezifischen Weise. Sexualisierte Gewalt ist in den letzten Jahrzehnten verstärkt zum Thema geworden und zeigt deutlich, wie notwendig es ist Krieg und Frieden auch mit der Kategorie des Geschlechts zu verknüpfen.

Frauenbewegung und Frauenfriedensbewegung haben sich in ihren Themen und Ausdrucksformen immer wieder geändert. In den letzten Dekaden des 20. Jahrhunderts lässt sich sowohl für die Frauenbewegung als auch für die Frauenfriedensbewegung eine Entwicklung hin zur Institutionalisierung konstatieren. Beide Bewegungen haben sich Orte und Organisationen geschaffen, an denen sie ihrer Arbeit vielleicht weniger spektakuläre Auftritte, dafür mehr Kontinuität verleihen können, als es zur Zeit der Bewegungsphase möglich war.

Die historischen Parallelitäten und die inhaltliche Zusammenarbeit zwischen beiden Bewegungen sind nicht in der Natur der Frau begründet, sondern der Einsicht, dass Krieg und Freiheit (für Frauen) Widersprüche sind und die Kritik am Militarismus immer auch eine Kritik am Patriarchat ist (Ralser 2001, S. 245).

Die Kenntnis der eigenen Geschichte und das Bewusstsein von Tradition sind gerade angesichts der Umbrüche und Krisensituationen der Gegenwart sowohl für die Frauen- als auch für die Frauenfriedensbewegung sehr wichtig. (Habicht 2000, S. 134) Gerade in den gegenwärtigen Konfliktfeldern zeigt sich die Bedeutung der Intersektionalität besonders eindringlich. Jene Frauen, die sich heute in Belarus, Russland, der Ukraine, im Nahen Osten und an vielen anderen Orten für Demokratie, Menschen- und Frauenrechte sowie Frieden einsetzen, tun das im Bewusstsein, dass Menschen- und Frauenrechte nur im Frieden möglich sind.

Verwendete Literatur

- Antolini, P. und Barth-Scalmani, G., Ermacora, M. et al. (Hg.) (2006), *Donne in guerra 1915–1918. La grande guerra attraverso l'analisi e le testimonianze di una terra di confine*, Rovereto/Tione: Editoria Judicaria.
- Bieschke, A. (2018), *Die unerhörte Friedensbewegung. Frauen, Krieg und Frieden in der Nuklearkrise (1979–1983)*, Essen: Klartext.
- Clementi, S. (2002), ›Die sanfte Revolution. Von gleichen Rechten und Differenzen‹, in: Solderer, G. (Hg.) *Das 20. Jahrhundert in Südtirol*, Bd. 4: 1960–1979 »Autonomie und Aufbruch«. Bozen: Edition Raetia Verlag, S. 108–125.
- Dunkel, F. (2015), ›Die Waffen nieder? Frauen und Frieden: Zuschreibungen, Klischees und Klärungen‹, in: Dunkel, F. und Schneider C. (Hg.), *Frauen und Frieden? Zuschreibungen – Kämpfe – Verhinderungen*, Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 23–39.
- Eschgfaller, B. (2018), *1968 – Südtirol in Bewegung*, Bozen: Edition Raetia Verlag.
- Förster, B. (2019), Friedensmacherinnen. Der Frauenfriedenskongress in Zürich 1919, <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/288789/friedensmacherinnen> (letzter Zugriff: 22.01.2025).
- Galli, M. (2024), *Pace al femminile. Il contributo delle donne ai negoziati di pace sull'esempio colombiano*, Unveröffentlichte Diplomarbeit, Dipartimento di Scienze Politiche, Università di Roma.
- Guerra, E. (2005), ›Una nuova soggettività: femminismo e femminismi nel passaggio degli anni Settanta‹, in: Bertilotti, T., Scattigno A (Hg.), *Il femminismo degli anni Settanta*, Roma: Viella. S. 25–67.
- Gebert, F. (2015), *Die Kriege der Viktoria Savs – von der Frontsoldatin zu Hitlers Gehilfin*, Wien: Kremayr&Scheriau.
- Habicht, H. (2000), ›Friedensarbeit von Frauengruppen. Ein historischer Rückblick‹, in: Godenzi, A. (Hg.), *Frieden, Kultur und Geschlecht*, Freiburg Schweiz: Universitätsverlag, S. 133–161.
- Hanifle, T. (2002), *Frauen im Kriegsdienst. Südtirolerinnen bei Wehrmacht und SS*, Bozen: Edition Raetia Verlag.
- Hedinger, S. (2000), *Frauen über Krieg und Frieden*, Frankfurt, New York: Campus Verlag.
- Hering, S., Wenzel, C. (1986), *Frauen riefen, aber man hörte sie nicht. Die Rolle der deutschen Frauen in der Frauenfriedensbewegung zwischen 1892 und 1933*, Quellenband, Kassel: Archiv der deutschen Frauenbewegung.
- Heymann, L. G. (1980), ›Weiblicher Pazifismus‹, in: Brinker-Gabler und G. (Hg.), *Frauen gegen den Krieg*, Frankfurt a.M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag, S. 65–70.
- Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit/Women's International League for Peace and Freedom, <https://www.wilpf.org> (letzter Zugriff: 18.01.2025).

- Lackner, D. (2008), *Die Frauenfriedensbewegung in Österreich zwischen 1899 und 1915*, Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.
- Lechner, S. und Mezzalana, G., Palla, L., Spada, A., Verdorfer M., *Übergänge und Perspektiven. Grundzüge der Landesgeschichte. Südtirol seit 1919*, Bozen: Athesia 2013.
- Mitscherlich, M. (1985), *Die friedfertige Frau*, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Morscher, C. (2004), »Ich habe meine Feuertaufe gehabt...« Alice Schalek und der 1. Weltkrieg, in: *Der Schlerm* 78 (12), S. 61–67.
- Nattermann R. (2015), »Vom Pazifismus zum Interventionismus. Die italienische Frauenrechtlerin Paolina Schliﬀ (1841–1926)«, in: Dunkel, F. und Schneider C. (Hg.), *Frauen und Frieden? Zuschreibungen – Kämpfe – Verhinderungen*, Opladen-Berlin-Toronto: Barbara Budrich, S. 73–87.
- Passerini, L. (2005), »Corpi e corpo collettivo. Rapporti internazionali del primo femminismo italiano e movimenti politici negli anni Settanta«, in: Bertilotti, T. und Scattigno A. (Hg.), *Il femminismo degli anni Settanta*, Roma: Viella, S. 181–197.
- Ralsler, M. (2001), »Mit Frauen ist kein Krieg zu machen und kein Friede unter derzeitigen Bedingungen. Einsätze und Bündnisse der lokalen Frauenbewegungen gegen den Krieg«, in: Genslucker, L. et al. (Hg.), *vielstimmig. mancherorts. Die Neue Frauenbewegung in Tirol seit 1970*, Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag, S. 245–259.
- Scheel, O. (2024), Der Nobelpreis ist männlich – immer noch, <https://www1.wdr.de/nachrichten/nobelpreis-vergabe-anteil-frauen-forschung-100.html> (letzter Zugriff: 15.01.2025).
- Schneider C. (2015), »Den Nobelpreis wert? Weibliche Preisträgerinnen des Friedensnobelpreises«, in: Dunkel, F. und Schneider, C. (Hg.), *Frauen und Frieden? Zuschreibungen – Kämpfe – Verhinderungen*, Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 53–73.
- Steiner, M. (2005), *Die Frauenbewegung in Südtirol. Entstehung, Entfaltung und Differenzierung von Beginn der 1970er bis Ende der 1980er Jahre*, Wien: Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.
- Urthaler A. (2021), »Über die Grenzen hinweg. Transnationale Verwobenheiten und Vernetzungen der Neuen Frauenbewegung in der mehrsprachigen Grenzregion Südtirol«, in: Hussl, E. et al. (Hg.), *Ohne Maske. Gaismair-Jahrbuch 2021*, Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag, S. 56–66.
- Urthaler, A. (2013), *Die Neue Frauenbewegung. Von den Anfängen bis zur Einführung des Beirates für Chancengleichheit*, Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Innsbruck.
- Verdorfer, M. (2000), *Die Frauen für Frieden. Gegen Aufrüstung und Krieg, Südtirol 1980–1986*, Bozen: Edizioni Alfabeta Verlag.

Walther, B. (2024), ›Der internationale Frauenfriedenskongress in Den Haag‹, in: Buettner, A. und Ebert, O., Hasselberg, V. (Hg.) (2024), *Female Peace Palace. Schreiben, Widerstand und Pazifismus im Krieg*, Berlin: Verbrecher Verlag, S. 23–35.

The Invisibilisation of Women-Loving-Women in South Tyrol

(mid-1970s–early2000s)

Lisa Settari

»Well, I, er, I told her, and her reply was, I thought it was just brilliant, »That's your problem«. That was her comment, that's my problem, then I said, »No, I don't have a problem«, and we never ta-, well, that was her comment and then the topic was settled, she never asked me anything about it later, for her, this was just the way it was.« (Dorothea¹)

This chapter discusses invisibilisation, which emerged as one of three major practices from coming-out narratives of women-loving women in South Tyrol. These narratives stem from twenty oral history interviews which I conducted in 2022, with ten women-loving women, born in or before 1973, and who had grown up in South Tyrol.

Conceptualising Invisibilisation

While the »sense« of the concept of invisibilisation crystallised at early stages of the interviewing period, a suitable term to denominate seemed tricky to find. I reflected on the concepts of »taboo«, »silence« and »non-topic«, exploring relevant sociological research (Spain 1988, p. 296; Umpierre 1996, p. 265; Jay 2009, p. 153; Tebble 2011, p. 921), before I decided to employ a term that indicated an observable phenomenon, as well as an active, and indeed interactive, social practice. The invisibilisation concept does justice to both the invisibility of women-loving women in the private sphere, public and media discourses, or in popular culture, as constructed in the interview narratives; as well as to the maintenance of this invisibility by the workings of individuals and institutions. In their narratives, the participants have not presented women-loving women as a complete taboo, but rather as an occasionally perceptible and then invisibilised phenomenon. Moreover, this conceptual choice places this

1 Pseudonyms were used for all research participants.

chapter in a line of studies within women's and gender history that focused on the absences, silences and invisibilities of marginalised individuals, groups and institutions (Firor Scott 1984, p. 7; Ciaputa/Struznik 2012, p. 12). While I preferred ›invisibilisation‹ over the concept of ›taboo‹, insights of social scientists on taboos confirmed the interest of invisibilisation practices in social and cultural history. Writing about language taboos, Jay highlighted that taboos are time- and space-dependent and shaped by authority-bearing institutions such as the law, religious bodies, educational institutions, or the media (2009, p. 153). Therefore, I expect that insights on the South Tyrolean historical context, and on invisibilisation practices can prove mutually insightful.

Invisibilising Non-Normative Sexualities

Before I asked the research participants any specific questions about their sexual orientation, I enquired how they encountered the topic of sexuality when they were growing up. The narratives suggested that sexuality was largely absent from discourses within families and circles of friends, and in the interactions between the participants and institutions such as schools, between the 1950s and the 1990s. At later interview stages, I asked the participants about their first encounters with the concepts of ›homosexuality‹, ›lesbian‹ and ›bisexual‹. The response narratives suggest that the only type of sexuality thematised in private and public discourses was heterosexuality, which was considered the norm (Rich 1980 cited in Ciaputa/Struznik 2012, p. 13; Biagini 2018b, p. 123; Brunner 2021, p. 13), while same-sex attraction was constructed as a non-topic. This invisibilisation of non-normative sexualities could occur by an omission of the topic, or by an explicit rejection of non-heterosexuality. Anja, Aydan, Dorothea and Frieda narrated that they read youth magazines from West Germany such as *Mädchen* (*Girls*), and *BRAVO*, which infamously included articles on sexuality and was therefore shunned by many parents, schools, and Churches in Germany (Sauerteig 2007, p. 160), and in South Tyrol. None of the participants remembered any content on same-sex attraction in these publications, which had been important sources for information on sexuality in German-speaking regions in Europe since 1956 (Nowel 2017, p. 235). These narratives are in line with findings of Sauerteig (2007, p. 175) and Nowel (2017, p. 239), who highlighted that *BRAVO* treated heterosexuality as the norm, even though by the late 1960s, and with the legalisation of male same-sex acts in West Germany in 1969, the topic of homosexuality found its way into *BRAVO* (Nowel 2017, p. 238). Frieda narrated that subsequently, when she was an active member of South Tyrol's LGBTQIA+ association *Centaurus* in the late 1990s and early 2000s, the most widely read German-language daily newspaper *Dolomiten* (*Dolomites*) refused to publish articles, advertisements or letters to the editor related to LGBTQIA+ topics. This was confirmed in the expert interviews I

conducted with Ingrid Facchinelli, who was *Centaurus*' president in the early 2000s (July 2022), and Georg Vescoli, who was a *Centaurus* activist in the late 1990s (Jun 2023). This refusal of the most influential written media publication in South Tyrol (Heiss 2002, p. 9) to confront an entire topic is an example of a structural invisibilisation of non-normative sexualities. Contrarily to *Dolomiten*, the province's second German-language daily newspaper, *Die Neue Südtiroler Tageszeitung* (*The New South Tyrolean Daily*), which was founded in 1996 to provide a left-liberal counterbalance to *Dolomiten* (Hillebrand 2003, p. 91), would however publish such content. The same applies to *Alto Adige* (*South Tyrol*), the leading provincial daily Italian-language newspaper (Hillebrand 2003, p. 91). This is coherent with previous findings of media researchers, who concluded that *Dolomiten* was particularly against publishing content on sexuality (Hillebrand 2003, p. 104) and on feminist activism, even taking a stance against the legalisation of abortion at the time of the respective referendum in 1981 (Clementi 2002, p. 122). Furthermore, apart from *Centaurus*' own publications, the South Tyrolean media landscape saw no LGBTQIA+-specific or -friendly publications emerge over time, in contrast with other German-speaking regions where a generation of popular magazines like *Freundschaft* (*Friendship*), *Blätter für Menschenrechte* (*Pages for Human Rights*), or *Insel* (*Island*) had been published since the late 1910s (Unterkircher 2007, p. 59), followed by a later generation consisting of *Der Weg* (*The Way*) or *Der Kreis* (*The Circle*) since the 1950s and 1960s (Brunner 2016, p. 256). Moreover, an Austrian homosexual movement began to sprout in Vienna in the mid-1970s (Brunner 2021, p. 16). In 1977, the debate programme *Club 2* of the public Austrian broadcaster hosted two gay men and two lesbian women, and the same year saw a meeting of approximately two-hundred gay men from Germany and Austria in Vienna. On the Italian side, the homosexual organisation *Fuori!*, which had been founded in 1971 as the first political organisation for homosexuals in Italy (De Leo 2021, p. 167), began to publish its magazine bearing the same name one year later (Borghi 2011, p. 41), followed by *Lambda* from 1976 (Biagini 2018a, p. 46). Moreover, the widely read *Quotidiano Donna* (*Woman's Daily*) installed a 'lesbian page' in 1979 (Biagini 2018a, 110), thus long before the beginnings of *Centaurus* and its publications. Overall, neither the collected narratives nor the existing historiography suggest that non-normative sexualities or any relative organising were visible like elsewhere in Italy or in neighbouring Austria, before the founding of *Centaurus* in 1993 (Ferrarini 2004, p. 11). I further asked all participants about portrayals of homosexuality in popular culture in their youth, i.e., the period between the 1960s and 1990s. Anja and Aydan, born in 1966 and 1973 respectively, into lower middle-class families in urban surroundings, narrated that non-normative sexualities were simply not approached:

»Yes, I would say that it wasn't present [...] I can't remember that any of it would have been thematised at all, or on TV, it was simply not a topic, neither in South Ty-

rol nor otherwise, like, now it's normal that some [*female*] singers talk about their wives in afternoon programmes and things like that, but that was, it didn't exist. Like, I can't remember at all that anything of the sort would have been present in the media.«

(Anja)

Aydan's narrative confirmed Anja's, and she explicitly linked the visibility of non-normative sexualities in the media and popular culture to the legalisation of civil unions in 2016, which Callahan and Loscocco considered an important legal progress for same-sex couples after decades of advocacy efforts (2023, p. 228) and strong resistance from right-wing politicians and groups, as well as the Vatican (2023, p. 229):

»Otherwise, you'd, I think, sometimes, see a scene in some film on TV, but also, you know [...] fleetingly, simply because until a few years ago, now however, and there you notice what a difference it makes when it's legally regulated.«

(Aydan)

The collected narratives suggest that the broadcasting of films discussing homosexuality like *Die Konsequenz* (*The Consequence*), which appeared on public Austrian television in 1977 (Brunner 2021, p. 15), represented rare exceptions. Like Aydan, Anja referred to the legalisation of civil unions as a turning point in the visibility of non-normative sexualities in Italian and South Tyrolean public discourses. Interestingly, this suggests that same-sex attraction was absent from German- and Italian-language popular culture and media outlets, which were both available to and consumed by South Tyroleans since the diversification of the TV programmes since the 1970s (Hillebrand 2003, p. 88). Anja, Dorothea, Frieda, and Luna also specifically narrated how the discoveries of their sexual orientations fell into the decades before computers and the internet became easily accessible in South Tyrol in the course of the 1990s (Clementi/Heiss 2003, p. 122), which precluded their options of circumventing this invisibilisation in the media and popular culture. Luna narrated:

»I never thought of asking anyone for help, quote unquote, or a discussion with whoever, because in fact, I didn't even know the situation, I didn't, I didn't even seek any information, in the sense that now with, you know, with the internet, you find anything you want and more, so, it would have been very easy. At the time, like, no one had a computer at home, at school there were no classrooms with computers, it was all very far removed from life, going to do research, there were phonebooks, if you wanted to find someone or something, you had to... you know?«

(Luna)

Shortly before the provincial elections in 1998, *Centaurus* sent questionnaires about attitudes towards homosexuality to 402 election candidates, which thirty of them

completed (Ferrarini 2004, p. 17). Since the majority ignored the questionnaires, same-sex attraction was thus invisibilised by political elites and far from a discussed topic in South Tyrolean political discourse, unlike in West Germany only decades before (Gammerl 2021, p. 65). Anja and Aydan thus juxtaposed decades of their lived experiences where same-sex attraction was invisibilised through lacking institutional and media attention. Interview narratives further included the invisibilisation of non-normative sexualities through an absence of respective organised communities in South Tyrol. Diesis recalled going on occasional club nights in gay and lesbian establishments elsewhere in northern Italy in the 1990s, juxtaposing these options to the lack of them in South Tyrol. In Italy, an LGBTQIA+ clubbing scene possibly emerged in the 1990s, but its history requires further research (Minacci 2021). Evidence from Austria suggests that small subcultural ›scenes‹ only developed in cities like Vienna throughout the twentieth century, which Unterkircher explains with the criminalisation of same-sex acts in Austria until 1972 (2007, p. 61). While a lack of visibility for minority groups can have detrimental consequences for their members, Frieda recalled its potential fruitfulness, given that just this invisibilisation of non-normative sexualities in South Tyrol motivated her to become a *Centaurus* activist:

»That [*the motivation for activism*] was actually there for me immediately. Because I had the impression, like, it can't be, this feeling, I still remember, when I fell in love, I felt like, well, and now? There is nothing left, right, that, now I stand her with my child, and what am I supposed to do now? [...] And then I immediately thought, actually, I want to see that we connect here [...].«
(Frieda)

While openly visible gay and lesbian scenes developed in Western Europe since the 1970s and 1980s (Ciaputa and Struzik 2012, p. 13), for instance in the shape of bars (Fullmer, Shenk and Eastland 1999, p. 141), this only happened later in South Tyrol. In contrast, Biagini highlighted the importance of bars as socialising and organising venues for lesbians in cities like Rome, Milan or Turin since the late 1970s (2018a, pp. 147–148). While some participants referred to three bars in Meran-Merano and Bolzano-Bozen as popular meeting spots for homosexual people, these were not branded as gay or lesbian bars. Moreover, since neither the interview narratives nor any previous literature referred to informal or ›hidden‹ LGBTQIA+ communities in South Tyrol, as they have elsewhere in rural areas (Stella 2012, p. 1823), the role of these cannot be evaluated at this stage. While the founding of *Centaurus* in 1991 certainly represents an important moment in the institutional history of LGBTQIA+ people in South Tyrol (Ferrarini 2004, p. 11), societal attitudes in the province did not change overnight. Indeed, the narratives point to a continuing invisibilisation through non-attention of lifestyles considered unconventional. When I asked Ay-

dan, who spent a few months in the US as an upper secondary school pupil, about those societal attitudes in the 1980s and 1990s, she narrated:

»About the topic of homosexuality or, er, being lesbian in South Tyrol, what comes to mind is often this American thing, ›don't tell, don't ask‹, so simply not to ask much, not to tell much, and believe that it [*inaudible segment*] homosexuals and lesbians are present in the whole world, in every society, that there are certain societies that totally, well, approach it openly, and as and tell and to and fro', South Tyrol sometimes seems to me, also with other topics, yeah, as long as you don't talk about it or as long as it doesn't go public...«

(Aydan)

Aydan thus located this continuing invisibilisation as a cultural trait of the province: non-normative sexualities are tolerated as long as they are not visible (Moscow Helsinki Group 2009 cited in Stella 2012, p. 1825). Indeed, Pedote and Poidimani argued that before a major protest took place against heteronormative stances expressed during a sexologist conference in Sanremo in 1972, homosexuality was hardly a matter for public debate in Italy (2020, p. 11). The narrative segment above reflects the period when Aydan came of age, and when she had her first contact points with the US, as the phrase ›don't ask, don't tell‹ is the commonly used expression for the legislation proposed by former US president Bill Clinton, who was elected in 1993 and had pledged to »end the ban on homosexuals in the military« (Borch 2010, p. 204) during his campaign. This slogan meant that homo- and bisexual individuals could join the military, albeit not openly (Lowrey 2021, p. 163). Indeed, it became law in 1994 and was in force until 2011 (Lowrey 2021, 165). The fact that Aydan referred to a US-American phrase rather than the Italian context expresses an important degree of cultural expansionism of the US. Interestingly though, the political and legal stance of the Italian state since 1889 (Milletti 2018, p. 35; Romano 2019, p. 56) towards same-sex acts could be read as following the ›don't tell, don't ask‹ principle, since it was not criminalised – thus tolerated, instead of accepted. Moreover, referring to a phrase closely associated with international affairs, Aydan does not narrate South Tyrol as a unique example of this practice. Anna spoke about an increased visibility of diversity regarding sexuality and gender identities in South Tyrolean public discourses, juxtaposing them with those she experienced as a teenager in the 1980s:

»I do think it's more in people's conscience, also of more conservative people, even when they reject it, at least it exists as a topic I think, simply because it's more present [...] and I think most people have already heard of it.«

(Anna)

Overall, these narratives suggest that the invisibilisation of non-normative sexualities occurred through the active ignoring of these by individuals, the media, popular culture, and by political and education institutions. This represents both a source of and fuel for heteronormativity, i.e., the view that heterosexuality is the only (acceptable) form of sexuality (Tebble 2011, p. 928). Interestingly, the narratives did not include any references to the active silencing of non-normative sexualities. However, Ferrarini noted a relevant example from the late 1990s. *Young&Direct*, a youth helpdesk in South Tyrol, published an information leaflet which treated homosexuality as a ›normal‹ form of sexuality, which resulted in criticism from the *Bewegung für das Leben* (*Movement for Life*), a South Tyrolean association mostly focusing on anti-abortion activism (Ferrarini 2004, p. 17), but which has also repeatedly voiced its opposition to the work of *Centaurus*, as former president Ingrid Facchinelli remembered (July 2022). Moreover, following a decision of the provincial administration, *Centaurus* received its first proper venue in 2004, outside of the centre of Bolzano-Bozen, at the fringes of the industrial district (Ferrarini 2004, p. 19). *Centaurus* was thus hosted in the same building as associations providing social assistance (Ferrarini 2004, p. 19). Frieda perceived this as pushing the LGBTQIA+ community out of the town centre's visibility:

»[...] and then, in the industrial district we came to such an area, self-help groups, mentally ill people, *Lebenshilfe* [an association for people with disabilities], and well, in an area, in a house where it was unpleasant, like, as a woman it was unpleasant, because it gave little safety, the room also [...] because you would get there via the garage [...].«

(Frieda)

Frieda's narrative further suggested that she interpreted this political decision as associating non-normative sexualities with pathologies, which has a long international history. In Italy, psychiatrist Cesare Lombroso considered lesbianism as contagious and a sign of bad character (Milletti 2018, p. 31), and ›cures‹ against homosexuality were attempted in early twentieth-century Italy (Milletti 2018, p. 28). Further, in Austrian hospitals for male children and teenagers, same-sex attractions were considered as one possible expression of abnormal behaviour (Friedmann 2018, p. 80). The Kinsey reports, originally published in the US in 1948 and 1953, and the international dissemination of their conclusions that same-sex attraction was widespread and neither unnatural nor pathological were a ›shock to the system‹ (Barbagli and Colombo 2007, p. 12; Friedmann 2018, p. 79). The strong links between same-sex acts and pathologies began to decrease after the Stonewall riots in 1969 (De Leo 2021, p. 167). The year 1973, when the American Psychological Association ceased to consider homosexuality as a pathology, is further frequently

cited as a crucial moment (Drescher 2015, p. 565; Westwood and Lowe 2018, p. 61; Brunner 2021, p. 16).

Invisibilising Women-Loving Women

As I asked the participants when they first encountered concepts such as homosexuality, bisexuality or lesbians, their responsive narratives suggested that women-loving women were invisibilised to a higher degree than men-loving men. This points to continuities with Biagini's findings (2018b, p. 102) on lesbians during Italian fascism, and Gammerl's insights (2021, p. 94) on homosexual women and men in West Germany from the post-war period until the 1980s. These narratives are further coherent with Ferrarini's observations, according to which public meeting points for gay men in South Tyrol preceded the founding of *Centaurus*, while lesbians rather met in small private groups (Ferrarini 2004, p. 11). Similarly, the advertisement in the South Tyrolean magazine *ff* which resulted in the founding of the self-help group in 1991 which would develop into the association *Centaurus*, in 1993 (*Centaurus* 2022) attracted eight gay men to a first meeting (Ferrarini 2004, p. 11). Moreover, this group was mostly frequented by men during its early years (Ferrarini 2004, p. 12). Anna and Frieda narrated that when non-normative sexualities were visible, the subjects were men rather than women. According to Anna, the sexuality of (presumed) gay men was occasionally thematised in her family when she was growing up in the 1970s and 1980s, however portrayed examples of otherness, oddness, and even criminality in the shape of intrusiveness; thereby, male homosexuality was rendered invisible as a potentially ›normal‹ phenomenon. This echoes Gammerl's observation on how non-normative sexualities were portrayed as negative and dangerous in a range of books and films in West Germany since at least the mid-twentieth century, e.g., in Klaus Mann's *Vergittertes Fenster* (*Barred Window*), Jean Genet's *Die Zofen* (*The Maids*), or *Mädchen in Uniform* (*Girls in Uniform*) (Gammerl 2021, p. 58). Frieda narrated references to gay men prompted by the HIV/AIDS pandemic in the 1980s as that the ones about same-sex attraction in her youth. Internationally, the emergence of HIV/AIDS rendered male homosexuality more visible and only strengthened previous associations between same-sex acts and pathologies and danger (Tebble 2011, p. 937). The same was true in Italy and Austria, where the first HIV/AIDS cases were announced in 1982 (Frei and Karner 2003, p. 144) and 1983 (Brunner 2021, p. 20) respectively, and where it became quickly branded as the ›gays' disease‹ (Frei and Karner 2003, p. 144; Brunner 2021, p. 20).

The most striking examples of the invisibilisation of women-loving women across the collected narratives surrounded the participants' outer coming-out² stories. When I asked them about their outer coming-out, Anja, Anna, Aydan, Diesis, Dorothea, Esther, Luna and Mathilde narrated that their news was treated as non-events and thus invisibilised, mostly within their nuclear families – regardless of the families' linguistic affiliation, place of residence or socio-economic background. Recalling her coming-out to her father in in the mid-1990s, Anja narrated:

»Well, he didn't really rea..., I can't remem..., I had the impression that it he didn't really care, that he was not particularly touched or upset or, I really can't remember that he reacted in any way, in any case he positioned himself fairly neutrally.«
(Anja)

Anja's father thus appeared as a sidenote in her narrative, as he treated her coming-out as an invisible issue which did not resuscitate any further reactions. Dorothea is seven years younger than Anja and unlike her, she grew up in a family of farmers with devout Catholic parents in a small village. However, when she came out to her father in the mid-1990s, his reaction in Dorothea's narrative was similarly stoic:

»Then I told him, and er, but he then didn't really react to it, like he neither said yes nor no nor anything, he, I told him and then we didn't talk about it any further like, er, I only said to him, well, if I now, I'm not looking for a girlfriend now, but if I had a girlfriend, what it would be like for him, if I brought her [*home*], then his, he was so sober, »I've never turned anyone away at the door«, like my dad is pretty sober [*laughs*].«
(Dorothea)

This suggests that while Dorothea's father did not oppose her decision to live as a women-loving woman, he seemed to keep her sexual orientation a non-topic. This was echoed by the reaction of Hanni, who is now in her nineties and has lived with Dorothea's family since moving to their farm as a maid decades ago:

»Well, I, er, I told her, and her reply was, I thought it was just brilliant, »That's your problem«. That was her comment, that's my problem, then I said, »No, I don't have a problem«, and we never ta-, well, that was her comment and then the topic was settled, she never asked me anything about it later, for her, this was just the way it was.« (Dorothea)

2 In line with previous research and the participants' narratives, I distinguish between inner coming-out as a process of acknowledging, accepting, and appreciating one's non-heterosexuality, and outer coming-out, i.e., the communication of this insight to others (Ferrarini 2004, p. 106; Baiocco et al. 2022, p. 1).

Esther has a similar family and religious background to Dorothea. She came out to her family in the early 2000s, narrating that her mother reacted somewhat like Dorothea's father and Hanni. However, Esther's mother seems to have been more vocal about the necessity to invisibilise her daughter's sexuality: »My mum actually reacted in a relatively positive way, but more in the sense of, one doesn't talk about those things, so to say, one does this, but one doesn't talk about it« (Esther).

Esther's father seemingly agreed with her mother, as Esther noticed that her sexual orientation became a problem for her father as soon as it was spoken about:

»With my father, it was difficult. In the moment where I openly vocalised it, it was a problem. As long as nothing was vocalised, it wasn't an issue, but openly vocalising it was a problem and he then had many difficulties, long-lasting difficulties with my, er, following girlfriend [...].«
(Esther)

Despite the contrast in upbringing, Luna's mother also showed a desire to ignore and to invisibilise her daughter's sexual orientation. When Luna came out to her parents in the early 2000s, she narrated that her »mother entered a parallel world, my mother completely removed this topic«. Diesis' mother has been aware of her daughter's sexual orientation since finding out about Diesis' first relationship with a woman in the early 1990s. However, similarly to Luna's mother, Diesis narrated that her mother chooses not to acknowledge it:

»My mother is 84 years old, but my mother really, doesn't want it, it's something she doesn't accept, she doesn't accept, despite, she knows it, er, but she doesn't accept it [...] he, he knows, he also knows it, and he's much more relaxed, he doesn't care, he doesn't care about it, he is much more relaxed, but we never approached... The real conversation sitting around a table, no, I approached it with my mother. And when I saw the response... but my father is much more, like, now I have a partner and my father, he is super relaxed regarding her.«
(Diesis)

Indeed, Diesis' mother continues to verbally construct the invisibility of her daughter's life as a women-loving woman through her choice in language (Allan and Burridge 1991; Irvine and Gal 2000 cited in Nuhrat 2020, p. 143):

»For instance, if my mother isn't well, er, she needs to be taken to the hospital, [if] I have problems at work, she, she [Diesis' partner] takes her... But she's a ›friend‹, for my mother she remains a friend, you know [...].«
(Diesis)

Frieda narrated a more reactive and more clearly negative attitude from her parents when she came out to them:

»[...] family was a catastrophe, of course. That was, for my family this was very bad. They also, when I told them, the reaction was like, yes, but until, until Sonja hasn't come of age, that I shouldn't think about living this. That was their idea. And what they also did for a long time was pretend that I was still married, in front of certain people, because that simply fit into the picture.«

(Frieda)

The use of the phrase »of course« suggests that Frieda did not expect anything else from her parents, whom she described as conservative and considerate to upholding the image of a happy and respectable nuclear family during her childhood and adolescence. Indeed, the invisibilisation aspect appeared rife in Frieda's memory, as she narrated that her parents wanted her not to live out her sexual orientation for a certain time and thus keep it invisible herself.

As mentioned above, while a reading and comparison of the present interview narratives do not suggest outright homophobic reactions, they can hardly be read as testimonies of openness or acceptance, but rather as tolerance, which can only be a steppingstone towards acceptance and which in itself cannot be expected to generate feelings of legitimacy to the individuals concerned (Fassinger 1991, p. 167), as Aydan narrated:

»It's certainly not acceptance, like I don't believe that it's acceptance, rather, when, it's rather tolerating, but it shows perhaps a bit the fear of approaching this topic, there are a great many fears, er, I believe images, it also, yes, I mean have something to do with religion [...] simply the unfamiliar, what you don't know, like with many other things as well [...] Yes, and this, this social control, er, it's of course probably in rural areas somewhat more of a given than, than in a town, in a town it's just different. I mean, even though [*her hometown*] isn't a megacity, but it still makes a difference.«

(Aydan)

Interestingly, this quote shows both how invisibilisation can be an alternative to outright opposition regarding marginalised groups, and how this practice has been used in the South Tyrolean context with its Catholic heritage. Concerning religion, South Tyrol is no outlier province in a country where the Catholic Church heavily influenced social norms and policies, even after Catholicism ceased to be the official state religion in 1986 (Beccalossi 2022, p. 655; Callahan/Loscocco 2023, p. 232). Indeed, different researchers cited the strong support of the Vatican's official doctrine for the uniqueness of heterosexual marriage and the heterosexual nuclear family model, as important reasons why civil liberties for LGBTQIA+ people were de-

layed in Italy (Beccalossi 2022, p. 655; Garelli 2007; Lasio et al. 2018 cited in Callahan/Loscocco 2023, p. 232).

No Role Models

When prompted about their encounters with concepts like homosexuality, some participants narrated the absence of openly non-heterosexual individuals, either in their surroundings, or in public life (Fassinger 1991, p. 167; Fullmer, Shenk/Eastland 1999, p. 138; Biagini 2018b, p. 127); an absence which they univocally narrated as having disappeared by now. This is echoed by similar findings from the UK in the 1990s (Sparkes 1994, p. 93), and insights from Central and Eastern Europe where LGBTQIA+ individuals and communities are frequently absent or not clearly visible (Stella 2012, p. 1826; Borgos 2015, p. 96). The absence of a »cultural understanding« of non-normative sexualities can impede the creation of an authentic life for LGBTQIA+ individuals (Fullmer, Shenk/Eastland 1999, p. 142; Borgos 2015, p. 96). Interestingly, the only famous and historic (Milletti 2018, p. 37) women-loving woman mentioned in the narratives was Virginia Woolf, whose writing Anna has admired since her youth. Indeed, the fact that Esther mentioned an absence of role models in her response to my very first interview question about how she grew up further supports this notion. After pointing out that traditional rural and religious values were central in her family, she continued:

»And, er, everything that concerns my later sexual orientation, it was really like I didn't have any role models, in no way, and er that therefore this path for me, to even recognise it as such and to realise that, that that was simply a difficult path [...].«
(Esther)

Frieda's narrative echoed this. She is slightly younger than Esther and grew up in a bilingual family in a small town. When I asked her where her described tendency to ignore her feelings of attraction towards girls and women may have come from, she said:

»Er [*clears throat*], I really thought about that many times, but I... it really was something that, that was not... supposed... to be, like. Something that simply didn't exist in my surroundings and in my life... like, er... I didn't have any contacts, I didn't have any, I didn't know anyone, neither among the men nor among the women, I didn't know anyone, not in my surroundings, not as I was growing up, where this topic was somehow present.«
(Frieda)

Anja's and Aydan's socio-economic backgrounds resemble Frieda's more than Esther's, and their narratives confirmed the invisibilisation of women-loving women in their youth. Similarly to Frieda, Aydan named this as a reason why she lived a heterosexual life until her mid-twenties:

»But I grew up in a totally heterosexual context and then I lived a totally hetero life. It also didn't, well, in those years it wasn't necessarily a topic, I couldn't say that I suffered from it. Well, at some point I, I did think, women are also interesting [*laughs*], but of course you, there were no role models or anything like that, I do think that was difficult then.«
(Aydan)

Once Frieda had come out, she narrated that she was pleasantly surprised to find out about other people in South Tyrol who were homosexual, also among her acquaintances:

»There really was a great element of surprise, when you would meet people you knew, you knew from sight, as I said, not in your own, direct surroundings, but people you knew nevertheless, because, because you had met them in childhood, skiing or during one of the courses you did. And it was always joyful, and these are acquaintances that last until today, a certain solidarity still exists and is also perceptible.«
(Frieda)

Given these narratives, it should not come as a surprise that Asha, the eldest interviewee growing up in a modest and devout Catholic context, could not remember any role models when she came out to herself as a young adult. Instead, she became a lesbian and feminist activist, and a role model for others:

»Er, I mean I also didn't look for role models, because there weren't any and there still aren't any, if there is a role model in South Tyrol with regard to homosexual women than I can really say it's me [...] maybe you also find some who know me and who can confirm this, because there are many who say, without Asha, back then, they all came to me.«
(Asha)

Asha frequently referred to her feminist activism which, interestingly, seemed to have been hardly influenced by her sexual orientation. Indeed, her activism as a lesbian found expression channels rather within the feminist movement, coherent with a trend Biagini observed in her study of lesbian movements in Italy in the 1970s and 1980s (2018a, p. 39). Asha recalled discovering feminism in her twenties, i.e., the 1970s, and that she subscribed to the German feminist magazines *Courage* and

Emma which were launched in 1976 and 1977 respectively (Lux 2017, p. 33). This suggests that she did look for feminist role models, or at least reference points, beyond South Tyrol's borders. Since Asha, a German-speaker, had completed a part of her upper secondary education in Italian, there was no linguistic barrier stopping her from getting involved with the provincial section of the nationwide left-wing *Unione Donne Italiane* (Union of Italian Women), which was rather exceptional given that most South Tyrolean women who were involved in institutionalised feminism at the time were Italian-speakers (Clementi 2002, p. 117). While Asha stressed that her feminist peers reacted positively to her homosexuality, sexual orientation apparently played hardly any role in South Tyrolean feminist movements. Further, there is no evidence for a lesbo-feminist movement in the province (Ferrarini 2004, p. 10). This shows coherence with the broader geographical and cultural context; in Italy, lesbo-feminism was fairly confined, temporarily and spatially, to the 1980s and urban centres (Biagini 2018a, p. 198); and in Austria, the very existence of lesbo-feminism has been subject of discussion (Repnik 2001, p. 12).

Insights and Outlook

This chapter focused on the practice of invisibilisation, which prominently shaped the coming-out narratives of women-loving women who had grown up in South Tyrol in the second half of the twentieth century. A sense of invisibility and an inability to name the phenomenon of women-loving women were discussed by historians like Biagini, regarding the 1930s and 1940s (2018b, p. 97), as well as the 1970s and 1980s in Italy (2018a, p. 7); further, by Borgos, who focused on twentieth-century Hungary (2015, p. 94); as well as by Ferrarini (2004, p. 7, p. 131). This is hardly surprising given that Ferrarini's and my participants mostly belonged to the same birth year cohorts (Ferrarini 2004, p. 29). While the concept of invisibility has been abundantly discussed in the literature on marginalised groups (Borgos 2015, p. 88; Westwood/Lowe 2018, p. 60; De Leo 2012, p. 700), the active creation and upholding of such invisibility at the individual or the collective and institutional level deserved focused attention here; similarly, South Tyrol as a research field remains largely unexplored from a queer history lens. An analysis of the present interview narratives suggested that the topics of sexuality, non-normative sexualities and women-loving women were not simply absent or invisible from the participants' lives as they were growing up, but rather invisibilised by media discourses, popular culture, and practices implemented by institutions such as the Catholic Church, schools, and actors like parents or even feminist activists. Invisibilisation was conceptualised as both precautionary and interventional actions to remove references to non-normative sexualities, either before or just after they had appeared in conversations or publications. Crucially, invisibility was also a recurring theme during the research process,

as I only managed to recruit a modest and fairly homogenous group of participants, in terms of age, language group affiliation, socio-economic status and educational background. Therefore, I expect that many women-loving women living in South Tyrol do not wish to come out to (heterosexual) researchers. Beyond the relatively low recruitment rate, I remarked low levels of interconnectedness and networking, especially between generations, among LGBTQIA+ individuals or small groups in South Tyrol, which further strengthens the impression of invisible realities concerning women-loving women to this day. This impression mirrors Ferrarini's observation of a missing collective memory and chronology of lesbians in South Tyrol (2004, p. 7), which Borgos also observed regarding lesbians in twentieth century Hungary (2015, p. 90). While this chapter cannot explain why invisibility is so frequent in the interview narratives, a strategy of invisibilising non-normative sexualities, i.e., exercising control over sexual behaviour, may have been an attempt to bring calm to a province experiencing social and political conflicts in the twentieth century. Similarly, De Leo argued that the backlash against non-normative sexualities in Germany before the Second World War and after a period of a degree of relative relaxation was created to suggest that order had returned (2021, p. 93). Of course, some of the present findings also stand in contrast with previous insights from similar studies. While Borgos found that many of her participants relied on private networks to find a community of women-loving women (2015, p. 104), this applies only to Aydan in the present sample. Diesis and Mathilde narrated that they never searched for a women-loving community, because they consider their sexual orientation as only one part of their lives, and the other participants found this community via structures such as *Centaurus*. Reynolds and Robinson (2016) presented findings from oral history interviews with gay and lesbian Australians, and thus citizens of a country further away from South Tyrol geographically than Hungary, but closer in terms of geopolitical and cultural alignment during the Cold War, as both Italy and Australia were part of the geopolitical West (Verdorfer 2020, p. 22). Apparently, greater gay and lesbian visibility in Australia emerged earlier than in South Tyrol, as participants in the cohort born between 1949 and 1956 narrated the beginnings of communities and clubs despite difficult legal circumstances (Reynolds and Robinson 2016, p. 370). Reynolds and Robinson observed early political organising, partly prompted by the contemporary HIV/AIDS issue, which was important for the cohort born between 1957 and 1966 (2016, p. 370). With only three of ten participants born in this period, the present findings can neither convincingly confirm nor challenge this finding. They do, however, seem to mirror Reynolds' and Robinson's subsequent findings on participants born between 1967 and 1984, i.e., the period in which seven of my participants were born. Regarding this period, Reynolds and Robinson pointed to increasing representation in popular culture and a decrease in outright hostility (2016, p. 370). What is missing from South Tyrolean history, according to the collected narratives and existing historical studies, is a homosexual movement in the 1970s and 1980s, which

emerged in other contexts such as Italian cities (Biagini 2018a), or other Western countries (Reynolds/Robinson 2016, p. 371). Despite this (seeming) absence of a homosexual movement before the founding of *Centaurus*, the history of sexualities in South Tyrol represents a plethora of research gaps for those ready to dig and listen.

References

- Baiocco, R., Rosati, F., Altomare, E.Z. and Pistella, J. (2022) ›Telling my life: Narratives of coming out in LGB people between certainty/uncertainty and revelation/concealment‹, *Journal of Gay and Lesbian Mental Health*, 1–25, available: <https://doi.org/10.1080/19359705.2022.2072035>.
- Barbagli, M. and Colombo, A. (2007) *Omosessuali moderni – Gay e lesbiche in Italia*, Bologna: Il Mulino.
- Beccalossi, C. (2022) ›Sessualità e identità non conformi tra storia LGBT+ e storia queer‹, *Contemporanea*, 24 (4), 643–658.
- Biagini, E. (2018a) *L'emersione imprevista – Il movimento delle lesbiche in Italia negli anni '70 e '80*, Pisa: Edizioni ETS.
- Biagini, E. (2018b) ›R/Esistenze – Giovani lesbiche nell'Italia di Mussolini‹, in N. Milletti and Passerini, L., eds., *Fuori della norma – Storie lesbiche nell'Italia della prima metà del Novecento*. Turin: Rosenberg & Sellier, 97–135.
- Borch, F. L. II. (2010) ›The History of Don't Ask, Don't Tell in the Army: How We Got to It and Why It is What It Is‹, *Military Law Review*, 203 (1), 189–206.
- Borghi, L. (2011) ›Connessioni transatlantiche: lesbismo femminista anni '60-'70‹, *Connessioni transatlantiche*, X (2), 41–64.
- Borgos, A. (2015) ›Secret Years: Hungarian Lesbian Herstory, 1950s–2000s‹, *Aspasia*, 9, 87–112, available: <https://doi.org/10.3167/asp.2015.090106>.
- Brunner, A. (2021) ›Sichtbar unter Unsichtbaren – Eine schwule Identität im Spiegel von Politik und Gesellschaft seit den 1970er-Jahren‹, in F. Hafez., ed., *Das »andere« Österreich – Leben in Österreich abseits männlich-weiß-heteronormativ-deutschkatholischer Dominanz*, Vienna: new academic press, 13–26.
- Brunner, A. (2016) ›Zentrum Wien – Das Gedächtnis der LGBT-Geschichte Wiens‹, *Mitteilungen der Vereinigung österreichischer Bibliothekarinnen & Bibliothekare*, 69 (2), 255–259.
- Callahan, I. and Loscocco, K. (2023) ›The Prevalence and Persistence of Homophobia in Italy‹, *Journal of Homosexuality*, 7 (2), 228–249, available: <https://doi.org/10.1080/00918369.2021.1945337>.
- Centaurus (2022) *Chi siamo*, available: <https://centaurus.org/centaurus/chi-siamo/> (last access: 26 January 2022).
- Ciaputa, E. and Struzik, J. (2012) ›Lesbians go public? Die (Un-)Sichtbarkeit von Lesben und bisexuellen Frauen in Polens öffentlichem Diskurs‹, *Gender*, 3, 9–24.

- Clementi, S. (2002) ›Die sanfte Revolution – Von gleichen Rechten und Differenzen‹, in Solderer, G., ed., *Das 20. Jahrhundert in Südtirol*, Vol. 4: *Autonomie und Aufbruch, 1960-1979*. Bozen/Bolzano: Edition Raetia Verlag, 108–125.
- Clementi, S. and Heiss, H. (2003) ›Provinzeldorado – Vom »no future« in die »Goldenen 90er«‹, in Solderer, G., ed., *Das 20. Jahrhundert in Südtirol*, Vol. 5: *Zwischen Europa und der Provinz, 1980–2000*. Bozen/Bolzano: Edition Raetia Verlag, 108–129.
- De Leo, M. (2021) *Queer – Storia culturale della comunità LGBT+*. Turin: Einaudi.
- Drescher, J. (2015) ›Out of DSM: Depathologizing Homosexuality‹, *Behavioral Science*, 5, 565–575, available: <https://doi.org/10.3390/bs5040565>.
- Facchinelli, I. (2022) Expert interview with Lisa Settari (8 July 2022).
- Fassinger, R.E. (1991) ›The Hidden Minority: Issues and Challenges in Working with Lesbian Women and Gay Men‹, *The Counseling Psychologist*, 19(175), 157–176, available: <https://doi.org/10.1177/0011000091192003>.
- Ferrarini, E. (2004) *Lesbisch l(i)eben. Eine Untersuchung zu ausgewählten Lebensbereichen lesbischer Frauen in Südtirol*, unpublished thesis (M.A.), University of Innsbruck.
- Firor Scott, A. (1984) ›On Seeing and Not Seeing: A Case of Historical Invisibility‹, *The Journal of American History*, 71 (1), pp. 7–21, available: <https://www.jstor.org/stable/1899831> (last access: 20 November 2022).
- Frei, S. and Karner, B. (2003) ›Sozialland Südtirol – Der Sprengelgedanke setzt sich durch‹, in Solderer, G., ed., *Das 20. Jahrhundert in Südtirol*, Vol. 5: *Zwischen Europa und der Provinz, 1980–2000*. Bozen/Bolzano: Edition Raetia Verlag, 130–149.
- Friedmann, I. (2018) ›»Homosexueller Charakter« und der »Schutz der übrigen Buben« – Homosexualität und Heilpädagogik in Wien und Tirol im 20. Jahrhundert‹, *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 29 (2), 59–85.
- Fullmer, E.M., Shenk, D. and Eastland, L.J. (1999) ›Negating Identity: A Feminist Analysis of the Social Invisibility of Older Lesbians‹, *Women and Aging*, 11(2-3), 131–148, available: https://doi.org/10.1300/J074V11N02_10.
- Gammerl, B. (2021) *Anders Fühlen – Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik, Eine Emotionsgeschichte*. Munich: Carl Hanser.
- Heiss, H. (2002) ›Zeit der Bewegung – Gesellschaft in Südtirol 1960 bis 1979‹, in Solderer, G., ed., *Das 20. Jahrhundert in Südtirol*, Vol. 4: *Autonomie und Aufbruch, 1960-1979*. Bozen/Bolzano: Edition Raetia Verlag, 126–155.
- Hillebrand, L. (2003) ›Medieneldorado Südtirol – Die rasante Medialisierung der Gesellschaft‹, in Solderer, G., ed., *Das 20. Jahrhundert in Südtirol*, Vol. 5: *Zwischen Europa und der Provinz, 1980–2000*. Bozen/Bolzano: Edition Raetia Verlag, 86–107.
- Jay, T. (2009) ›The Utility and Ubiquity of Taboo Words‹, *Perspective on Psychological Science*, 4 (2), pp. 153–161.
- Lowrey, N.S. (2021) Repealing Don't Ask, Don't Tell – A Historical Perspective from the Joint Chiefs of Staff. *Washington, DC: Office of the Chairman of the Joint Chiefs of*

- Staff, iii-181, available: https://www.jcs.mil/Portals/36/Documents/History/Dec21/SHS_15_Repealing_DADT.pdf (last access: 13 May 2023).
- Lux, K. (2017) ›Von der Produktivität des Streits–Die Kontroverse der Zeitschriften Courage, Die Schwarze und Emma. Überlegungen Frauenbewegung‹, *Feministische Studien*, 35 (1), 31–50.
- Milletti N. and Passerini L., eds., *Fuori della Norma – Storie lesbiche nell'Italia della prima metà del Novecento*. Turin: Rosenberg and Sellier.
- Minacci, F. (2021) *Essere gay in Italia negli anni '90: dalla nascita dei locali LGBT alle prime proposte di legge*, available: <https://www.biccy.it/essere-gay-in-italia-negli-anni-90-dalla-nascita-dei-locali-gay-alle-primere-proposte-di-legge/> (last access 20 June 2023).
- Nowel, M. (2017) ›Die Thematisierung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in der Jugendzeitschrift Bravo ambivalente Bestandsaufnahme‹, Diskurs und Jugendforschung/Discourse, *Journal of Childhood and Adolescence Research*, 2, 235–240, available: <https://doi.org/10.3224/diskurs.v1i2.09>.
- Nuhrat, Y. (2020) ›Linguistic taboo, ideology, and erasure: Reproducing homophobia as norm and lesbianism as stigma in women's football in Turkey‹, *American Anthropologist*, 124, 141–153, available: <https://doi.org/10.1111/aman.13695>.
- Pedote, P. and Poidimani, N. (2020) *We will survive! Storia del movimento LGBTIQ+ in Italia*. 2nd rev. edn. Sesto San Giovanni: Mimesis.
- Repnik, U. (2001) ›Lesben in Bewegung(en). Die Lesbenbewegung in Österreich seit den 70er Jahren‹, in W. Förster and Natter, T.G., Rieder, I., eds., *Der andere Blick. Lesbischwules Leben in Österreich*. Vienna: MA 57 – Frauenförderung und Koordination von Frauenangelegenheiten, 225–236.
- Romano, G. (2019) *The Pathologisation of Homosexuality in Fascist Italy – The Case of G.*, London: Palgrave Macmillan, available: <https://doi.org/10.1007/978-3-030-00994-6>.
- Sauerteig, L. (2007) ›Die Herstellung des sexuellen und erotischen Körpers in der westdeutschen Jugendzeitschrift »BRAVO« in den 1960er und 1970er Jahren‹, *Medizinhistorisches Journal*, 42 (2), 142–179, available: <https://www.jstor.org/stable/e/25805421> (last access: 14 July 2023).
- Spain, D.H. (1988) ›Taboo or Not Taboo: Is That the Question?‹, *Ethos*, 16 (3), 285–301, available: <https://www.jstor.org/stable/640489> (last access: 24 February 2023).
- Sparkes, A.C. (1994) ›Self, Silence and Invisibility as a Beginning Teacher: a life history of lesbian experience‹, *British Journal of Sociology of Education*, 15 (1), 93–118, available: <https://www.jstor.org/stable/1393351> (last access: 24 February 2023).
- Stella, F. (2012) ›The Politics of In/Visibility: Carving Out Queer Space in Ul'yanovsk‹, *Europe-Asia Studies*, 64 (10), 1822–1846, available: <http://dx.doi.org/10.1080/09668136.2012.676236>.

- Tebble, A.J. (2011) ›Homosexuality and Publicness: Towards a Political Theory of the Taboo‹, *Political Studies*, 59, 921–939, available: <https://doi.org/10.1111/j.1467-9248.2011.00884.x>.
- Umpierre, L. (1996) ›Whose Taboos? Theirs, Yours, or Ours?‹ *Letras Femeninas*, 22(1/2), 263–268, available: <https://www.jstor.org/stable/23021202> (last access: 24 February 2023).
- Unterkircher, A. (2007) »...dass ich sein Glied auch öfters angegriffen habe, gebe ich zu ...« – Begegnungsformen und Konflikte beim Aushandeln mann-männlicher Sexualität im Tirol der 1930er Jahre‹, *Innsbrucker Historische Studien*, 25, 59–82.
- Vescoli, G. (2023) E-mail to Lisa Settari (last access: 27 June 2023).
- Westwood, S. and Lowe, J. (2018) ›The hidden sexualities of older lesbians and bisexual women‹, in C. Barrett and Hinchliff, S., eds., *Addressing the Sexual Rights of Older People*, London: Routledge, 56–69, available: <https://doi.org/10.4324/9781315641751-5>.

Gemeinsam über Verlust und Hoffnung schreiben

Fünf Sammelbände über (post)jugoslawischen Antikriegs- und LGBT-Aktivismus¹

Bojan Bilić und Sarah Sajn

Sarah Sajn: Im letzten Jahrzehnt haben Sie eine Gruppe von Forscher*innen geleitet, die sich mit feministischen Mobilisierungen und insbesondere mit der Antikriegs- und LGBT-Bewegungen während und nach der gewalttätigen Auflösung Jugoslawiens befasst hat. Können Sie auf diesen kollektiven Weg zurückblicken?

Bojan Bilić: Ich freue mich sehr, dass ich die Gelegenheit habe, über unsere Buchreihe zur Geschichte und Politik des feministischen Engagements im jugoslawischen Raum zu sprechen, unsere Argumentation und unsere Beweggründe vorzustellen. In den letzten zwölf Jahren haben sich mehr als 70 Autor*innen zusammengefunden, um eine Art fluide Gemeinschaft zu bilden, eine epistemisch-affektive Gruppierung, die die Kämpfe von Aktivist*innen in der jugoslawischen und postjugoslawischen Region dokumentiert und analysiert und sich dabei bemüht, neue Perspektiven zu eröffnen, die zumindest ein wenig vom kolonialistischen oder neokolonialistischen Blick befreit sind.

Diese Konvergenz verstehe ich als eine affektive Kraft, die sich in die entgegengesetzte Richtung der jugoslawischen Teilung bewegt, also eher zentripetal, und die der tatsächliche Ausdruck unserer Notwendigkeit zu sprechen ist. Solche kollektive Energie stellt auch eine Ressource dar, um auf die traumatische Erfahrung, die wir teilen, zu reagieren. Die sozialwissenschaftliche Forschung hat sich bereits intensiv mit diesen beunruhigenden Ereignissen befasst, doch Jugoslawien wartet noch immer auf eine soziologische und anthropologische Antwort, die der Tiefe seines politischen und moralischen Falls gerecht wird.

1 Eine ursprüngliche, kürzere Version dieses Interviews wurde im Rahmen des dritten Treffens der Französischen Gesellschaft für Balkanstudien, das 2019 in Marseille stattfand, geführt. Diese Version wurde dann veröffentlicht als: Sajn, S. (2023), ›Bojan Bilić : entretien avec une voix du féminisme post-yougoslave‹, *Balkanologie* (online), 18 (2), abrufbar unter: <http://journals.openedition.org/balkanologie/5523>, DOI: <https://doi.org/10.4000/11qfe>.

Sarah Sajn: Ihr Kollektiv hat in den verschiedenen veröffentlichten Bänden eine explizit jugoslawische Ausrichtung vorgenommen. Warum ist das für Sie so wichtig? Welchen Stellenwert hat Jugoslawien und sein Untergang in Ihrem Kollektiv?

Bojan Bilić: Es gibt jetzt sieben Staaten, die aus Jugoslawien hervorgegangen sind, von denen viele nie eine Geschichte der Staatlichkeit gehabt haben. Können Sie sich also den Grad der Fragmentierung vorstellen, nicht nur geografisch, nicht nur politisch, sondern, ich würde sagen, auch psychisch, der mit dieser Auflösung, die in den 1990er-Jahren stattgefunden hat, verbunden ist?

Wie jedes Trauma ist auch die so gewaltsame Auflösung Jugoslawiens ein wiederkehrendes Ereignis in uns und für uns. Diese Auflösung ist noch nicht lange her, daher ist sie relevant; sie ist ein sehr häufiges Gesprächsthema, sie muss diskutiert, absorbiert und vielleicht auch schließlich integriert werden. Es handelt sich um eine Erfahrung oder eine Reihe von Erfahrungen, die uns verfolgen, weil man keine aktuelle Entwicklung in der Regionalpolitik erklären kann, ohne sich auf sie zu beziehen.

Die in diesen Bänden versammelten Autor*innen versuchen daher, auf dieses Thema einzuwirken. Die Geschwindigkeit, mit der unsere Gruppe im Laufe der Jahre gewachsen ist – zunächst horizontal, in Bezug auf die Anzahl der Personen und den abgedeckten geografischen Raum, aber auch vertikal, in Bezug auf unsere Verbundenheit mit dem Projekt und die Unterstützung, die wir uns gegenseitig auf dem Weg zu geben versuchen –, diese Wachstumsgeschwindigkeit in beiden Dimensionen hat meine ursprünglichen Erwartungen bei weitem übertroffen.

In unserem semiperipheren Raum, der immer ein politisch erdbebengefährdetes Feld ist, ist man sehr früh der Fragilität von Institutionen ausgesetzt; man kann sowohl die Arbeit miterleben, die notwendig ist, um eine soziale Ordnung herzustellen, als auch die Schnelligkeit, mit der diese Ordnung aufgelöst werden kann. So hat man oft die Möglichkeit, in seinem eigenen Leben auf soziale Veränderungen zu stoßen, die intellektuell und emotional überwältigend sind.

Sarah Sajn: Es gibt also einen wichtigen emotionalen Aspekt in Ihrer gemeinsamen Arbeit?

Bojan Bilić: Klar. Für uns, die die Bücher mit einer jugoslawischen und antinationalistischen Ausrichtung geschrieben und veröffentlicht haben, kann der Fall Jugoslawiens nicht auf das bloße Verschwinden eines Staates reduziert werden, auf eine Art administrative und bürokratische Tatsache, die Sie beispielsweise dazu zwingen würde, Ihren Pass zu ändern – was wir (ex-)Jugoslawen schon mehrmals tun mussten. Auf einer viel tieferen Ebene stellt das Verschwinden des jugoslawischen Staates einen ideologischen Wendepunkt dar, der die Grundfesten des Regimes, der sozialistischen Welt, in der wir lebten, erschütterte.

Als queere Menschen beschäftigen wir uns in diesen Büchern mit dem gewaltsamen Verlust eines Landes, den wir auch als eine besondere Form des »queeren Scheiterns« wahrnehmen: Als sozialistisches Experiment und Modernisierungsprojekt von noch nie dagewesenem Ausmaß in der Geschichte der jugoslawischen Völker könnte Jugoslawien aus heutiger Sicht auch als ein fragiles queeres Gebilde betrachtet werden: Ein Staat in ständigem Wandel, der (sicherlich erklärtermaßen und bis zu einem gewissen Grad auch in der Praxis) darum kämpfte, Klassenhierarchien zu durchbrechen, Frauen zu emanzipieren, tief verwurzelte rassische/ethnische und religiöse Spaltungen zu überwinden, Armut zu mildern, Bildung zu fördern, Frieden und internationale Zusammenarbeit zu stärken und dazu beizutragen, die Folgen der jahrzehntelangen kolonialen Vorherrschaft in der nicht-westlichen Welt zu beseitigen.

Sarah Sajn: Ja, aber Jugoslawien war während seiner gesamten Geschichte als Monarchie und später als sozialistischer Staat ein turbulentes Gebilde mit ethnischen und religiösen Spannungen sowie wirtschaftlichen Herausforderungen...

Bojan Bilić: Sicherlich sind Elemente der sozialistischen Emanzipation und der Moderne mit Ambivalenzen behaftet: Sich intellektuell (und) emotional auf den jugoslawischen sozialistischen Staat einzulassen, bedeutet, sich in ein Reich der Widersprüche zu begeben und sich in die Nähe der Enttäuschung zu stellen. Aber als Queers wissen wir nur zu gut, dass »jede Geschichte verwirklichter utopischer Gemeinschaften voll von Misserfolgen wäre« (Muñoz 2009, S. 27). Trotz seiner fortschrittlichen Gesetzgebung und des Enthusiasmus vieler seiner Bürger*innen, konnte das sozialistische Jugoslawien, die von seinen politischen Vorgängern geerbten Unterdrückungsmatrizen, nicht abbauen. Schon früh wurde nicht nur klar, dass die soziale Gleichheit und die Aufhebung der Klassenunterschiede eine Schimäre waren, sondern auch, dass die sozialistische Revolution wahrscheinlich nicht in der Lage sein würde, »die Schwelle der Familie zu überschreiten« (Morokvašić 1986, S. 127) und das Intimleben auf einer nicht-patriarchalen und nicht-heteronormativen Grundlage zu organisieren. Vor allem aber flossen weiterhin rassistische Strömungen entlang der Nord-Süd-Achse, und die nationalistische Stimmung in den Teilrepubliken stand oft im Widerspruch zu den programmatischen Äußerungen der kommunistischen Regierung. Diese Stränge der Entmenschlichung sollten gegen Ende der 1980er- und Anfang der 1990er-Jahre zusammenlaufen und den sozialistischen Staat in einen Abgrund verwandeln, der Tausende von Menschenleben verschlang und Generationen einer vielversprechenden Zukunft beraubte. Was uns in diesem Zusammenhang besonders beschäftigt, ist der Eindruck, dass solche sozialen Erdbeben heute sehr verbreitet sind, weil rechte Ideologien über den Planeten fegen. Denken Sie zum Beispiel an die »Migrationskrise« und den Rassismus, den sie in ganz Europa und insbesondere in Osteuropa sichtbar gemacht hat. Es

ist, als ob Jugoslawien überall wäre. Genau das hat uns noch mehr davon überzeugt, dass Entwicklungen in semiperipheren Räumen weiterreichende Auswirkungen haben können, in dem Sinne, dass sie uns etwas über politische Praktiken als solche lehren, und, in unserem Fall, nicht nur über ihre »Balkan«-Versionen.

Sarah Sajn: Was haben Ihnen diese Sammelbände im Nachhinein gebracht und was haben sie Ihnen konkret ermöglicht? Sie scheinen so zu forschen, wie die Menschen, die Sie untersuchen, kämpfen. Was bedeutet es für Sie, Sozialwissenschaften zu betreiben?

Bojan Billić: Alle diese Bücher, etwa jenes über Antikriegsaktivismus sowie die vier über LGBT-Aktivismus, basieren auf dem Prinzip, dass es ein Privileg ist zu überleben, und dass das Privileg des Überlebens unter gewalttätigen Umständen eine spezifische epistemische Position bietet. Der Krieg wurde uns sicherlich nicht als eine theoretische Frage präsentiert, die wir in Ruhe erforschen können. Aber wie der Krieg es immer tut (wie heute zum Beispiel in Gaza oder in der Ukraine), ist er in unsere Realitäten – unsere Heime, unsere Familien, unsere Liebe – mit einer Kraft eingedrungen, die moralische Normen neu kalibriert und bis heute die Stimmen der Vernunft, des Mitgefühls und der Koexistenz zum Schweigen bringt.

Ich glaube, dass es genau das Bedürfnis zu leben, zu denken, zu sprechen, Sex zu haben, zu lieben und auch »nicht-heterosexuell« zu lieben, im Anschluss an und trotz der schrecklichen Gewalt, das viele von uns dazu gebracht hat, Soziolog*innen, Anthropolog*innen, Psycholog*innen zu werden. Wir sind in die Soziologie und die ihr nahestehenden Disziplinen nicht unbedingt deshalb eingetreten, weil wir einen Beruf für das ganze Leben gesucht haben, sondern weil wir es nicht anders hätten machen können.

In gewissem Sinne haben wir uns auf das verlassen, was Bourdieu den therapeutischen Aspekt der Soziologie nennt: Wir betrachten sie als eine Kampfkunst, die uns zur Verteidigung und nicht zum Angriff dient. Wenn Sie diese Texte lesen, werden Sie sehen, wie persönlich, wie autoethnografisch viele von ihnen sind. Sie werden auch sehen, wie wir mit den Werkzeugen der Soziologie kämpfen, aber auch gegen die Soziologie als einen Beruf, der bestimmten Institutionen und privilegierten Menschen vorbehalten ist und sich durch angeblich objektive, neutrale und emotionsfreie Ansätze auszeichnet.

Diese Bücher zeigen also, wie sehr wir uns nach Intimität und Vergnügen sehnen, aber auch nach soziowissenschaftlichen Interventionen und politischen Initiativen, die die Verdinglichung von Identitäten und das Zelebrieren ethnischer Zugehörigkeiten problematisieren, die, wie wir gesehen haben, sehr gewalttätige Folgen haben können. In diesen fünf Bänden haben wir uns auf bestimmte Konzepte wie auf Säulen gestützt, auf »Überlebensgerüste«, die unserem akademisch-persönlichen feministischen Engagement therapeutische Dimensionen verleihen.

Sarah Sajn: In Ihrer gemeinsamen Arbeit richten Sie das Scheinwerferlicht auf militante Initiativen, insbesondere auf die verschiedenen Strömungen und Dimensionen der LGBT-Bewegung. War dies eine Antwort auf einen Mangel in der bestehenden Literatur?

Bojan Bilić: Wir wollten in der Tat dem langfristigen Trend der osteuropäischen Sozialwissenschaften oder der Sozialwissenschaften über Osteuropa widerstehen, sich mit den elitären Schichten von oft maskulinistischen, autoritären und patriarchalen Politiken zu beschäftigen. Was wir mit diesen Büchern erreichen wollen, ist auch, viele Fälle von jugoslawischem und postjugoslawischem Aktivismus vor der akademischen Vernachlässigung zu retten, indem wir über die ständige Überraschung angesichts der weit verbreiteten und oft institutionalisierten Homophobie hinausgehen, über die es bereits eine große Anzahl von Forschungsarbeiten gibt. Wir wollen die komplexen Antworten von LGBT-Aktivist*innen auf Homophobie unter die Lupe unserer verschiedenen analytischen Ansätze stellen und die Worte von Donna Haraway (1988, S. 584) umarmen, dass »die Ansichten der Unterworfenen keine unschuldigen Positionen sind«.

Wir haben uns also kritisch mit dem Aktivismus als einer Ansammlung kollektiver, aber heterogener, divergierender und konfliktreicher Kämpfe auseinandergesetzt, um zu sehen, wie er im Kontext von Patriarchat und Ethno-Nationalismus einerseits und Diskursen über Menschenrechte, Europäisierung, Modernisierung und Demokratisierung andererseits einen Platz »für sich selbst« schmiedet. Obwohl wir also die schnelle Zersplitterung und Professionalisierung der Aktivist*innen, die klassenbezogenen Hierarchien, elitäre, oft hauptstädtische Positionierungen und die persönlichen Spaltungen innerhalb der Initiativen kritisiert haben, liefern diese Bücher Ideen, die aktivistische Initiativen möglicherweise in neue Richtungen führen könnten.

Sarah Sajn: Abgesehen von Ihren persönlichen und beruflichen Verbindungen zur Frage der Sexualitäten im öffentlichen und politischen Raum, sind Ihre vier Bände über die Politik der LGBT-Bewegung auch weitgehend »auf der Höhe« Ihrer Zeit. Was sagen Sie anhand dieser Bücher zu den Debatten und politischen Prozessen, die die postjugoslawischen Gesellschaften in den letzten Jahrzehnten durchzogen haben?

Bojan Bilić: In den letzten zwölf Jahren haben diese Bände emotional gesättigte Prozesse begleitet und empirisch »erfasst«, durch die »der Andere« in Bezug auf die ethnische Identität langsam ersetzt oder zumindest durch den »Anderen« in Form der sexuellen Identität, die innerhalb der neuen Nationalstaaten lebt, »ergänzt« wird. Was ich damit sagen will, ist, dass, sobald der ethnische Unterschied etwas von seiner emotionalen Kraft verloren hatte und nicht mehr das zentrale Problem war, weil

es den nationalistischen Projekten gelungen war, Nationalstaaten zu schaffen, außer vielleicht im Fall von Bosnien-Herzegowina und Nordmazedonien, »der sexuelle Andere« sofort als ein wichtiges Problem auftauchte. Die Tatsache, dass der Pride March in Bosnien und Herzegowina, in Sarajevo, erst 2019 zum ersten Mal stattfand, während es beispielsweise in Kroatien bereits seit über 20 Jahren Märsche gibt, hängt vielleicht damit zusammen, dass Bosnien und Herzegowina ein Vielvölkerstaat und so ethnokratisch ist, dass der sexuelle Unterschied keine politische Relevanz erlangen kann.

Andererseits fiel die Auflösung Jugoslawiens weitgehend mit der Intensivierung der nicht-heterosexuellen Politik auf der Weltbühne sowie mit der Erweiterung der Europäischen Union und ihrer Förderung sexueller Rechte zusammen. Aus diesem Grund haben wir auf die Ambivalenzen geachtet, mit denen die sexuellen »Fremden« von gestern nicht nur »offiziell« Zugang zur Nation erhielten, sondern zunehmend als Kriterium für Demokratie und Fortschritt angesehen werden – auf Kosten anderer »Minderheiten«, die immer noch benachteiligt sind.

Sarah Sajn: Denken Sie dabei an Homonationalismus?

Bojan Bilić: Genau. Es geht um das Homonationalismus-Argument, das für die Art und Weise, wie die Erweiterung der Europäischen Union vor sich geht, von Bedeutung ist und dem wir das Buch *On the Rainbow Way to Europe* (»Auf dem Regenbogenweg nach Europa«) gewidmet haben. Wir gehen davon aus, dass die europäische (also Unions) Sexualpolitik in der Art und Weise, wie sie artikuliert, verbreitet und umgesetzt wird, vom kolonialen Erbe der europäischen Großmächte nicht unberührt bleiben kann. Die in jahrhundertelanger Kolonialherrschaft eingebetteten Machtgefälle »gleichen« Westeuropa/den angelsächsischen Westen mit dem gesamten Kontinent aus und bringen Achsen der Unterscheidung und Teilung hervor, die zwar eine Vielzahl politischer Systeme und sozialer Erfahrungen verschleiern, Osteuropa aber als ständig hinter dem fortschrittlicheren westlichen Teil zurückbleiben lassen. Im Gefolge von Imperien, Sklaverei und offenen bewaffneten Konflikten ist die Erweiterung Europas, heutzutage auch mit der Idee verbunden, dass LGBT-Rechte zum Kern der europäischen Werte gehören – was sehr lange Zeit nicht der Fall war.

In diesem Kontext hat sich der Begriff »Homonationalismus« als besonders produktiv erwiesen um zu verstehen, wie die »Toleranz« gegenüber »sexuellen Minderheiten« einige der zentralen westlichen/EU-Länder angeblich an der Spitze des »zivilisatorischen Gefälles« positioniert und sie als fortschrittlich und modern im Gegensatz zu ihren homophoben eingewanderten und meist muslimischen Mitbürger*innen kennzeichnet. Wir können zwar nicht sagen, dass die Länder unserer Region selbst »homonationalistisch« sind, aber wir analysieren die Art und Weise, wie zum Beispiel LGBT-Paraden manchmal als »Indikator für Demokratie« instrumen-

talisiert werden, wie die LGBT-Bevölkerung zu einem Symbol des Fortschritts und der Modernität wird und wie solche Darstellungen der Sache der LGBT-Emanzipation oft nicht zuträglich sind.

Sarah Sajn: In diesen Büchern nehmen Sie also neben einer feministischen Position auch eine kritische Haltung gegenüber der Europäischen Union ein, eine Position, die Sie als antikolonialistisch bezeichnen. Können Sie uns mehr darüber erzählen?

Bojan Bilić: Da unser Raum und insbesondere Bosnien und Herzegowina in den letzten drei Jahrzehnten zu einer Art »Labor« – das ist nicht unser Begriff, aber er wird viel verwendet – für politische, wirtschaftliche und soziale Experimente geworden ist, kommen viele Menschen, Experten und Expertinnen vor allem aus der westlichen Welt, um dort Demokratie zu »lehren« und in das fragile politische System einzugreifen. Sie kommen oft mit einer bestimmten (neo-)kolonialen, infantilisierenden Einstellung, die nicht offen genug für lokale Traditionen oder emanzipatorische Errungenschaften des Sozialismus ist... und sie zählen auf die Bereitschaft des »Kolonisierten«, unkritisch zu akzeptieren, was sie anzubieten haben... Mit diesen Büchern wollen wir daher unsere epistemischen Positionen äußern, denn wir werden von der Idee geleitet, dass Dekolonisierung auf Kooperation beruht und eng mit lokalem Engagement und der Produktion von lokalem Wissen verbunden sein muss.

In dieser Hinsicht haben wir uns in all diesen Büchern und insbesondere in dem Buch über Intersektionalität vom Erbe der Kämpfe des schwarzen amerikanischen Volkes gegen rassistische Unterordnung inspirieren lassen und uns auf die intellektuelle Arbeit von schwarzen Feministinnen wie Audre Lorde, Kimberle Crenshaw und bell hooks gestützt, um unser intersektionales Bewusstsein zu erweitern und unser Begehren zu politisieren, sodass diejenigen, die auf mehreren Ebenen unterdrückt werden, in unseren Texten zum Vorschein kommen konnten. Der Grund für diese Affinität zum schwarzen Feminismus als gegenhegemoniale Praxis liegt in der weit verbreiteten Tendenz, sowohl People of Color als auch postjugoslawische und osteuropäische Menschen im Allgemeinen als Objekte und nicht als Subjekte des Wissens zu behandeln. Und wir wollten damit beginnen, dies zu ändern.

Sarah Sajn: In diesem Zusammenhang haben Sie ein ganzes Buch dem lesbischen Aktivismus gewidmet, der oft unsichtbar ist und von dem man annehmen könnte, dass er eher marginal ist. Warum haben Sie diese Auswahl getroffen? Was sagt uns die Lesbenfrage über den postjugoslawischen Raum?

Bojan Bilić: Wenn es um das Buch *Schwesterlichkeit und Einheit* geht, spielen wir mit diesem Titel ein wenig mit dem Slogan des Bundes der Kommunisten Jugoslawiens, »Brüderlichkeit und Einheit« ... Sie können sich vorstellen, wie überrascht wir wa-

ren, als wir erfuhren, dass Ana Brnabić, eine offen lesbische Frau, zur Ministerpräsidentin Serbiens ernannt wurde. Sie wurde die erste offen lesbische Regierungschefin in Osteuropa und die zweite lesbische Regierungschefin in der Weltgeschichte, nach der isländischen Ministerpräsidentin, die 2009 an die Macht kam. Und das geschah in Serbien im Jahr 2017, nur 16 Jahre nach dem extrem lesbisch- und homophoben Pride March, der 2001 in Belgrad stattfand. Dass Serbien neben Belgien, den Niederlanden oder Island stand, die alle schwule oder lesbische Premierminister*innen hatten, war ziemlich unerwartet, aber keineswegs undenkbar, denn genau das ist es, was die Semiperipherie tut: sie sorgt oft für Überraschungen und zeichnet sich sowohl durch Fortschritte als auch durch schnelle Rückschritte aus.

Der Aufstieg einer lesbischen Politikerin an die Macht überzeugte uns, auch wenn wir bereits an diesem Thema arbeiteten, dass es an der Zeit war, die Errungenschaften, Spannungen und Widersprüche des jugoslawischen und postjugoslawischen Lesbenaktivismus zu erforschen. Da Lesbischsein Geschlecht und Sexualität als grundlegende Dimensionen von Macht vermischt, können Lesbischsein und lesbischer Aktivismus uns sicherlich etwas darüber lehren, wie man sich dem Patriarchat widersetzt und wie man die Mischung aus Frauenfeindlichkeit und Lesbenfeindlichkeit in unserer Region problematisiert. Wir wollten damit anfangen, die unsichtbaren Jahrzehnte des Engagements gegen die Formen der Unterdrückung, die durch eine solche Mischung geschaffen werden, hervorzuheben.

Sarah Sajn: Es ist bis jetzt klar geworden, dass »die Semiperipherie« ein Konzept ist, das in Ihrer kollektiven Arbeit eine wichtige Rolle spielt. Könnten Sie uns bitte mehr darüber erzählen, wie Sie es verstehen?

Bojan Bilić: Ja, wir haben in diesem Zusammenhang oft auf die wichtige Arbeit der jugoslawischen/serbischen Soziologin Marina Blagojević (2009, S. 57) verwiesen, die behauptet, dass der Zustand der Semiperipherie – in unserem Fall der postsozialistischen Staaten Mittel- und Osteuropas – durch die Überschneidung verschiedener Oppositionen gekennzeichnet ist und daher wie ein »Ort der diskursiven Leere« aussehen kann. Semiperipherie ist hier demnach gleichbedeutend mit »weiß/nicht-weiß, europäisch/nicht-europäisch, postkolonial/nicht-postkolonial, Bürger/Nicht-Bürger und Geschlecht/Nicht-Geschlecht«.

Dies war für uns aus mehreren Gründen von Bedeutung: Zunächst zeigt Blagojević, wie die Position zwischen dem kolonialen Kern und der »dritten (kolonisierten) Welt« zu dem führt, was sie »Ereignishaftigkeit« (eventfulness) nennt, nämlich der ständige Prozess des Übergangs, die Reformen, die sich auf eine intensive gesetzgeberische Produktion beschränkt, die nur selten im sozialen Leben wirklich umgesetzt wird. Während man auf der einen Seite ständig in turbulenten Zeiten lebt,

die »viel Geschichte produzieren«, bleiben tief strukturelle Schichten des Autoritarismus oft unangetastet.

Ein weiterer Aspekt wäre das gesteigerte Bewusstsein unserer Autor*innengemeinschaft, dass wir als Bewohner und Bewohnerinnen der Semiperipherie nicht unproblematisch als »weiße Europäer und Europäerinnen« gelten können. Das hat uns sensibler dafür gemacht, wie rassistische Diskurse sowohl aktivistische Bestrebungen als auch unsere eigene wissenschaftliche Arbeit durchdringen können.

Sarah Sajn: Sie meinen also, dass die semiperiphere Position erhebliche erkenntnistheoretische Implikationen hat?

Bojan Bilić: Genau, wir gehen von der Prämisse aus, dass im Kontext der globalen (akademischen) Kolonialität die Semiperipherie nicht als Ort der Wissensproduktion wahrgenommen wird und es folglich schwer hat, sich selbst so wahrzunehmen. Vielmehr werden ihre Erkenntnisse auf dem globalen Wissensmarkt eher als partiell, begrenzt, minderwertig und vielleicht sogar irrelevant behandelt. Innerhalb solcher hierarchischer Konfigurationen sind sowohl Sozialwissenschaftler und Sozialwissenschaftlerinnen als auch Aktivist*innen aus der Semiperipherie an das Karussell der Wiederholung, Replikation und Reproduktion des westlichen Originals gekettet.

Blagojević hat oft die Idee betont, dass semiperiphere Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen selten als »Schöpfer« (creator) von Wissen wahrgenommen werden – eine Rolle, die meist Akademikern und Akademikerinnen aus dem Zentrum vorbehalten ist. Die zentrale Funktion der semiperipheren Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen ist daher die der Übersetzung/Übertragung (transmitter) des Wissens, das aus dem Zentrum kommt. Mit unserer Arbeit können wir uns sicherlich nicht den kolonialen Verhältnissen entziehen, aber wir haben versucht, uns der Rolle der »Schöpfer« anzunähern, indem wir als »Gegensender« (counter-transmitters) agieren und einen Weg eröffnen, auf dem das Wissen auch in umgekehrter Richtung fließen würde – von der Semiperipherie zum Kern. Für uns ist auf jeden Fall die Semiperipherie weder ein passiver Empfänger noch ein »authentischer« Wissensspeicher, sondern kann vielmehr als »Kontaktzone« (Pratt 1991) betrachtet werden, in der Kulturen aufeinandertreffen und uns einen besseren Einblick in die Widersprüche und Spannungen, die sich im »Zentrum« abspielen.

Sarah Sajn: Ihr letzter Band, der Ende 2022 veröffentlicht wurde, enthält eine Reihe von Beiträgen zu Transgender-Leben, -Aktivismus und -Kulturen im postjugoslawischen Raum. Auch hierbei handelt es sich um einen aktuellen und politischen Beitrag, da im postjugoslawischen Raum, wie auch anderswo, die Transgender-Thematik offenbar zu Spaltungen in feministischen und linken Kreisen geführt hat. Welche Analyse bieten Sie in diesem Buch an?

Bojan Bilic: Wie bei den vorherigen Bänden wollten wir hier einen Überblick darüber geben, was in der Region in Bezug auf das Transgender-Engagement passiert. Wir schreiben also über Aktivismus, Gesundheitsversorgung, Gewalterfahrungen sowie über kreative und kulturelle Darstellungen. Wir waren besonders besorgt und wollten darauf reagieren, wie sich der transphobe Diskurs, der sich in Großbritannien entwickelt hat, in unserer Region niederschlägt und wie er nicht nur von den »traditionellen« Gegnern der queeren Sichtbarkeit aufgegriffen wird, sondern, wie Sie betonen, auch von einigen feministischen und linken Aktivist*innen. Dies hängt mit der Stärkung der Geschlechterbinarität nach dem Fall des Sozialismus zusammen, die sich beispielsweise auch beim Lesbenmarsch 2015 in Belgrad beobachten lässt, bei dem die Organisatorinnen darauf bestanden, dass der Marsch nur für Frauen bestimmt sei.

Sarah Sajn: Könnten Sie bitte etwas ausführlicher erklären, was Sie mit dieser Stärkung der Geschlechterbinarität meinen?

Bojan Bilic: Bleiben wir im Kontext des Lesbenmarsches, der 2015 in Belgrad stattfand. Als kollektives Coming-out wies diese Veranstaltung auf die Fragilität emanzipatorischer Errungenschaften in Zeiten des aufkommenden Populismus hin und machte auf die Widerstandsfähigkeit patriarchaler Einstellungen nicht nur in der allgemeinen Bevölkerung, sondern auch innerhalb aktivistischer Bestrebungen aufmerksam, die erklärtermaßen auf (nicht-hetero)sexuelle Befreiung abzielen. Durch die faktische Ausschließung von Männern wurde der Marsch jedoch zu einem doppelten Symptom dieser intensiven Repatriarchalisierung: einerseits durch seine Form, die auf einer klaren Geschlechterbinarität basierte und die Rollen umkehrte (Frauen schließen Männer aus dem öffentlichen Raum aus), ohne den patriarchalen Ausschlussmechanismus zu destabilisieren, sondern ihn vielmehr zu reproduzieren; und andererseits durch seinen ideologischen und affektiven Inhalt, der aus der fortgesetzten Marginalisierung der Frauenrechte resultierte. Daher spiegelte die Form der Veranstaltung den Missstand wider, der sie ermöglichte.

Diese Verdinglichung der Geschlechterbinarität, die mit einem hohen Maß an Transphobie in der heutigen Welt (und auch in vermeintlich feministischen Kreisen) einhergeht, enthüllte den konterrevolutionären Charakter des postjugoslawischen »Übergangs«, der durch einen Triumph der Identitätspolitik gekennzeichnet ist, die im Kontext neoliberaler kapitalistischer Herrschaft auftreten kann. Einerseits wurde die Binarität der Geschlechter von den frühesten Stadien des jugoslawischen Sozialismus an durch die Bemühungen um eine verfassungsmäßige Gleichstellung des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Status von Männern und Frauen problematisiert (was das tief verwurzelte Patriarchat zwar destabilisierte, aber nicht auslöschte), während sie andererseits ein wesentliches Merkmal des modernen Kapitalismus ist, das für die Art und Weise, wie er die Arbeitsteilung organisiert, ent-

scheidend war. Aus diesem Grund gingen die ungehemmte kapitalistische Expansion nach dem Sozialismus und die umfassende Repatriarchalisierung nach dem Fall des Sozialismus »Hand in Hand«: Der Kapitalismus strebt danach, die Arbeitskosten zu senken, indem er das Patriarchat systematisch reproduziert und die Rechte der Frauen herabsetzt, indem er sie in einer Position hält, in der sie von den Männern abhängig sind, während er nur einigen das Privileg einräumt, in den Genuss der Vorteile der liberalen Ordnung zu kommen.

Sarah Sajn: In Ihrem Band über Trans-Aktivismus schreiben Sie auch über diskriminierende Haltungen von Organisationen, die sich selbst als politisch links bezeichnen würden.

Bojan Bilić: In dieser Hinsicht befasst sich mein Beitrag zu diesem Band mit einem 2008 gegründeten Kollektiv marxistischer Aktivist*innen aus Belgrad, Marx21. In den letzten Jahren ist diese Gruppe, die etwa 30 Mitglieder zählt, für die Leidenschaft und Intensität bekannt geworden, mit der sich einige ihrer ehemaligen und aktuellen Mitglieder für die transphobe Sache einsetzen. Sie scheinen auf dieser Sache zu bestehen und systematisch die sozialen Netzwerke zu nutzen, um eine der am meisten marginalisierten gesellschaftlichen Gruppen anzugreifen. In dieser Arbeit frage ich mich daher, wie es möglich ist, dass sich ein Diskurs über die Diskriminierung von Transgender-Personen in einer militanten Gemeinschaft entwickelt, in der sie eigentlich hätten hoffen können, Zuflucht, Solidarität und Unterstützung zu finden.

Ich habe mich also mit der Frage beschäftigt, wieso ein angeblich linkes Kollektiv in einem feindlichen sozialen Klima ungezügelter Korruption, allgegenwärtiger Armut und der ständigen Bedrohung durch faschistische Übergriffe auf das öffentliche Leben, einen Krieg gegen Trans-Menschen und insbesondere Trans-Frauen als eine der am stärksten marginalisierten sozialen Gruppen führt. Dieses Aufflammen transfeindlicher Gefühle habe ich in einen längerfristigen analytischen Rahmen eingeordnet, der auf widerstandsfähige patriarchalisch-koloniale Strömungen verweist, die auch in der Praxis, einem international bekannten Beispiel jugoslawischer/serbischer linker Organisation in den 1960er- und 70er-Jahren, vorhanden waren. In diesem Sinne habe ich argumentiert, dass die Transfeindlichkeit, die heutzutage von Marx21 ausgeht, mindestens zwei miteinander verflochtene Dimensionen hat: Erstens erscheint sie als eine Strategie, die den prominenten männlichen Mitgliedern des Kollektivs hilft, ihren immer brüchiger werdenden feministischen Ruf zu bewahren; zweitens entsteht sie als Ergebnis patriarchalisch-kolonialer Verstrickungen, die durch einen unkritischen Import von transfeindlichen Haltungen (»just copy and paste«) aus dem bürgerlich orientierten britischen feministischen und linken Engagement hervorgerufen werden.

Ganz allgemein wollte ich zeigen, dass die Einbindung Serbiens und der weiteren jugoslawischen Region in die globalen Geografien des neokolonialen Kapitalismus nach dem Kalten Krieg, die mit enormen sozialen Kosten verbunden ist, Auswirkungen auf die Organisation linker Kollektive hat. Durch rassistische/nationalistische »Sozialisten« (wie z. B. Slobodan Milošević) ihres Vokabulars beraubt, wurde die serbische Linke durch eine lange internationale Isolation, die Auslöschung sozialistischen feministischen Wissens und eine systematische Zerstörung wissenschaftlicher Standards, verwundet. Die aktiv zerstreute und von emanzipatorischer Substanz bereinigte Linke ist zunehmend der Gefahr ausgesetzt, westliche feministische Debatten »unkritisch« zu importieren und auf diese Weise Schaden anzurichten.

Sarah Sajn: Sie schreiben und veröffentlichen hauptsächlich auf Englisch, aber Sie übersetzen die Bände auch ins Serbo-Kroatische und in andere Sprachen der Region, wie Slowenisch und Albanisch. Was bedeutet es für Sie, auf Englisch zu schreiben, und welche Art von Übersetzungspolitik haben Sie als Kollektiv verfolgt?

Bojan Bilić: In all unseren Büchern, die ich auch »Bücher-Archive« nenne, haben wir versucht, die jugoslawischen aktivistischen Kämpfe einem internationalen Publikum zu präsentieren, zur Unterwanderung tief verwurzelter Paradigmen beizutragen, die sich ständig um die ethnische Zugehörigkeit drehen, und die normativen »Zentren« der Forschung durch die Vielfalt unserer verkörperten Perspektiven zu bereichern. Unser Englisch ist nicht nur das Englisch professioneller Forscher und Forscherinnen, sondern auch eine Sprache, die viel über die durch tiefgreifende soziale Umwälzungen verursachte demografische Dispersion aussagen kann. Daher hat unsere Übersetzungspolitik – und das Bewusstsein, dass unsere Texte in unseren eigenen Sprachen zugänglich sein müssen – dazu beigetragen, die Zahl der Menschen, die in unsere Projekte einbezogen werden, stetig zu erweitern. Auch hat es unseren Ideen ermöglicht, in die Gemeinschaften zurückzukehren, aus denen sie stammen, und in lokalen Debatten aufgegriffen zu werden.

Sarah Sajn: *Zum Abschluss: Welche Bedeutung erhoffen Sie sich von diesen Büchern für zukünftige Generationen von Forscher*innen und Aktivist*innen?*

Bojan Bilić: Wir sind in den 1990er-Jahren aufgewachsen, in einer Zeit überwältigender Amnesien, daher hoffe ich mehr als alles andere, dass unsere Bücher es ein wenig schwieriger machen zu behaupten, dass die spaltenden Kräfte in unserer Region nicht durch feministische, antinationalistische Solidarität in Frage gestellt wurden. Indem wir militante Initiativen dokumentieren, bezeugen wir, dass sie tatsächlich stattgefunden haben, und verwandeln sie in ein übertragbares Erbe. Unsere Bücher

sind der Beweis dafür, dass bestimmte Dinge getan wurden und dass bestimmte Menschen – uns eingeschlossen – existiert haben.

Vielleicht sind die Kämpfe, an die wir zu erinnern versuchen, für viele Menschen nicht wichtig, aber für diejenigen, denen sie wichtig sind, sind sie es auf besonders tiefgründige Weise. Die Ströme der Fürsorge, des Engagements und der Freundschaft, die unsere Bände durchziehen, sind ein Versuch, das politische Leben und die Gemeinschaft zu verkörpern, die wir uns für uns selbst wünschen und die wir gerne an diejenigen weitergeben möchten, die nach uns kommen, damit sie eine bessere Welt erben können, als die, die uns gegeben wurde.

Verwendete Literatur

- Blagojević, M. (2009), *Knowledge production at the semiperiphery: A gender perspective*. Belgrad: Institut za kriminološka i sociološka istraživanja.
- Haraway, D. (1988) ›Situated knowledges‹, *Feminist Studies*, 14 (3), S. 575–599.
- Morokvašić, M. (1986), ›Being a woman in Yugoslavia: Past, present and institutional equality, in: Gadant, M. (Hg.), *Women of the Mediterranean*. London: Zed Books, S. 120–138.
- Muñoz, J. E. (2009), *Cruising utopia: The then and there of queer futurity*. New York: New York University Press.
- Pratt, M. L. (1991), ›Arts of the Contact Zone‹, in: *Profession* 91, S. 33–40.

Die Sammelbände

- Bilić, B. and Nord, I., Milanović, A. (Hg.) (2022) *Transgender in the Post-Yugoslav Space: Lives, Activisms, Culture*. Bristol: Policy Press, imprint of the Bristol University Press.
- Bilić, B., and Radoman, M. (Hg.) (2019) *Sisterhood and Unity: Lesbian Activism in the (Post-)Yugoslav Space*. London: Palgrave Macmillan.
- Bilić, B. (Hg.) (2016) *LGBT Activism and Europeanisation in the (Post-)Yugoslav Space: On the Rainbow Way to Europe*. London: Palgrave Macmillan.
- Bilić, B., and Kajinić, S. (Hg.) (2016) *Intersectionality and LGBT Activist Politics: Multiple Others in Serbia and Croatia*. London: Palgrave Macmillan.
- Bilić, B., and Janković, V. (Hg.) (2012) *Resisting the Evil: [Post-]Yugoslav Anti-War Contention*. Baden Baden: Nomos.

Sammlung und Repräsentation queerer Stadtgeschichte im Münchner Stadtmuseum

Pia Singer und Christoph Gürich

Was wir im Museum sehen und entdecken, prägt unser Verständnis von Kunst, Kultur und Gesellschaft. Museen fungieren als Orte der Repräsentation, Anerkennung und Wahrnehmung. Sie rahmen Vorstellbares und legitimieren das Gezeigte (vgl. Conlan 2010). Eine jüngst veröffentlichte repräsentative Studie des Instituts für Museumsforschung zeigt zudem, dass Museen im persönlichen sowie institutionellen Umfeld das höchste Vertrauen nach Familie und Freunden genießen (Grotz/Rahemipour 2024, S. 6). Besucher*innen schreiben also dem, was sie im Museum sehen, eine hohe Bedeutung und Seriosität zu. Folgerichtig ist daher auch das Fremd- und Eigenbild, nach dem Museen bis heute ungebrochen als kulturlegitimierende Institutionen sowie als Speicher des kulturellen und kollektiven Gedächtnisses einer Gesellschaft wahrgenommen werden und sich auch selbst als solches verstehen (Döring 2014)¹. Das hohe Vertrauen in Museen hängt laut der bereits erwähnten Studie auch damit zusammen, dass sie als neutral und unparteiisch wahrgenommen werden. Die Autorinnen billigen Museen zwar zu, Position zu beziehen und Haltung zu zeigen, warnen jedoch sogleich im nächsten Satz, dass die Perzeption von Neutralität »auf keinen Fall grundsätzlich erschüttert werden [soll], denn Vertrauen ist ein Kapital, das mit großen Mühen erworben wird, aber schnell verspielt ist« (Grotz/Rahemipour 2024, S. 28). Doch waren und sind Museen wirklich neutrale, gar passive Wissensvermittler, die nur das präsentieren, was in den Depots und Sammlungen aufbewahrt wird, losgelöst von jeglichen kanonisierten Wissensbeständen und hegemonial-normierten Perspektiven?

Für Beatrice Miersch ist Neutralität im Kulturbetrieb eine Illusion: »Bedeutungen sind nie nur den Objekten inhärent, sondern werden im Zusammenwirken mit ihrem Zeigen und Wahrnehmen hervorgebracht.« (Miersch 2022, S. 9). Jedem

1 Dieser Artikel beruht in Teilen auf dem bereits erschienen Beitrag »München sucht seine LGBTI*-Geschichte« Einblicke in das Sammeln queerer Geschichte einer Stadt« von Pia Singer, erschienen in: Bühner M., Rinner R., Tammer T. und Töpfer K. (2021) Sexualitäten Sammeln. Ansprüche und Widersprüche im Museum. Band 15: Schriften des Deutschen Hygiene Museums Dresden. Köln: Böhlau Verlag, S. 39–50.

Ausstellen oder Nicht-Ausstellen, jedem Sammeln oder Nicht-Sammeln liegen Entscheidungen zugrunde, die eingebettet sind in hegemoniale gesellschaftliche Deutungsmuster. Archive und Sammlungen sind keine neutralen Depots. Objekte sowie Unterlagen werden dort nicht zufällig aufbewahrt, erforscht oder ausgestellt. Der Entscheidung, sie dauerhaft zu erhalten und womöglich auch auszustellen, gehen Relevanzsetzungen voraus, die wiederum auf die Haltung und Erfahrungen der Entscheidungsträger*innen zurückführbar sind.²

Nikki Sullivan und Craig Middleton stellen gar nicht erst die Frage in den Vordergrund, wie Museen es schaffen könnten, neue Interpretationsmuster zu etablieren, die die gewohnten Sichtweisen (mancher) Menschen in Frage stellen, ohne sie als Besucher*innen zu verlieren oder den Status als seriöse und vertrauenswürdige Institution zu riskieren. Die Autor*innen formulieren vier Thesen, die vor Augen führen sollen, dass die Frage der Öffnung hin zu neuen Interpretationsmustern und die Angst vor Publikumsschwund nicht als Entweder-Oder-Entscheidung anzusehen ist. Die erste ihrer Thesen lautet, dass das Risiko der Entfremdung von Besucher*innen, die durch Ausstellungen, Rahmenprogramme oder Interventionen in ihrer Weltsicht herausgefordert werden, die sich kritisch mit heteronormativen Überzeugungen und erkenntnistheoretischen Strukturen auseinandersetzen, der Preis ist, den Museen dafür zahlen, dass sie ihr Publikum so lange an eher uniforme Narrative gewöhnt haben. Ihre zweite These besagt, dass der Rückgang der Besucher*innenzahlen durch negative Reaktionen der Öffentlichkeit auf kritische bis kontroverse Ausstellungen und andere Formen des Museumsengagements deutlich überschätzt werden. Drittens: Wenn Museen eine explizite politische (nicht zu verwechseln mit einer parteipolitischen) Haltung einnehmen und ihrem Publikum erklären, was sie tun und warum sie es tun, können sie ihren Ruf durchaus verbessern. Und viertens ist die Entscheidung sich nicht einem neuen Publikum zu öffnen und bisherige Narrative fortzuführen auch eine (politische) Entscheidung. Dann aber eine gegen ein Publikum, das heteronormativen (rassistischen, kolonialistischen, ableistischen, queerfeindlichen, klassistischen usw.) Werten und Strukturen sowie deren gesellschaftspolitischen Auswirkungen kritisch und ablehnend gegenübersteht. Die Autor*innen kommen zu dem Schluss, dass die bisherige Risikovermeidung der Museen hinsichtlich ihres Programms und der Vermittlung mit einer Weigerung einhergeht, Verantwortung für die von ihnen selbst produzierten Erwartungen der Gesellschaft an sie zu übernehmen und die Ungerechtigkeiten, die

2 An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass mitunter auch eine politische Einflussnahme möglich ist. So dient etwa die Formulierung von kulturpolitischen Handlungsfeldern durch das Kulturreferat der Stadt München der Orientierung für die Ausgestaltung entsprechender Themenschwerpunkte innerhalb der ihm angehörigen Institutionen, wie etwa den städtischen Museen.

mit bestehenden Narrativen und Sichtweisen einhergehen, aktiv zu verändern (vgl. Sullivan/Middleton 2020, S. 68f).

Auch der vom Internationalen Museumsrat (ICOM), dem Deutschen Museumsbund (DMB) und der Konferenz der Museumsberatungsstellen in den Ländern (KMBL) formulierte Leitfaden »Standards für Museen« legt den Gedächtnisinstitutionen nahe, das eigene Profil zu schärfen und »in Hinsicht auf gesellschaftliche Herausforderungen anschlussfähig zu gestalten« (Deutscher Museumsbund e.V. et al., 2023), um als öffentliche Institution weiterhin gesellschaftlich relevant zu bleiben.

Geht man von dieser Grundauffassung musealer Arbeit aus, lässt sich daraus nicht nur ein politischer Impetus ableiten, sondern auch eine große gesellschaftliche Verantwortung. Auch die Neuformulierung der Museumsdefinition, die der Internationale Museumsrat (ICOM) 2022 nach mehrjährigem Ringen um Formulierungen und Begrifflichkeiten veröffentlicht hat, verdeutlicht den Wunsch, das sich veränderte Selbstverständnis musealer Arbeit festzuhalten:

»Ein Museum ist eine nicht gewinnorientierte, dauerhafte Institution im Dienst der Gesellschaft, die materielles und immaterielles Erbe erforscht, sammelt, bewahrt, interpretiert und ausstellt. Öffentlich zugänglich, barrierefrei und inklusiv, fördern Museen Diversität und Nachhaltigkeit. Sie arbeiten und kommunizieren ethisch, professionell und partizipativ mit Communities. Museen ermöglichen vielfältige Erfahrungen hinsichtlich Bildung, Freude, Reflexion und Wissensaustausch.« (ICOM Deutschland, 2023)

Die Definition verdeutlicht, dass neben dem Sammeln, Bewahren, Erforschen und Ausstellen auch das partizipative Arbeiten und die Förderung von Diversität als elementare Bestandteile der Museumsarbeit zu verstehen sind. Es wird nahegelegt, viele unterschiedliche Perspektiven zuzulassen und auf gesellschaftliche Gruppen zuzugehen, sie einzubeziehen und sich die Frage zu stellen: Wer macht Museum für wen, mit welchen Themen und wer wird an der Wissensproduktion beteiligt? Oder umgekehrt, wer ist bislang nicht beteiligt und wessen Themen und Geschichten spielen in Gedächtnisinstitutionen bisher keine oder nur eine marginale Rolle?

Queering Memory

Bislang ist die Auseinandersetzung mit alternativen Lebensentwürfen, queerem Leben und queerer Kultur kein selbstverständlicher Bestandteil der städtischen und nationalen Erinnerungskultur sowie der klassischen Museumsarbeit. Auch heute noch werden diese Aufgaben oftmals ehrenamtlich tätigen Vereinen und Initiativen überlassen. Mit Blick auf die in den vergangenen Jahren verstärkte Präsenz queerer

Themen in Politik, Gesellschaft und Populärkultur sowie gesellschaftliche Veränderungen muss festgestellt werden, dass Museen den gesellschaftlichen Status quo in ihren Objektbeständen bisher (noch) nicht abbilden können. Homosexualität und queere Lebensweisen sind nach wie vor im institutionell kanonisierten kulturellen Gedächtnis unterrepräsentiert. Das ist insofern fatal, wenn man der Argumentation von Anna Conlan, Direktorin des Dorsky Museum of Modern Art in New York folgt, nach der die Nicht-Erwähnung von queerem Leben und queerer Geschichte in Museen nicht nur als Marginalisierung zu sehen ist, sondern als eine formale Klassifizierung bestimmter Lebensweisen, Geschichten und Handlungen, die als bedeutungslos und nicht relevant bewertet und damit in den Bereich des Nicht-Existenten verwiesen werden (Conlan 2010, S. 257). Denn was nicht gesammelt, bewahrt, erforscht und ausgestellt wird, kann nicht erfahrbar gemacht werden und taucht in der musealen Geschichtsschreibung und Vermittlung nicht auf.

In der nationalen wie internationalen Museumslandschaft wurden immer wieder verschiedene Möglichkeiten erprobt, queere Perspektiven in museale Tätigkeiten zu integrieren. Beim ›Queering Memory‹ soll die bestehende und etablierte Arbeitspraxis im Museum hinterfragt werden. Damit ist nicht nur gemeint, ›mehr queere Geschichte ins Museum zu holen, also die Repräsentation von bislang ausgeschlossenen Gruppen, Wissen und Perspektiven zu erhöhen. Vielmehr sollen auch die »microtechnologies of curatorial practice« (Sullivan/Middleton, 2020, S. 11) betrachtet werden, also die Auswahl an Objekten, deren Interpretation, Bezeichnung, Platzierung, Framing und Ausstellungsdauer, die die Repräsentation erst formen und entsprechend an Bedeutung gewinnen lassen. Diese Praktiken, so argumentieren die Autor*innen weiter, sind geprägt durch tradierte Codes und gesellschaftliche Konventionen. Die Normalisierung und Reproduktion dieser Konventionen und Codes verfestigt (wenn auch unbeabsichtigt) etablierte und hegemoniale Formen von Wissen und Handlungen, die wiederum Ausschlüsse subalternen Gruppen und deren Perspektiven nach sich ziehen (ebd.).

So können beispielsweise beim ›Queer Reading‹ Artefakte und Objekte im Bestand daraufhin befragt werden, welche queeren Bedeutungen, also von einer heterosexuellen Norm und dem Paradigma der binären Geschlechterkonzeption abweichende und bislang noch nicht erzählte Perspektiven auf das Objekt ergänzt werden können. Die Neu-Erschließung von Beständen nach queeren Vorzeichen ist jedoch nicht nur unproblematisch. Bei der Verschlagwortung oder Beschreibung historischer Objekte mit heute gebräuchlichen Begriffen ist stets abzuschätzen, ob deren Bedeutungen der ursprünglichen angemessen ist. Patrik Steorn bezeichnet es als anachronistisch, ein Gemälde aus den 1850er-Jahren, das ein gleichgeschlechtliches Liebespaar zeigt, mit dem Begriff homosexuell zu beschreiben, da Homosexualität als Bezeichnung erst Anfang des 20. Jahrhunderts gebräuchlich wurde (Steorn 2010, S. 127). Steorn betont: »It is important to keep in mind that reclassifying objects not only makes them available for database search, it also adds new historical layers and

confines objects to fit the established categories.« (Ebd.) Es ist abzuwägen, welche (historischen) Begrifflichkeiten zur Beschreibung von queeren Objekten herangezogen werden können, da diese oftmals im Spannungsverhältnis zwischen dem Bedürfnis nach historischer Authentizität und der Gefahr einer Reproduktion von Diffraktionierungen und Marginalisierungen stehen. Dies soll jedoch nicht davor abschrecken, sie in Datenbanken durch explizite Verschlagwortungen auffindbar zu machen oder Vergangenes mit heutiger Perspektive zu interpretieren. Vielmehr ist es ein Aufruf zur Kontextualisierung und Einordnung von Wissen und Zuschreibungspraktiken. Dies gilt insbesondere für Begriffe, die heute oder in der Vergangenheit negativ besetzt sind oder waren. Deren datenbankinterne Benennung ist nicht pauschal abzulehnen, da sie sie für Recherche und Analyse erst auffindbar macht. Abzuwägen ist jedoch ihre öffentliche Verwendung: Kann ihre diskriminierende Wirkung gebrochen werden, indem über ihre Geschichte und Wirkung aufgeklärt wird? (Vgl. Hacke 2021, S. 113–129). Um heute kaum oder nicht mehr gebräuchliche Bilder und Zeichencodes queeren Lebens erkennen und interpretieren zu können, hat der Fachbereich LSBTI der Landesstelle für Gleichberechtigung – gegen Diskriminierung in Berlin als Hilfestellung einen Leitfaden herausgegeben, der Informationen enthält, die bei der Erschließung und Überarbeitung von Beständen hilfreich sein können (vgl. Leidinger 2016). Eine weitere, standardisierte Unterstützung bei der Verschlagwortung von Archiv- und Depotbeständen bietet der *Homosaurus*³. Sein Aufbau ist angelehnt an das in einem Thesaurus verzeichnete kontrollierte Vokabular und beinhaltet ein kontinuierlich aktualisiertes, international verknüpftes Datenvokabular von LGBTIQ*-Begrifflichkeiten. In der Datenbank sind deren Bedeutung, Herkunft und Verknüpfung zueinander hinterlegt, um ein spezifisches Labeling und genaue Beschreibungen von Objektbeständen und Archivunterlagen zu ermöglichen.

Das Queer Reading knüpft damit unmittelbar an die Bestände an und ermöglicht die Neuerschließung von Perspektiven auf und Interpretationen von queerer Kunst, Kultur und Geschichte.

München sucht seine LGBTIQ* Geschichte

Neben der Erforschung und Neudeutung der vorhandenen Sammlungsbestände bietet vor allem die gezielte Akquise neuer Objekte in Museen die Möglichkeit, die bisher unterrepräsentierten queeren Lebensweisen und Perspektiven sichtbar zu machen und diese als selbstverständlichen Teil des materiellen Gedächtnisses einer (Stadt-)Gesellschaft zu bewahren. Damit ist jedoch nicht der punktuelle Erwerb

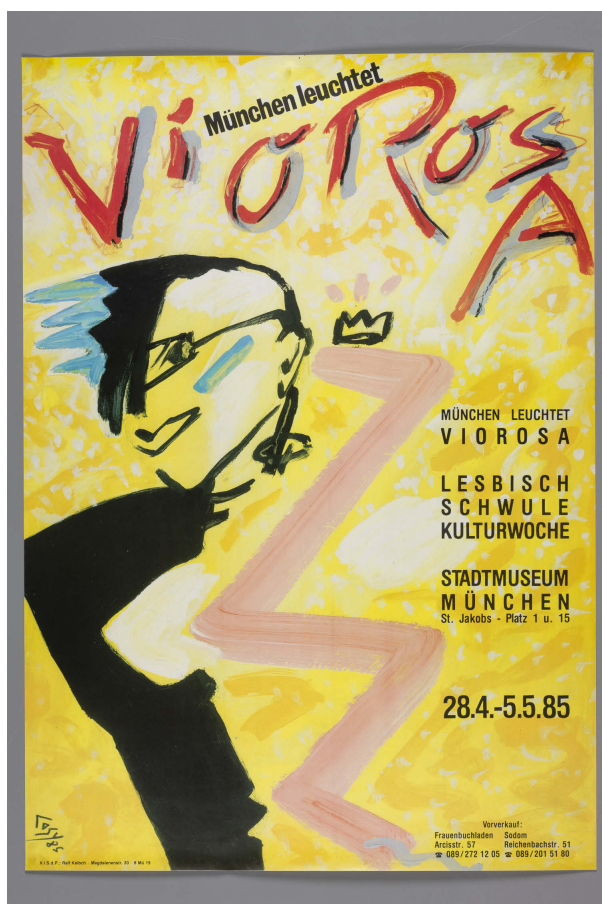
3 Der Homosaurus ist freizugänglich unter <https://homosaurus.org/> (letzter Zugriff: 11.12.2024).

einzelner Objekte gemeint, sondern die Entwicklung einer aktiven Sammlungsstrategie, die dazu dient, den Sammlungsbestand systematisch zu erweitern, um mit ihm die Lebensrealitäten einer diversen Gesellschaft abzubilden. An dieser Stelle sei darauf verwiesen, dass dieser Beitrag keinen Gesamtüberblick über den Status quo der Sammlungsaktivitäten internationaler Museen im Bereich LGBTIQ* sowie von Ausstellungshäusern, Vereinen und Verbänden im deutschsprachigen Raum liefern kann und möchte. Die Darstellungen der Aktivitäten des Münchner Stadtmuseums in diesem Bereich dienen hier lediglich als Beispiel für ein mögliches Vorgehen und sollen nicht als Bewertung von Sammlungsaktivitäten und Sammlungsbeständen anderer Museen gelesen werden.⁴

Das hier abgebildete Plakat zur lesbisch-schwulen Kulturwoche »München leuchtet VioRosa«, (Abb. 1) die vom 28.04.–05.05.1985 mitunter im Münchner Stadtmuseum stattfand, zeigt, dass im Museum bereits in den 1980er-Jahren eine positive und offene Haltung gegenüber der Münchner LGBTIQ*-Community eingenommen wurde. Die Veranstaltung löste eine breite politische und öffentliche Diskussion aus, da zahlreiche Stadträte der CSU (Christlich-Soziale Union in Bayern e.V.) die kostenlose Bereitstellung der Räumlichkeiten des Museums für Vereine und Verbände von Lesben und Schwulen kritisierten und dadurch andere Gruppen in der Stadt diskriminiert sahen. Über die Münchner Lokalpresse kommunizierten sie zudem, das Münchner Stadtmuseum sei kein Raum für die »aufdringliche Selbstdarstellung« (Geissler 1985) von Lesben und Schwulen, weil dadurch Kinder und Jugendliche »ungenügend geschützt« (o.A. 1985) werden würden. Das Münchner Stadtmuseum führte die Veranstaltung dennoch durch. Diese Haltung des Museums schlug sich aber nicht in einer bewussten und nachhaltigen Sammlungsstrategie im Bereich LGBTIQ* nieder. Das von der Münchner Künstlerin Cosy Piëro gestaltete Plakat wurde zum Zeitpunkt seiner Inventarisierung ausschließlich zur Dokumentation der eigenen Veranstaltungsaktivitäten in den Bestand übernommen, weitere queer konnotierte Objekte wurden bis in die 2010er-Jahre nicht aktiv akquiriert.

4 In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass es selbstverständlich auch Museen ohne eigenen Sammlungsbestand möglich ist, queere Perspektiven in ihre Ausstellungen zu integrieren oder die Geschichte der LGBTIQ* selbst zum Ausstellungsthema zu machen. Dies verdeutlicht beispielsweise die vergangene Ausstellung »TO BE SEEN. Queer Lives 1900–1950« des NS-Dokumentationszentrums in München, die darüber hinaus für das die Ausstellung ergänzende Online-Storytelling mit dem Grimme Online Award ausgezeichnet wurde (Kühn/Zadoff 2023).

Abbildung 1: Cosy Pièro, Plakat »München leuchtet VioRosa«, 1985, Münchner Stadtmuseum, Slg. Stadtkultur, Inv.nr. A-2018/12.43.



Auch im Münchner Stadtmuseum ist die Erschließung des Sammlungsschwerpunktes LGBTIQ* als lang angelegter und laufender Prozess zu betrachten. Denn die Akquise von Museumsobjekten ist vor allem mit Blick auf die materielle Dokumentation der jüngeren Zeitgeschichte kein automatisierter Prozess. Sie bedarf der intensiven wissenschaftlichen Forschung im Feld, dem Erfassen bestehender institutioneller Infrastrukturen innerhalb einer Stadt oder Region sowie einer intensiven Vertrauensarbeit im Austausch mit Communities und Vertreter*innen bisher marginalisierter Gruppen. Zudem ist auch die Arbeit von Vereinen, Verbänden und Privatpersonen zu berücksichtigen, die sich zu Teilen seit Jahrzehnten der Dokumentation queerer Geschichte verschrieben haben und dadurch berechnete Ansprüche auf Deutungshoheit erheben.

Das Münchner Stadtmuseum zählt als größtes kommunales Museum Deutschlands über 4 Millionen Objekte in seinem Sammlungsbestand. Von mittelalterlichen Waffen und Gerätschaften der Bürgerwehr aus dem ehemaligen Zeughaus der Stadt, über Gemälde und Grafiken zur Münchner Stadtgeschichte, bis hin zu Möbeln, Plastiken und Skulpturen vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart reicht der klassische Sammlungsbestand. Im Laufe der Hausgeschichte wurden auch vormalige Spezialsammlungen sowie Einzelmuseen der Stadt München als eigenständige Sammlungsbereiche in das Münchner Stadtmuseum eingegliedert und der Sammlungsbestand somit erweitert. Beispielsweise wurden die Puppentheater- und Musikinstrumentensammlung sowie das Foto- und Filmmuseum an das Museum angeschlossen und erst im Jahr 2002 als eigene Sammlungsbereiche in das Münchner Stadtmuseum integriert. Die Sammlung des Hauses ist demnach historisch und strukturell gewachsen und kann nicht als Monolith betrachtet werden. Nicht alle wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen sind mit allen Bereichen und Themen gleichermaßen betraut; sie verfügen durch ihre teilweise unterschiedlichen Fachausrichtungen über eine gesonderte Expertise im Umgang mit Objekten und tragen Verantwortung für ihren speziellen Fachbereich. Es existieren also auch innerhalb eines Museums verschiedene Vorstellungen von der Sammlung bestimmter Themen und Objektgruppen.

Die umfassende Dokumentation der Münchner Stadtgeschichte und die Abbildung des Alltags der Bürger*innen der Stadt stand historisch gesehen nicht durchgehend im Zentrum der Sammlungsstrategie des Hauses, weshalb sich auch zahlreiche Objekte ohne regionalen Bezug in der Sammlung befinden. Dennoch versteht sich das Münchner Stadtmuseum als kultur- und zeitgeschichtliches Museum in erster Linie als materielles Gedächtnis Münchens und möchte durch seinen Sammlungsbestand auch das historische sowie gegenwärtige Selbstverständnis der Stadt abbilden. Insbesondere die Sammlung Stadtkultur fokussiert sich in ihrer Sammlungstätigkeit darauf, diesem Anspruch gerecht zu werden und konzentriert sich seit 2010 auf die Erforschung, Sammlung und Präsentation gegenwartsbezogener und gesellschaftlich prägender Themen mit Blick auf das Leben in München. Mit ihrer Neubesetzung als Leiterin des Sammlungsbereichs entschied sich Ursula Eymold für diese Ausrichtung und setzte neben der Migration, dem Wohnen, dem Protest und dem Nachtleben unter anderem auch LGBTIQ* als zentrales Thema für die gegenwärtige Sammlung der Münchner Stadtgeschichte und -kultur. Diese Entscheidung war auch von einer zunehmenden Präsenz dieser Themen in Wissenschaft, Politik und Gesellschaft, einer Offenheit der Institutionen ihnen gegenüber sowie dem aktuellen Museumsdiskurs geprägt. Die Festlegung dieser Strategie war aber vordergründig eine subjektive Entscheidung. Dieses kleine Beispiel soll zeigen, dass trotz eines lang gehegten Neutralitätsanspruchs auch in Museen subjektive Entscheidungen getroffen werden und eine programmatische Ausrichtung perso-

nenabhängig bleibt, solange innerhalb des Museums keine festen Forschungsstellen für ein Themenfeld oder langfristig angelegte Strukturen geschaffen werden.

Vor der systematischen Bearbeitung des Sammlungsschwerpunktes LGBTIQ* in der Sammlung Stadtkultur des Münchner Stadtmuseums konnten durch die Kontaktaufnahme mit zentralen Persönlichkeiten der Münchner Communitys bereits einzelne Objekte in die Sammlung übernommen werden. Beispielfähig kann hierfür die Lederhose des Kommunalpolitikers Thomas Niederbühl gelten, der seit 1996 durchgehend für die Wähler*inneninitiative »Rosa Liste« im Münchner Stadtrat aktiv ist (Abb. 2). Die Initiative wurde 1989 gegründet und war mit ihrem Einzug in den Münchner Stadtrat 1996 europaweit die erste lesbisch-schwule Wähler*innengruppe, mit einem Sitz in einem Kommunalparlament. Thomas Niederbühl war neben seinem langjährigen politischen Engagement auch Geschäftsführer der Münchner AIDS-Hilfe und gilt als wichtige politische Figur in München. Auch das Ladenschild der Kneipe »Inge's Karotte«, die sich in über 30 Jahren im Münchner Glockenbachviertel einen legendären Ruf erworben hatte und vor allem lesbischen Frauen einen Zufluchtsort bot, wurde nach der Schließung des Lokals 2012 in die Sammlung übernommen.

Durch die Bearbeitung queerer Themen innerhalb eines Lernforschungsprojektes in Kooperation mit dem »Institut für Empirische Kulturwissenschaften und Europäische Ethnologie« an der LMU München, das in einem Ausstellungsprojekt mit dem Titel »Mein München. Interventionen im Münchner Stadtmuseum« (Eymold/Moser 2012) mündete, konnten weitere Kontakte in die Communitys geknüpft und Objekte in die Sammlung übernommen werden. Im Nachgang des Ausstellungsprojektes wurde auch die dort vorerst als Leihgabe präsentierte Skulptur »Venus und Aphrodite schweigen gemeinsam« der Münchner Künstlerin Naomi Lawrence, die selbst seit den 1980er-Jahren in der lesbischen Protestbewegung aktiv ist, in einem Festakt mit zahlreichen Vertreter*innen von Vereinen, Verbänden und Initiativen der Münchner LGBTIQ*-Communitys an das Münchner Stadtmuseum übergeben (Abb. 3).

Diese Veranstaltung schaffte zusätzliches Vertrauen vonseiten der Communitys gegenüber dem Münchner Stadtmuseum und vermittelte das Interesse des Hauses am Leben und der Geschichte queerer Personen in München.

Abbildung 2: Lederbundhose von Thomas Niederbühl, 1997, Münchner Stadtmuseum, Slg. Mode / Textilien, Inv.nr. T-2010/60.



Abbildung 3: Naomi Lawrence, Skulptur »Venus und Aphrodite schweigen gemeinsam«, 1998, Münchner Stadtmuseum, Slg. Stadtkultur, Inv.nr. A-2012/155.



Mit der Konzeption und Umsetzung des Sammlungsaufrufs »München sucht seine LGBTIQ*-Geschichte« wurde die Sammlung queerer Stadtgeschichte im Münchner Stadtmuseum ab dem Jahr 2018 zunehmend intensiviert und systematisiert. In Vorbereitung des Projektes wurde der Austausch mit zahlreichen Vereinen und Verbänden gesucht, die sich in München für die Gleichstellung von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans*, inter* und queeren Menschen einsetzen oder als Kulturzentren sowie Beratungsstellen für sie agieren. Neben der »Koordinierungsstelle LGBTIQ*« des Direktoriums der Landeshauptstadt München wurden unter anderem Gespräche mit der queeren Jugendorganisation »diversity München«, der Beratungs- und Vernetzungsstelle »rosaAlter«, der Lesbenberatungsstelle »LeTRa«, dem schwulen und queeren Kommunikations- und Kulturzentrum »sub« sowie der »Trans*Inter*Beratungsstelle« gesucht, um für das Vorhaben der Dokumentation queerer Geschichte zu werben und über diese etablierten Vereine und Verbände zusätzliches Vertrauen innerhalb der verschiedenen Communitys in München zu gewinnen. Alle der genannten Institutionen konnten schließlich als offizielle Unterstützer*innen für den Sammlungsaufruf gewonnen werden. Dieser wurde vor Veröffentlichung zudem am »Runden Tisch zur Gleichstellung von LGBTIQ*« – ein politisches Beratungsgremium, das aktuelle Themen und Anliegen von Les-

ben, Schwulen, Bisexuellen, trans*, inter* und queeren Menschen in München – erörtert, vorgestellt und diskutiert.

Um die Abgabe, Dokumentation und restaurative Versorgung der im Rahmen des Sammlungsaufrufes erworbenen Objekte sowie Schriftgüter möglichst fachgerecht zu regeln, wurde eine Kooperation mit dem »Stadtarchiv München« und dem Verein »Forum Queeres Archiv München« angestrebt. Das Forum bemüht sich bereits seit 1999 darum, Beiträge und Erkenntnisse zu Alltag, Kultur und Geschichte von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans*, inter* und queeren Menschen in München und der Region zu sammeln, zu fördern und zugänglich zu machen. Das Münchner Stadtmuseum wollte hierbei keinesfalls in eine Konkurrenzsituation mit dem Verein treten. Dieser verfügt selbst über einen umfangreichen Bestand an Objekten und Archivalien, jedoch nicht über die finanziellen Mittel und Restaurierungswerkstätten wie das Münchner Stadtmuseum oder das Stadtarchiv. In einem intensiven Austausch wurde daher nach Möglichkeiten gesucht, das im gemeinsamen Projekt akquirierte Material bestmöglich aufzuteilen, zu versorgen und zugänglich zu machen. Beispielsweise sollten Archivalien, die nicht zum klassischen Sammlungsgut eines Museums gehören und dort nicht zugänglich gemacht werden können, an das Forum oder Stadtarchiv übergeben werden. Umgekehrt sollten Großobjekte, die weder im Stadtarchiv noch im Forum restaurativ versorgt werden können, in den Bestand des Münchner Stadtmuseums übergehen. In erster Linie sollte durch die Kooperation aber ein stetiger Austausch zwischen den Institutionen gefördert werden, um bei der Dokumentation queeren Lebens in München nicht aneinander vorbei, sondern miteinander zu arbeiten.

In Kooperation mit dem Forum Queeres Archiv München und dem Stadtarchiv München wurde der Sammlungsaufruf »München sucht seine LGBTIQ*-Geschichte« Anfang 2019 veröffentlicht. Für das Projekt wurde eine eigene Mailadresse eingerichtet und ein Flyer produziert, der sowohl online als auch physisch in München breit gestreut wurde (Abb. 4). Durch die Kooperation sowie auch der Beteiligung der zahlreichen Unterstützer*innen erlangte das Projekt schnell eine große Sichtbarkeit und es gelang allen beteiligten Institutionen, sowohl innerhalb der Münchner LGBTIQ*-Communitys als auch in der deutschsprachigen Museums- und Archivlandschaft zunehmende Aufmerksamkeit zu generieren. Das Projekt konnte nach Veröffentlichung auch auf zahlreichen regionalen, nationalen sowie internationalen Workshops, Tagungen und Konferenzen präsentiert werden, was dem Vorhaben zusätzliche Bekanntheit verschaffte.

Abbildung 4: Titelbild des aktualisierten Flyers zum Sammlungsprojekt »München sucht seine LGBTIQ*-Geschichte«, 2024, Münchner Stadtmuseum.



Im Münchner Stadtmuseum war der Aufruf Grundlage und Startschuss, um die eigenen Sammlungslücken zu schließen, das Thema hausintern dauerhaft zu etablieren und den Austausch mit Einzelpersonen sowie Vereinen und Verbänden aus der Münchner LGBTIQ*-Communitys zu verstetigen. In den fünf Jahren seit Beginn des Aufrufes konnten so insgesamt rund 1.000 Objekte in die Sammlung übernommen werden, die in der Museumsdatenbank des Münchner Stadtmuseums mit dem Schlagwort »LGBTIQ*« auch klar als queere Objekte verzeichnet sind. Es gelangten persönliche Erinnerungsstücke und Alltagsgegenstände wie Fotografien, Video- und Tonaufnahmen, Drucksachen, Transparente, Tagebücher, Kleidungsstücke sowie weitere Objekte in die Sammlung. Diese Objekte stellen das Leben von queeren Münchner*innen und das Wirken der LGBTIQ*-Communitys

sowie der lesbisch-feministischen Frauenbewegung dar und können als Informationsträger für die Zukunft queere Geschichte bewahren. Mit dem, was bereits in das Depot und die Sammlung aufgenommen wurde, konnte im Museum ein Grundstein dafür gelegt werden, was später erforscht und ausgestellt werden kann.

Auf Grund ihrer kulturgeschichtlich geprägten Historie finden sich in der Sammlung Stadtkultur des Münchner Stadtmuseums hauptsächlich Alltagsgegenstände, deren Relevanz sich meist weniger aus ihrem materiellen Wert, als vielmehr aus ihrem kulturellen Wert ergeben. Dieser kulturelle Wert generiert sich weitgehend aus dem Objektkontext und der Bedeutungszuschreibung der Herkunftsgeschichte. Mit einer positiven Sammlungsentscheidung wird einem Objekt die Fähigkeit zugeschrieben, ein bestimmtes Thema exemplarisch zu repräsentieren und vom Relikt zu einem Informationsträger und Repräsentativ zu werden (vgl. hierzu Korff 2007). Vor allem bei der Sammlung von gegenwartsbezogener Geschichte und Objekten ist der direkte Austausch mit Expert*innen aus dem Feld oder den Schenker*innen selbst bei der Objektübergabe unerlässlich, um über die Bedeutsamkeit der Objekte und Erinnerungsgegenstände Informationen zu erhalten. Diese Informationen gilt es zusammen mit der üblichen Objektbeschreibung bei der Inventarisierung zu hinterlegen. Je mehr Informationen dem Objekt hinzugefügt werden können, desto wertvoller wird es für die Sammlung und spätere Forschung. So kann aus einem zunächst unscheinbaren T-Shirt ein Informationsträger über die Bedeutsamkeit von Zugehörigkeit entstehen.

Das in Abb. 5 zu sehende T-Shirt wird erst auf Grund seiner Hintergrundgeschichte sammlungsrelevant: Es stammt von einer, sich selbst als feministisch geprägt bezeichneten lesbischen Frau, die sich nach ihrem Outing beim Ausgehen als solche zu erkennen geben wollte. Sie kaufte sich dafür ein neues Outfit und suchte sich dieses T-Shirt aus. Auf diesem erkennt sie zunächst statt den Kopfhörern zwei Venussymbole. Erst einige Zeit später macht sie die zwei sich küssenden Frauen aus. Damit war die Symbolik auf dem T-Shirt weit weniger subtil, als sie es sich zunächst gewünscht hatte. In ihrer Identität als Lesbe sah sie sich zu diesem Zeitpunkt jedoch schon so gefestigt, dass sie in diesem expliziten Bild großen Gefallen fand. Anhand dieser Objektgeschichte lässt sich nicht nur veranschaulichen, wie ein Outing das eigene Selbstbewusstsein stärken kann, sondern vor allem auch, dass über Kleidung oftmals ein Zugehörigkeitsgefühl ausgedrückt wird. Aus diesem Grund wurde das T-Shirt auch in der Sonderausstellung »Nachts – Clubkultur in München« im Münchner Stadtmuseum gezeigt. Es war im Ausstellungsmodul zum Thema Mode und Tanz als Identifikationsmittel neben Textilien zu sehen, in dem Kleidungsstücke unterschiedlicher Stile präsentiert waren, die das Münchner Nachtleben seit den 1950er-Jahren prägten (Abb. 6).

Abbildung 5: T-Shirt mit Abbildung sich küssender Frauen, 2010, Münchner Stadtmuseum, Slg. Stadtkultur, Inv.nr. A-2020/130.7.



Abbildung 6: Ausstellungsansicht »Nachts – Clubkultur in München«, 2021, Münchner Stadtmuseum, Foto: Ernst Jank.



Neben dem Minirock aus den 1960er-Jahren, der Lederjacke und der geflickten Jeans eines Punks aus den 1980er-Jahren, war auch das Lederoutfit eines Vorstandsmitglieds des Münchner Löwen Club e.V. (MLC) zu sehen, einem seit 1974 bestehenden schwulen Leder- und Fetischclub in München, dessen Mitglieder und Freunde sich ebenfalls durch bestimmte modische und andere Erkennungszeichen als der Lederszene zugehörig zeigen und als solche erkannt werden wollen.

Das Einbinden queerer Perspektiven in ein übergeordnetes Thema wie der Ausgeh- und Clubkultur einer Stadt macht diese einem breiten Publikum zugänglich. So besteht die Chance auch jene Besucher*innen zu erreichen, die kaum bis wenig Kontakt mit queerer Geschichte haben und so dennoch von deren Existenz und Vielfalt erfahren können. Die Sichtbarmachung queerer Geschichte geht jedoch nicht automatisch mit deren Normalisierung einher. Bei der Expo- nierung werde trotz oder gerade durch »die Visualisierung Subjekte negativ oder positiv qua Geschlecht, Herkunft, Hautfarbe, Alter oder sexueller Orientierung konnotiert, da diese Kategorien mit bestimmten Zuschreibungen und Stereotypisierung verknüpft sind und über ein gesellschaftlich anerkanntes Bildrepertoire wirken« (Döring/John 2015, S. 12). Die Präsentation beispielsweise der Lederkluft des Vorstandes des MLC birgt daher durchaus die Gefahr der Reproduktion von Stereotypen. Besucher*innen, deren Sicht auf schwule Männer sich auf deren vermeintlich allgegenwärtige Promiskuität und Vorliebe für Leder beschränkt, sehen sich durch das Zeigen womöglich darin bestätigt. Da in der Ausstellung jedoch an verschiedenen Stellen auf die queere Ausgehgeschichte eingegangen wurde, um sie so mehr als Querschnittsthema und weniger als Sonderform darzustellen, bot sich interessierten Besucher*innen die Möglichkeit, ihren Blick zu erweitern. Ebenso wurde in einem Modul explizit auf die besondere Bedeutung queerer Kneipen, Bars und Clubs eingegangen, da diese Orte mitunter der kollektiven Identitätsfindung dienen und als Safer Spaces jenseits gesellschaftlicher Ausgrenzung fungieren. Vertiefende Informationen und umfassendere thematische Ausführungen fanden zudem in der begleiteten Ausstellungspublikation ihren Platz (vgl. Eymold/Gürich 2021). Hier finden sich neben Objektfotos und Kontextinformationen auch drei Artikel, die sich ausführlich mit der queeren Ausgehgeschichte der Stadt auseinandersetzen, queer-feministische Impulse in der Münchner Clubkultur beschreiben und eine queere Utopie des Nachtlebens für BIPOC Personen entwerfen.

Im Begleitprogramm der Ausstellung wurde versucht, in der Clubkultur oftmals nach wie vor unterrepräsentierten queeren und weiblich gelesenen Personen Auftrittsmöglichkeiten sowie eine öffentliche Bühne zu bieten. In der Veranstaltungsreihe »FreitagNACHTSgeöffnet« wurden in Kooperation mit Münchner Clubs, Labels und Veranstalter*innen in den Ausstellungsräumen Konzerte, Lesungen und Diskussionen veranstaltet, um die bestehenden Narrative in der Ausstellung zu erweitern und der aktuellen Münchner Club- sowie Musikszene innerhalb der Ausstellungsräume ein Forum zu schaffen. Unter anderen gastierte in diesem Rahmen die

queere Clubreihe »Garry Klein« nach Schließung des Technoclubs »Harry Klein« und vor ihrem Umzug in den Club »Rote Sonne« für einen Abend im Münchner Stadtmuseum. Innerhalb der Pride Weeks 2023 brachte das Ausstellungsteam in Kooperation mit dem queer-inklusiven Münchner Kollektiv »Lovers« eine eigene Bühne auf den Christopher Street Day in München und veranstaltete im Hof des Münchner Stadtmuseums ein groß angelegtes Lipsync-Battle mit Münchner Drag Kings und Queens (Abb. 7 und 8).

Abbildung 7: Akın Akkuş, Plakat »LOVERS Lipsync CSD x Münchner Stadtmuseum«, 2023.



Abbildung 8: Bühne der Veranstaltung »LOVERS Lipsync CSD x Münchner Stadtmuseum«, 2023, Foto: Amelie Tegtmeyer.



Im Sinne der Partizipation wurde die programmatische Gestaltung der Veranstaltung in die Hände des Kollektivs gelegt und versucht, die institutionelle Einflussnahme möglichst gering zu halten. Die Veranstaltung wurde von rund 3.000 Personen besucht und erreichte auch eine große Anzahl queerer Personen, die sich durch das Programm repräsentiert sahen.

Abbildung 9: queer:raum, Kunstwerk »Wer bin ich wo?«, 2023, Münchner Stadtmuseum, Slg. Stadtkultur, Inv.nr. A-2023/247, Foto: Francesco Giordano.



Zusätzlich zu dieser Veranstaltung erarbeiteten 15 queer-migrantische Künstler*innen des Münchner Kollektivs »queer:raum« im Rahmen der Pride Weeks im Juni 2023 während einer Residency in der »Galerie Einwand« (vgl. Goeke 2024) ein kollaboratives und interdisziplinäres Kunstwerk mit dem Titel »Wer bin ich wo?«. An mehreren Abenden lud das Kollektiv zudem verschiedene queere Vereine und Gruppen aus München ein, um sich in Lesungen, Auftritten, Talks und Workshops intersektional mit queeren Identitäten, Migrationsbiografien sowie prekären Bedingungen für die Kunst in München auseinanderzusetzen. Der zehntägigen Werkphase, in der die Galerie zu einem offenen Atelier umfunktioniert und das Kunstwerk erschaffen wurde, folgte ein dreiwöchiger Ausstellungszeitraum, in welchem der Öffentlichkeit das Ergebnis der Arbeit präsentiert wurde, die sich mit queerem Leben aus einer postmigrantischen Perspektive auseinandersetzte (Abb. 9). Anschließend ging das Kunstwerk als Ankauf in die Sammlung des Münchner Stadtmuseums über. Auch bei diesem Projekt wurde versucht, sich als Institution in der Zusammenarbeit möglichst zurückzunehmen und lediglich als Raumgeber zu dienen. Die konkrete Ausgestaltung und Planung wurde dem Künstler*innen-Kollektiv überlassen.

Das Münchner Stadtmuseum ist derzeit aufgrund einer Generalsanierung geschlossen, die Wiedereröffnung mitsamt neuer Dauerausstellung zur Münchner Stadtgeschichte ist für Mitte 2031 geplant. Die Sammlung von Objekten aus dem Bereich LGBTIQ* sowie die weitere Etablierung des Sammlungsschwerpunktes

werden während der Umbauphase selbstverständlich weiterverfolgt. Ziel ist es, mit der Wiedereröffnung durch die gewonnene Expertise, den kontinuierlichen Outreach zu den Communitys sowie eine intensive Vernetzung mit Museen, Archiven, Vereinen und Verbänden das queere Leben als selbstverständlichen Teil der Geschichte und Gegenwart der Stadt München zu präsentieren.

Verwendete Literatur

- Conlan, A. (2010), ›Representing Possibility. Mourning, Memorial, and Queer Museology‹, in Levin, A. K. (Hg.), *Gender, Sexuality and Museums*, London and New York: Routledge, S. 253–263.
- Deutscher Museumsbund e.V., ICOM Deutschland e.V. (Deutsches Nationalkomitee des Internationalen Museumsrates) und Konferenz der Museumsberatungsstellen in den Ländern (KMBL) (Hg.) (2023), *Leitfaden. Standards für Museen*, verfügbar unter: <https://www.museumsbund.de/leitfaden-standards> (letzter Zugriff: 05.11.2024).
- Döring D. (2014), ›Re-Visionen des Museums? Praktiken der Sichtbarmachung im Feld des Politischen‹, in: *H-Soz-Kult*, 21.04.2014, verfügbar unter: www.hsozkult.de/event/id/event-74664 (letzter Zugriff: 06.11.2024).
- Döring D. und John J. (2015) ›Einleitung. Museale Re-Visionen. Ansätze eines reflexiven Museums‹, in: *FKW Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur*, S. 58 (4), S. 5–27.
- Eymold U. und Gürich C. (2021), *NACHTS. Clubkultur in München*, München: Sorry Press.
- Eymold U. und Moser J. (2012), *Mein München. Interventionen im Münchner Stadtmuseum*, München: Herbert Utz Verlag.
- Geissler, M. (1985), ›CSU bläst zum Angriff auf Homo-Kulturwoche. Veranstaltungen im Münchner Stadtmuseum »aufdringlich«‹, in: *TZ München* (18.04.1985).
- Goeke, S. (2024), ›Die Galerie Einwand am Münchner Stadtmuseum: Ein partizipativer Kulturraum für antirassistisches Kuratieren und eine postmigrantische Erinnerungskultur‹, verfügbar unter: <https://www.museumsbund.at/museum-spraxis/die-galerie-einwand-am-muenchner-stadtmuseum-ein-partizipativer-kulturraum-fuer-antirassistisches-kuratieren-und-eine-postmigrantische-erinnerungskultur> (letzter Zugriff: 18.11.2024).
- Grotz, K. und Rahempour, P. (2024), *Das verborgene Kapital: Vertrauen in Museen in Deutschland. Wie die Menschen in Deutschland auf eine Kultureinrichtung im Wandel blicken. Eine bevölkerungsrepräsentative Studie des Instituts für Museumsforschung*, Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Berlin: Zenodo.
- Hacke H. (2021), ›»Erotika«, »Lesbische Liebe«, »Telefonsex«. Sexualitätsbezogenes Vokabular in Sammlungsdatenbanken und die Praxis der Verschlagwortung‹,

- in: Bühner M. und Rinner R., Tammer T., Töpfer K. (Hg.), *Sexualitäten Sammeln. Ansprüche und Widersprüche im Museum*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag, S. 113–129.
- ICOM Deutschland e.V. (2023), Klarheit geschaffen: Offizielle deutsche Übersetzung der neuen Definition für Museen veröffentlicht, verfügbar unter: <https://icom-deutschland.de/de/component/content/category/31-museum-sdefinition.html> (letzter Zugriff: 05.11.2024).
- Korff, G. (2007 [1992]), ›Zur Eigenart der Museumsdinge‹, in: Eberspächter M. und König G. M., Tschofen B. (Hg.), *Museumsdinge. Deponieren – Exponieren*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, S. 140–145.
- Leidinger C. (2016), *LSBTI-Geschichte entdecken! Ein Leitfaden für Archive und Bibliotheken zur Geschichte von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, trans- und intergeschlechtlichen Menschen. Wege zur Identifizierung und Nutzung von relevanten Quellenbeständen Ende des 19. Jahrhunderts bis Anfang der 1970er-Jahre*, Berlin: Senatsverwaltung für Justiz, Verbraucherschutz und Antidiskriminierung, Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung (LADS).
- Kühn, K. und Zadoff M. (2023), *TO BE SEEN. Queer lives 1900–1950*, München: Hirmer Verlag.
- Miersch, B. (2022), *Queer Curating. Zum Moment kuratorischer Störung*, Bielefeld: transcript.
- o.A. (1985), ›Krach um Homo-Woche‹, in: *BILD-Zeitung* (18.04.1985).
- Sullivan N. und Middleton C. (2020), *Queering the Museum*, New York: Routledge Focus.
- Steorn, P. (2010), ›Queer in the Museum. Methodological Reflections on Doing Queer in Museum Collections‹, in: *Lambda Nordica* 15 (3–4), S. 119–143.

Doing Women's, Gendered and Queer Memory

Eine andere Stadtführung durch Bozen

Franziska Cont und Hannes Obermair

Stadtrundgänge als »Erinnerungsaktivismus«

Die öffentlichen Erinnerungskulturen in Europa, so argumentieren die Historikerinnen Sylvia Schraut und Sylvia Paletschek, sind stark männlich geprägt. Dies stehe in Zusammenhang mit den Konstruktionsprozessen von Nationalstaaten und nationalen Identitäten im 19. Jahrhundert. In diesem Kontext etablierten sich Geschichtsdeutungen, die gesellschaftliche Minderheiten ausblendeten, durch die Orientierung am bürgerlichen Geschlechtermodell Frauen als handelnde Akteurinnen marginalisierten und weiblich konnotierte Handlungsräume verdrängten (Schraut/Paletschek 2006, S. 16; vgl. auch Hoppe/Vogelmann 2024). Schraut und Paletschek betonen die zentrale Rolle von Geschlecht für den Ein- und Ausschluss aus der öffentlichen Erinnerungskultur und fokussieren auf die Marginalisierung von Frauen. Der Begriff der gesellschaftlichen Minderheit bleibt dabei etwas unscharf. Aus einer geschlechter- und queerhistorischen Perspektive kann jedoch, nicht zuletzt aufgrund der erinnerungskulturellen Prägekraft des bürgerlichen Geschlechtermodells, davon ausgegangen werden, dass die Marginalisierung nicht nur Frauen betraf, sondern auch jene Personen, deren Handlungen, Identitäten und Lebensentwürfe die als »natürlich« konstruierten binären Geschlechtervorstellungen überschritten und konterkarierten.

Um Frauen in die Erinnerungskultur einzuschreiben, schlagen Schraut und Paletschek zwei Maßnahmen vor: Erstens müsse die Politiklastigkeit des kulturellen Gedächtnisses durch die stärkere Berücksichtigung kultur- und sozialhistorischer Themen aufgebrochen werden. Zweitens fordern sie eine Erweiterung des räumlichen Bezugssystems über die Nation hinaus, um stärker lokale, regionale und transnationale Perspektiven einzubeziehen (Schraut/Paletschek 2006, S. 23–24). Wir sind überzeugt, dass eine solche Vorgehensweise nicht nur Frauen, sondern auch queere Akteur*innen und ihre Handlungsfelder einbeziehen muss und auf diese Weise die bestehende Erinnerungskultur gegenkulturell verändern kann.

Öffentliche Räume sind Orte stetiger, aber träger Neu- und Umformungen, und es bedarf der kollektiven Anstrengung, solche Modifikationen proaktiv voranzutreiben. Stadträume sind vielfältig politisiert – sie werden auch stets wieder entpolitisiert oder auch repolitisiert, um Kontexte der Gerechtigkeit wiederherzustellen (Hirsch 2007, S. 191–203). Die Dynamiken der Konstruktion und die Art der Erinnerungsnarrative des öffentlichen Raums sind aktivistisch steuer- und veränderbar, wobei stets die Frage zentral ist, wessen Erinnerung zählt (Erl 2017). Ebenso sind Erfahrungsräume in der öffentlichen Fläche durch unbewusste Erwartungshorizonte, also Vorstellungen der diese Räume Nutzenden, vielfach konditioniert (Koselleck 1979). Hier kann also stets etwas Unvorhergesehenes geschehen. Damit rückt die zivilgesellschaftliche Wahrnehmung von Veränderbarkeit durch aktives Re-Framing zu einem zentralen Moment politischer Bewusstseinsbildung und Partizipation auf (Metzger/Daphinoff 2020, S. 7–15). Insgesamt geht es in dieser Perspektive um die Sozialität von Räumen, also um die Aufmerksamkeit für die räumlichen Sphären des Politischen und des Sozialen. Wenn der öffentliche Raum auch ein Denkraum ist, so verlangt das nach einer spezifischen Form des Raumdenkens, das die eigenlogischen Potenziale des prinzipiell allen Verfügbaren neu auslotet und die Offenheit für Alternativen und Transformationen bewusst macht (Löw 2018; Kibel et al. 2025).

In der Theorie ist die Vorgehensweise klar. Doch wie lässt sie sich in die Praxis umsetzen? Mit welchen Ansätzen kann ein neues öffentliches Geschichtsverständnis gefördert werden? Im Rahmen der Konferenz *Women's, Gender and Queer History* von Eurac Research Bozen am 15. Oktober 2024 haben wir die Frage gestellt, wie die nationale, bürgerlich-männlich konnotierte Erinnerungskultur dekonstruiert werden kann. Historische Stadtrundgänge scheinen uns in diesem Prozess ein vielversprechendes Instrument. Zwei Aspekte sind dafür ausschlaggebend: Thematisch verlagern Stadtrundgänge fast zwangsläufig den Fokus von einer nationalen auf eine lokale Ebene und bieten zugleich die Möglichkeit, eine Vielzahl historischer Handlungsfelder zu betrachten. Zentral ist dabei das Verständnis von Stadtgeschichte als Geschichte der Bewohner*innen, also als eine Geschichte der Erfahrungen, Lebensrealitäten und Identitäten verschiedenster städtischer Gruppen und Individuen. Auf einer praktischen Ebene ist die multisensorische und performative Dimension entscheidend: Im Rahmen von Stadtrundgängen können die Teilnehmenden das Erzählte räumlich verorten und gegebenenfalls mit sichtbaren Spuren verknüpfen. Diese Form der Auseinandersetzung mit Geschichte ermöglicht eine aktive Erfahrung des Raums, bei der neue Sinnzuschreibungen entstehen können. Das Gehen fördert eine unmittelbare körperliche Interaktion mit der Umgebung und trägt so zu einer veränderten Wahrnehmung des Raums bei. Im Kontext der Memorialkultur bedeutet dies einerseits, dass bestehende Erinnerungsorte hinterfragt, dekonstruiert und mit neuen Bedeutungen besetzt werden können. Andererseits eröffnet die Auseinandersetzung mit dem Stadtraum die Möglichkeit, neue Erinnerungsorte zu schaffen (siehe hierfür beispielsweise Huss 2025). Ganz in

diesem Sinne beschreibt der französische Soziologe und Kulturphilosoph Michel de Certeau das Gehen als eine grundlegende Praxis der Stadtgestaltung, durch die die Stadtbewohner*innen den Raum abseits der von »von oben« vorgegebenen Pläne und Muster nutzen, umgestalten und neu definieren können (de Certeau 1988). Ähnlich betrachtet auch der italienische Architekt Francesco Careri das Gehen als eine ästhetische und kreative Praxis, mit der der Raum erfahren, hinterfragt und transformiert werden kann (Careri 2002). Ein solches Tun schafft die Voraussetzungen für eine symbolische Wiederaneignung entfremdeter Umgebungen und erfüllt damit eine zentrale Voraussetzung demokratischer Kultur.

Im Rahmen der genannten Konferenz haben wir einen ersten experimentellen Stadtrundgang aus frauen-, geschlechter- und queerhistorischer Perspektive für Bozen konzipiert und durchgeführt. Der Parcours stellt einen praktischen Versuch dar, theoretische Konzepte zur Dekonstruktion der bestehenden Erinnerungskultur sowie zur Integration bisher unsichtbarer historischer Akteur*innen und Lebensbereiche umzusetzen. Im Folgenden stellen wir fünf Stationen des Rundgangs vor. Wir sind uns dabei bewusst, dass die gewählten Ausschnitte selbst noch fragmentarisch sind und einer ständigen weiteren Ergänzung bedürfen. Sie mögen also als bloß exemplarische Annäherungen an einen gender-, queer- und diversitätssensiblen Stadtparcours aufgenommen werden. Es geht uns hier letztlich um die thematischen Farben, um sie auch in Bozen dem Spektrum des Regenbogens anzunähern.

Marienfarrkirche

Pfarrplatz 27

Die Marienfarrkirche (seit 1964 Dom) ist seit dem Hoch- und Spätmittelalter der bestimmende Bau im altstädtischen Gefüge Bozens. Seine markante Architektur, dessen Endausbau aus dem frühen 16. Jahrhundert stammt, verdeutlicht das Selbstverständnis als Bürgerkirche, die ökonomischen Wohlstand und sozialen Habitus einer inneralpinen Handelsstadt verkörpert. Der schlanke Turm der schwäbischen Bauschule, aber auch die Elemente des Kircheninneren (Kanzel mit den vier Evangelisten), atmen den Geist patrizisch-handelsbürgerlicher Gesinnung. Materielle wie immaterielle Bedeutungsebenen gehen hier Hand in Hand (Obermair 1995). So waren die Kirche und ihre Umgebung in alteuropäischer Zeit stets auch Orte öffentlichen Agierens, wie besonders die Oster- und Passionsspiele zeigen, die hier um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert wiederholt aufgeführt wurden (Neumann/Obermair 2011). Die Aufführungspraxis korrespondiert mit einer männlich-patriarchalisch strukturierten vormodernen Öffentlichkeit, zumal sämtliche Rollen, auch diejenigen weiblicher Figuren, ausschließlich von Männern der städtischen Ober-

schicht übernommen, Frauen also unsichtbar gemacht wurden (Obermair 2004; allgemein vgl. Toepfer/Bockmann 2018). Obwohl männliche Schauspieler weibliche Rollen spielten, kann der Begriff des »Crossdressings« hier nur insofern verwendet werden, als es sich um eine theatralische Praxis handelte, in der Darsteller durch das Tragen bestimmter Kleidung eine andere Geschlechterrolle kommunizierten als jene, die ihnen bei der Geburt zugewiesen worden war (zum Begriff des Crossdressings vgl. Sears 2021). Die Bozner Passionsspiele boten somit einerseits zwar einen Rahmen, innerhalb dessen Männer öffentlichkeitswirksam weibliche Rollen einnehmen und sich bewusst feminin für die zeitgenössischen Zuschauer*innen inszenieren konnten. Andererseits ging es dabei nicht um den Ausdruck einer Geschlechtsidentität, sondern vielmehr um die männliche Aneignung öffentlicher weiblicher Repräsentation.

Im Inneren des Kirchenraums illustriert ein Fresko des frühen 14. Jahrhunderts diesen Verdrängungsvorgang. Das an der südlichen Langmauer angebrachte Stifterbild der Eheleute Konrad und Irmgard Chrille aus Bozen, beide Angehörige des urbanen Establishments, zeigt nämlich noch eine zumindest partiell paritätische Geschlechtersituation im öffentlich sichtbaren Raum. Die zwei Figuren knien als Adoranten, in unmittelbarer Nähe des Hauptaltars und damit in Reichweite der von der christlichen Kirche versprochenen Heilmittel, um eine verloren gegangene Marienstatue, wobei ihr Rollenverständnis durch eine Banderole mit Text (»Daz ist Chvnrat der Crille vnd sein hausfraw Irmgart«) illustriert wird (Obermair 2014, S. 66–68). Diese Ergänzung von Bild um Schrift ist zum einen beredter Ausdruck von Schriftbildlichkeit im Sinne von Sybille Krämer (Krämer 2006), also der Orientierung merkantiler Kreise auf multimediale Kommunikation, und damit Indiz von grundlegenden Alphabetisierungs-kompetenzen. Zum anderen kommt im Wortlaut der Umschrift (»sein hausfraw«) ein Geschlechtervertrag zum Vorschein, der auf einer prinzipiell gedachten Asymmetrie beruht, da sein Possessivpronomen eine maskuline und proprietäre Perspektive einschließt. Das qualifizierende Lemma »Hausfrau« unterlag dabei einer Bedeutungsverschiebung. Im 14. Jahrhundert mag es sich durchaus um eine selbstbewusst agierende Ehefrau gehandelt haben, die zwar den Haushalt führte und damit private Räume »verwaltete«, zugleich aber auch wirtschaftlich tätig war und unter Umständen wirtschaftliche Verantwortung trug (Ehlert 1991). In den Augen heutiger Kirchenbesucher*innen kann die Darstellung damit eine neue Bedeutung gewinnen, die ihren Ausgang von der hier zum Ausdruck gebrachten vormodernen rechtlichen Abhängigkeit nimmt. Die Darstellung aus dem 14. Jahrhundert legt gleichsam die Genese von ebenso subtilen wie langfristig wirksamen intergeschlechtlichen Herrschaftsformen offen. Die »Hausfrauisierung« des weiblichen Geschlechts ist eine Grundkonstante des europäischen Sonderwegs und die versteckte Basis kapitalistischer Produktionsformen, die Formen der Herrschaft im öffentlichen wie im privaten Bereich verankert (Mies, Bennholdt-Thomsen/von Werlhof 1988; korrigierend Haug 2001).

Abbildung 1: Das Fresko des frühen 14. Jahrhunderts in der Marienpfarrkirche mit der Darstellung der Eheleute Konrad und Irmgard Chrille aus Bozen samt erläuternder Inschrift (Wikicommons, CC 4.0 by Bartleby08).



Dominikanerkirche

Dominikanerplatz

Die Dominikanerkirche auf dem gleichnamigen Platz wurde um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert erbaut. Trotz mehrerer Umgestaltungen und massiver Kriegsschäden sind im einschiffigen Langhaus Fresken aus dem 14. und 15. Jahrhundert

erhalten geblieben. So befindet sich an der Westwand in der Nähe des Lettners ein dreiteiliges Votivbild, das sogenannte Bopfinger-Bild. Es zeigt den Drachenkampf des Heiligen Georg, den vor der Madonna knienden Freskostifter sowie das *Volto Santo* von Lucca mit dem Geigerwunder. Letzteres Motiv führt die Kunsthistorikerin Tiziana Franco auf die Handelsbeziehungen Bozens im 14. Jahrhundert zurück und vermutet, dass Kaufleute aus Lucca den *Volto-Santo*-Kult in die Stadt gebracht haben könnten. Franco identifiziert das Bild als *Volto Santo* und damit als Kreuz-Reliquie des Doms von Lucca, die der Legende nach das wahre Antlitz Christi zeigt (Franco 2010, S. 163–165; zum *Volto Santo* vgl. Martinelli 2016, S. 11–32; Friesen 2001, S. 13–17 sowie Schnürer/Ritz 1934, S. 117–158). Die Ikonografie des Bildes stützt diese Deutung: Das Kreuz steht erhöht auf einem Altar in einer Nische, ein Schmuckbogen mit stilisierten Lilienblüten umrahmt die obere Hälfte. Links darunter kniet ein Geiger, der auf ein vollbrachtes Wunder der Reliquie verweist (Friesen 2001, S. 96–98). Obwohl die Darstellung eindeutig erscheint, wird sie sowohl in verschiedenen schriftlichen Quellen als auch in der mündlichen Überlieferung des Ortes – wie die Kunsthistorikerin Ilse E. Friesen festgestellt hat – nicht als *Volto Santo*, sondern als Heilige Kümmeris bezeichnet. Wie ist diese doppelte Zuschreibung zu erklären? Friesen führt sie auf eine Umdeutung der *Volto Santo*-Darstellung zurück, die im Zuge der wachsenden Popularität der Kümmeris-Verehrung stattfand: Die Darstellung der Kreuzreliquie wurde zunehmend als Abbild der Heiligen interpretiert (Friesen 2001, S. 96–97; siehe auch Friesen 2003, S. 41). Angesichts der Heiligen Kümmeris handelt es sich dabei nicht um eine historisch belegbare Figur, vielmehr ist sie im Bereich der Legende anzusiedeln. Darauf deutet auch die Vielzahl der Namensvarianten hin. So wird die Heilige im deutschsprachigen Raum zwar überwiegend Kümmeris genannt, daneben gibt es jedoch eine Reihe weiterer Bezeichnungen (Kraatz 2003, S. 14). Die bisher älteste bekannte Fassung der Kümmerislegende aus dem 15. Jahrhundert stammt aus dem Gebiet der heutigen Niederlande. Im Kern erzählt sie von der Tochter eines heidnischen« Königs von Portugal, die heimlich zum Christentum konvertierte. Als sie mit dem König von Sizilien verheiratet werden sollte, weigerte sie sich, weil sie nur »Gott« gehören wollte. Der Vater sperrte seine Tochter daraufhin ins Gefängnis, wo sie Gott um Hilfe anflehte. Als Antwort auf ihr Gebet wuchs ihr ein Bart, woraufhin ihr Vater – entsetzt über die Veränderung – sie schließlich kreuzigen ließ. Die frühesten Versionen der Kümmerislegende erzählen von einer Frau, die durch das wundersame Wachsen eines Bartes für Männer unattraktiv wird. Der Bart, als männlich gelesenes Attribut, dient als Schutzmechanismus gegen das auferlegte Heiratsdiktat. In einigen späteren Versionen der Legende erscheint dieses Motiv abgewandelt. So wächst in einer deutschen Fassung aus dem frühen 16. Jahrhundert der Königstochter nicht nur ein Bart, sondern sie wird von der inkommensurablen Entität Gott »verwandelt« und damit »christusgleich« gemacht (Kraatz 2003, S. 12–15; Schnürer/Ritz 1934, S. 11–35 u. 115–116). Diese Transition kann nicht nur als spirituelle Annäherung an Christus, sondern auch

als körperliche Metamorphose gedeutet werden: Nicht nur durch den Bart, sondern durch ihre gesamte körperliche Veränderung nähert sich die Königstochter Christus an.

Eine queer-historische Perspektive auf die Figur eröffnet ein breites Spektrum an Fragen, die anhand verschiedener Legendenversionen, bildlicher Darstellungen und Verehrungspraktiken weiter untersucht werden müssten: Bewahrt Kümmernis trotz des Bartes ihre weibliche Geschlechtsidentität und bewegt sie sich damit im Bereich von Gender-Nonkonformität? Wird sie in ihrer Annäherung an eine Gottheit männlich oder lösen sich damit die binären Geschlechterzuordnungen gänzlich auf?

Wann in Bozen die Umdeutung von *Volto Santo* zur Kümmernis stattfand, wer ihre Akteur*innen waren, welche spezifischen Ausformulierungen die Legende hier erfuhr und in welchen Anliegen Kümmernis als Fürsprecherin diente, sind ebenfalls Fragen, die es noch zu klären gilt. Das Votivbild der Dominikanerkirche verdeutlicht jedoch das performative Potential der Gläubigen: Sie begannen zunehmend, die ältere Darstellung der Christusreliquie als Kümmernis zu interpretieren. Der religiöse Kontext bot mit der legendären Heiligen einen Raum, der alternative, fluide und nicht-binäre Geschlechtervorstellungen ansatzweise ermöglichte: Der gekreuzigte Körper konnte von den Kirchenbesucher*innen sowohl als männlicher Christus wie auch – trotz des Bartes – als weibliche Kümmernis gelesen werden.

Marienschule und -internat

Wangergasse 91/Claudia de' Medici-Straße 2

Ein zeitlicher Sprung: Die formale Mädchenbildung in Tirol lag in der Frühen Neuzeit fast ausschließlich in den Händen weiblicher Schulorden. In Bozen waren dies vor allem die Tertiarschwwestern des heiligen Franziskus, die sich 1712 in der Stadt ansiedelten. Ihr Institut in der heutigen Franziskanergasse richtete sich vor allem an Mädchen aus ärmeren Bevölkerungsschichten. 1876 übersiedelte die Schule in ein Gebäude der Stadtverwaltung am Waltherplatz, um die Jahrhundertwende errichteten die Schwestern aufgrund des Laisierungsdrucks ein eigenes Schulgebäude mit angeschlossenem Internat in der Wangergasse Nr. 91. Hier wurden eine fünfklassige Volksschule, eine dreiklassige Bürgerschule und eine einklassige Fortbildungsschule, die als Art Haushaltsschule für Mädchen ab 14 Jahren diente, untergebracht (Clementi/Verdorfer 2000, S. 153–160). Während des Ersten Weltkrieges diente das Schulhaus über zwei Jahre lang als Reservelazarett für verwundete und kranke Soldaten. In dieser Zeit übernahmen die Tertiariinnen auch Kriegskrankenpflegedienste, die Schülerinnen betätigten sich mit ›patriotischen Handarbeiten‹ und fertigten ›Liebesgaben‹ für die Soldaten an (Meßner 1984, S. 180–182). 1928, im Zuge des Ver-

bots der deutschen Schule im Faschismus, musste das Marieninternat, das auf den Einsatz einer italienischen *diretrice* verzichtet hatte, als Schülerinnenheim schließen. Die Oberin Sr. Benedikta (Anna Maria) Mair richtete im Gebäude zunächst einen Pensionsbetrieb für alte und pflegebedürftige Menschen ein. 1932 wurde im ersten Stock eine kleine Privatklinik eröffnet, aus der sich die heutige Marienklinik entwickelte (Clementi/Cont 2023, S. 213–214; Meßner 1984, S. 191). Das umfunktionierte Internat wurde in diesen Jahren auch zu einem wichtigen »Organisationszentrum« des Widerstandes gegen den Faschismus. Als Reaktion auf das Verbot des Unterrichts in deutscher Sprache entstand ein Netz geheimer Schulen, die sogenannten »Katakombenschulen«. Die treibende Kraft dahinter waren die Lehrerinnen Maria Nicolussi und der katholische Geistliche Michael Gamper, unterstützt von einem engen Kreis von Mitarbeiter*innen (Seberich 2000; Steininger 2003, S. 28). Für die illegale Lehrtätigkeit wurden nahezu ausschließlich junge Frauen angeworben (Villgrater 1984, S. 106). Die Oberin Benedikta Mair gehörte zum Kreis der Eingeweihten, die die Organisation der »Katakombenschule« maßgeblich unterstützten und ermöglichten. So fanden ab 1928 im ehemaligen Marieninternat geheime Ausbildungskurse für angehende Lehrerinnen statt. Ab Mitte der 1930er-Jahre wurden diese aus Angst vor Aufdeckung ins Kloster verlegt (Parteli 2012, S. 814–820; Villgrater 1984, S. 113).

Am Beispiel der Bozner Tertiarrinnen lassen sich drei zentrale frauen- und geschlechterhistorische Aspekte herausarbeiten: Erstens zeigt sich, wie in der Abkehr von einer Politik- hin zu einer Erziehungs-, Bildungs- und Pflegegeschichte Frauen als Akteurinnen sichtbar werden. Bis ins 20. Jahrhundert hinein nahmen die Tertiarrinnen Bildungs- und Erziehungstätigkeiten in Bozen wahr. Ab den 1930er-Jahren änderten die Lehrschwwestern ihre Ausrichtung und übernahmen pflegerische Tätigkeiten.

Zweitens veranschaulicht die Geschichte der Tertiarrinnen in den Jahren von 1914 bis 1918, dass sich der Krieg nicht nur an der männlich konnotierten Front abspielte, sondern sich ebenso in die Lebenswelten der Zivilbevölkerung einschrieb. Die Klosterschwwestern beteiligten sich dabei aktiv an den Aktivitäten, indem sie sich in der Kriegsfürsorge engagierten. Sie stellten ihre Räumlichkeiten für die Kriegskrankenpflege zur Verfügung und verrichteten – trotz ihrer Ausrichtung als Lehrschwwestern – Pflegetätigkeiten (vgl. dazu die Publikation zu den Ursulinenschwestern von Bruneck im Ersten Weltkrieg, Cont 2025).

Drittens wird in der Unterstützung der Tertiarschwwestern bei der Organisation der »Katakombenschule« und in der Durchführung des illegalen Unterrichts selbst eine spezifisch weibliche Form des regionalen Widerstands sichtbar. Indem Widerstand nicht nur als rein militärisch-politisches Handlungsfeld verstanden wird, eröffnet sich der Blick auf oppositionelles Handeln in frauenspezifischen Bereichen (vgl. Broszat/Eröhlich 1987; Wickert 1995; Gugglberger 2007). Im Fall der »Katakombenschule« bestand der Widerstand in Form von weiblicher Bildungsarbeit, die die

faschistische Italianisierungs- und Nationalisierungspolitik gezielt ablehnte und unterminierte (Clementi/Cont 2023, S. 400).

Abbildung 2: Teilnehmer*innen des Rundgangs am 15. Oktober 2024 vor der Marienschule (Aufnahme Jakob Volgger, Eurac Research).



Feministische Beratungsstelle AIED

Obstmarkt Nr. 38

Am 1. Dezember 1973 wurde am Bozner Obstmarkt Nr. 38 die erste Frauenberatungsstelle Südtirols gegründet. Die Initiative ging von der Autonomen Frauengruppe *Alexandra Kollontaj* aus (Urthaler 2020, 111), die sich 1971 gebildet hatte und den Beginn der *Neuen Frauenbewegung* in Südtirol markierte. Das Kollektiv war die beständigste feministische Gruppe in der Region. Die hier aktiven Frauen gehörten mehrheitlich der italienischen Sprachgruppe an, hatten in italienischen Städten studiert und orientierten sich an den Ideen der neuen linken Gruppierungen. Neben privaten Treffen, die der Bewusstwerdung unter Frauen dienten, war die Gruppe *Kollontaj* auch öffentlich präsent: Sie organisierte Demonstrationen, Flugblattaktionen, Tagungen, Seminare und Vorträge (Urthaler 2020, S. 104; Clementi 2002, S. 114–115). Die Eröffnung der Beratungsstelle 1973 war dabei ein entscheidender Schritt des

Kollektivs, die Forderungen der *Neuen Frauenbewegung* auch in Südtirol aus dem privaten in den öffentlichen Raum zu tragen.

Die Bozner Beratungsstelle wurde als Außenstelle der *Associazione Italiana per l'Educazione Demografica* (AIED), der einzigen laizistischen Familienberatungsstelle Italiens, betrieben. Da die Einrichtung bis zur landesgesetzlichen Regelung der Familienberatungsstellen 1979 keine öffentliche Förderung erhielt, musste sie sich aus eigenen Mitteln finanzieren. Die Mitglieder arbeiteten ehrenamtlich. Zum Team gehörten ein Gynäkologe, eine Familienberaterin und eine Psychologin; bei Bedarf wurden zusätzlich eine Hebamme und eine Rechtsanwältin hinzugezogen. Die AIED-Stelle in Bozen war über Jahre hinweg die einzige Beratungsstelle in Südtirol, die über Empfängnisverhütung und Schwangerschaftsunterbrechung informierte oder Aufklärungsarbeit leistete (Urthaler 2020, S. 111; Clementi 2002, S. 115).

Mit der Geschichte der ersten Frauen- und Familienberatungsstelle Südtirols wird nicht nur ein zentrales Thema der Frauen- und Geschlechtergeschichte in der Stadt verortet (Brunet/Clementi 2021, S. 333–337), sondern auch eine raumtheoretisch interessante Interpretationsmöglichkeit eröffnet (zum Verständnis der Stadt als Text siehe Duncan/Duncan 1988). Die Beratungsstelle wurde am Obstmarkt und damit im Zentrum der historischen Altstadt eingerichtet. Diese Standortwahl lässt zwei Interpretationen zu: Erstens befand sich die Beratungsstelle, obwohl das dahinterstehende Kollektiv mehrheitlich aus italienischsprachigen Frauen bestand, in der »deutsch« geprägten Altstadt von Bozen (Dunajtschik/Steinacher 2008, S. 134). Die räumliche Verortung kann als Signal verstanden werden, dass sich das Angebot an alle Südtiroler*innen richtete – unabhängig von ihrer sprachlichen Zugehörigkeit. Die Historikerin Andrea Urthaler verweist darauf, dass die Beratungsstelle von Frauen beider Sprachgruppen genutzt wurde. Während in der Anfangsphase überwiegend Frauen der italienischen Sprachgruppe die Beratungsstelle aufsuchten, nahm die Zahl der deutschsprachigen »Klientinnen« im Laufe der Jahre zu (Urthaler 2020, S. 111). Zweitens kann die Verortung der Beratungsstelle im historischen Zentrum auf einer symbolischen Ebene auch als Anspruch und Forderung nach gesellschaftlicher Zentralität gelesen werden. Die Themen der *Neuen Frauenbewegung* wollten nicht am Rande, sondern in der Mitte der Stadt und damit der Gesellschaft verhandelt werden.

Siegesdenkmal

Siegesplatz

Die heutige Platzsituation vor dem Brückenkopf der 1900 errichteten Talferbrücke ist ein zentrales Architekturgelenk Bozens, das den Altstadtbereich mit den

Neubauvierteln von Gries vermittelt. Hier müssen sozusagen alle durch, die den Stadtraum durchqueren, was Bedeutung und Sichtbarkeit von Siegesplatz und daran anschließender Freiheitsstraße und ihres symbolischen Inventars enorm erhöht (Dunajtschik 2017; Obermair et al. 2020, S. 19–33). Es lohnt sich daher, auch aus aktivistischer Sicht einen vertieften Blick auf diesen Ort zu werfen. Er wurde im Kontext der Planungen für das vom faschistischen Regime gewollte »Groß-Bozen« massiv um- und ausgebaut und rückte so zum Drehpunkt des kolonialistisch-neoimperialistischen Projekts einer totalitären Planstadt der späten 1930er-Jahre auf. Das zentral gelegene Siegesdenkmal, ein Bau von Mussolinis Stararchitekten Marcello Piacentini von 1926–1928, gibt mit seiner nationalistisch-faschistisch aufgeladenen Architektursprache und den Pathosformeln seiner Inschriften gleichsam den Ton vor. Seit 2014 ist dank einer umfassenden, im weitläufigen Sockelbereich des Monuments eingerichteten Dokumentationsausstellung ein reflektierter Zugang zu Intention und Bedeutung des Ensembles möglich (Schnapp, 2020; Bevan 2022, S. 22–27 u. 283–284; Obermair 2024). Bietet dieser Versuch einer Resemantisierung belasteten Geländes bereits wichtige Ansatzpunkte für kontradiktorische Lesarten des Stadtraums, so ist es durchaus erfreulich, auch weitere subversive Spuren in diesem so stark konnotierten Bereich aufzufinden. Der faschistische Expansionismus erreichte mit dem Ende 1935 begonnenen Angriffskrieg auf das Kaiserreich Äthiopien einen ersten Höhepunkt aggressiver Kriegsführung, der vor Genozid und systematischem Einsatz von Giftgas nicht zurückschreckte, dem aber auch ein niemals besiegtter äthiopischer Widerstand von Männern und Frauen entgegenstand (Mattioli 2005). Nach einem missglückten Attentat auf den faschistischen »Vizekönig« und Militär Rodolfo Graziani am 19. Februar 1937 in Addis Abeba kam es seitens der italienischen Okkupanten zu pogromartigen Massakern an der äthiopischen Zivilbevölkerung mit um die 20.000 Opfern (Campbell 2017). Die traumatischen Ereignisse werden in Äthiopien, nach ihrem Startdatum im amharischen Kalender, als Yekatit 12 bezeichnet; das entsprechende Gedenken begründete einen Staatsfeiertag und ist im zentralen Denkmal in der äthiopischen Hauptstadt erinnerungskulturell verankert. In dieser Tradition haben Bozner Erinnerungsaktivist*innen auch den zentralen Ort faschistischer Symbolpolitik mit schwarzen und roten Tiergraffitis versehen – die Ziegen verweisen sowohl auf die interne koloniale Praxis des Faschismus in Südtirol wie auf die äthiopische Aktivistin Agitu Ideo Gudeta (1978–2020), die als Viehzüchterin und Unternehmerin in der Region Trentino-Südtirol tätig war, ehe sie 2020 ermordet wurde (Fuller 2018; Capezzuoli 2021; Carlà 2022). Dieselben Widerstandssymbole wurden ebenso an den beiden aus dem Jahr 1938 stammenden, faschistisch konnotierten Steinpylonen mit Plastiken des Südtiroler Künstlers und Parteimitglieds Ignaz Gabloner angebracht, wobei sich hier auch – im Sinne der Praxis von Kommunikationsguerilla – ein Bezug zur *Black-Lives-Matter*-Bewegung zu erkennen gibt (Kraus/Obermair 2019, S. 61; Budabin 2023). Solche zugleich ebenso aufmüpfigen wie niederschwel-

ligen Eingriffe in den öffentlichen Symbolhaushalt des Stadtraums atmen das Moment des Flüchtigen – sie entstehen und vergehen, transportieren aber stets Momente lebensweltlicher Praxis, die uns eine kritische Reflexion ermöglichen.

Abbildung 3: Graffiti mit den Symbolen des äthiopischen Widerstands und von Agitu Ideo Gudeta an der faschistischen Säule von 1938 im Gelände des Bozner Siegesdenkmals (Wikicommons, CC 4.0 by Bartleby08).



Fazit

Die Bozner queeren Stadtrundgänge begeben sich auf die Suche nach kritisch-subversiven Lesarten des öffentlichen, also allen zugänglichen Raums. Mit ihrer durchaus vorläufigen Auswahl bemühen sie sich um symbolische Ausbalancierung des bestehenden Ungleichgewichts an gendergerechten und antinormativen Elementen innerhalb der öffentlichen Sphäre. Mit der Sichtbarmachung von Orten, an denen Geschlechterverhältnisse verhandelt werden, fordert der Parcours die vielfach nur subliminale Wahrnehmung von Asymmetrien ein, die alltägliche Lebenswelten als historische Spur durchziehen. Zugleich ist er ein Plädoyer für kritische Reflexion und aktivistische Veränderungen von Erinnerungsnarrativen und Gedächtnispraktiken, um Dissonanzen zu erkennen und eingeübte, zumeist patriarchal grundierte Geltungsansprüche abzuweisen und analytisch zu delegitimieren.

Verwendete Literatur

- Becker, R. (2008), ›Raum: Feministische Kritik an Stadt und Raum‹, in: Becker, R. und Kortendiek, B. (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. 3. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 806–820.
- Bevan, R. (2022), *Monumental Lies. Culture Wars and the Truth about the Past*, London-New York: Verso.
- Broszat, M. und Fröhlich, E. (1987), *Alltag und Widerstand. Bayern im Nationalsozialismus*, München-Zürich: Piper.
- Budabin, A. C. (2023), ›Heritage politics in the case of Black Lives Matter in Bolzano-Bozen, Italy‹, in: *European Journal of Cultural and Political Sociology*, 10, S. 577–602. Abrufbar unter: <https://doi.org/10.1080/23254823.2023.2169183>.
- Campbell, I. (2017), *The Addis Ababa Massacre: Italy's National Shame*, London: Hust & Company.
- Capezzuoli, B. (2021), *Il mondo di Agitu è anche il nostro*, Trento: Edizioni del Faro.
- Careri, F. (2002), *Walkscapes. Walking as an Aesthetic Practice*, Barcelona: Gustavo Gili.
- Carlà, A. (2022), ›Securitizing Borders: The Case of South Tyrol‹, in: *Nationalities Papers*, 50: 1, S. 166–184. Abrufbar unter: <https://doi.org/10.1017/nps.2021.14>.
- Clementi, S. und Verdorfer, M. (2000), *Bozen. Frauen – Stadt- Geschichte(n). Vom Mittelalter bis heute*, Wien-Bozen: Folio.
- Clementi, S. (2002), ›Die sanfte Revolution. Von gleichen Rechten und Differenzen‹, in: Solderer, G. (Hg.), *Das 20. Jahrhundert in Südtirol*, Bd. 4: 1960–1979 ›Autonomie und Aufbruch‹, Bozen: Edition Raetia Verlag, S. 108–125.
- Clementi, S. und Brunet, F. (2022), ›Una storia tout court. Riflessioni sulla storia delle donne e di genere nella regione trentino-tirolese‹, in: *Studi Trentini di Scienze Storiche. Storia*, 100 (2022), S. 307–378.

- Clementi, S. und Cont, F. (Hg.) (2023), *Frauenbiografien und Straßennamen. Leitfaden zur Benennung von Straßen und Plätzen in Südtirol*, Bozen: Freie Universität Bozen, <https://www.unibz.it/assets/Events/Pdf/Api/204482.pdf> (letzter Zugriff: 08.06.2025).
- Clementi, S. (2023), ›(Frauen)Geschichte – Biografien – Erinnerungen: ein Nachwort‹, in: Clementi, S. und Cont F. (Hg.), *Frauenbiografien und Straßennamen. Leitfaden zur Benennung von Straßen und Plätzen in Südtirol*, Bozen: Freie Universität Bozen.
- Cont, F. (2025), »Beseelt vom Geiste christlicher Nächstenliebe, sowie geleitet von patriotischen Gesichtspunkten«. Die (Selbst-)Mobilisierung der Ursulinen-schwestern in Bruneck (Südtirol) im Ersten Weltkrieg«, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft*, 36 (2), S. 77–93.
- de Certeau, M. (1988), *Kunst des Handelns*, Berlin: Merve.
- Duncan, J. und Duncan, N. (1988), ›(Re)Reading the Landscape‹, in: *Environment and Planning D: Society and Space*, 6 (2), S. 117–126. Abrufbar unter: <https://doi.10.1068/d060117>.
- Dunajtschik, H. und Steinacher, G. (2008), ›Die Architektur für ein italienisches Südtirol 1922–1943‹, in: *Geschichte und Region/Storia e regione*, 17 (1), S. 101–137.
- Dunajtschik, H. (2017), *Erinnerungskulturen in Bozen. Giorno della Memoria und Friedensplatz – Stolpersteine und Semiruralihaus*, Unveröffentlichte Doktorarbeit, Universität Innsbruck.
- Ehlert, T. (1991), ›Die Rolle von »Hausherr« und »Hausfrau« in der spätmittelalterlichen volkssprachigen Ökonomik‹, in: dies. (Hg.), *Haushalt und Familie in Mittelalter und früher Neuzeit. Vorträge eines interdisziplinären Symposions vom 6.–9. Juni 1990 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn*, Sigmaringen: Thorbecke, S. 153–166.
- Erl, A. (2017), »Media and the Dynamics of Memory: From Cultural Paradigms to Transcultural Premediation«, in: Wagoner, B. (Hg.), *The Oxford Handbook of Culture and Memory*, Oxford: Oxford University Press, S. 305–324.
- Franco, T. (2010), ›Das Trecento. Wandmalereien in Kirche und Kloster der Dominikaner‹, in: Spada Pintarelli, S. (Hg.), *Dominikaner in Bozen. Bozen, Stadtgalerie und Dominikanerkreuzgang, 20. März – 20. Juni 2010*, Bozen: Stadtarchiv Bozen, S. 162–183.
- Friesen, I.E. (2001), *The Female Crucifix: Images of St. Wilgefortis since the Middle Ages*, Waterloo, Ontario: Laurier.
- Friesen, I.E. (2003), ›Die Heilige Kümmernis in Tirol‹, in: Glockzin-Bever, S. und Kraatz, M. (Hg.), *Am Kreuz – Eine Frau: Anfänge, Abhängigkeiten, Aktualisierungen*, Münster i.W.: LIT Verlag, S. 36–54.
- Fuller, M. (2018), ›Laying Claim. On Italy's Internal and External Colonies‹, in: Ferrari, M.; Pasqual, E.; Bagnato, A. (Hg.), *A Moving Border: Alpine Cartographies of*

- Climate Change*, New York: Columbia University Press, S. 99–111. Abrufbar unter: doi:10.1080/23254823.2023.2169183.
- Gugglberger, M. (2007), »Das hätte ich nicht gekonnt: nichts tun.« Widerstand und Verfolgung von Frauen am Beispiel des Reichsgaues Oberdonau«, in: Gehmacher, J. und Hauch, G. (Hg.), *Frauen- und Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus. Fragestellungen, Perspektiven, neue Forschungen*, Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag, S. 152–168.
- Haug, F. (2001), »Hausfrauisierung«, in: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 5. Hamburg: Argument-Verlag, S. 1209–1215.
- Heiss, H. und Obermair, H. (2012), »Erinnerungskulturen im Widerstreit. Das Beispiel der Stadt Bozen 2000–2010«, in: Ostermann, P. und Müller, C., Rehberg, K.-S. (Hg.), *Der Grenzraum als Erinnerungsort. Über den Wandel einer postnationalen Erinnerungskultur in Europa*, Bielefeld: transcript, S. 63–80.
- Hirsch, M. (2007), *Die zwei Seiten der Entpolitisierung. Zur politischen Theorie der Gegenwart*, Stuttgart: Franz Steiner.
- Hoppe, K.; Vogelmann, F. (Hg.) (2024), *Feministische Epistemologien. Ein Reader*, Berlin: Suhrkamp.
- Huss, M. (2025), »Walking Tours as Transcultural Memory Activism: Referencing Memories of Trauma and Migration to Redefine Urban Belonging«, in: *Memory Studies*, 18 (1), S. 3–12. Abrufbar unter: <https://doi.org/10.1177/17506980241247271>.
- Kibel, J. und Meier, N., Steets, S., Weidenhaus, G. (Hg.) (2025), *Figuring Out Spaces. Über die Sozialität von Räumen und die Räumlichkeit des Sozialen*, Bielefeld: transcript.
- Koselleck R. (1979), »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« – zwei historische Kategorien«, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 349–375.
- Kraatz, M. (2003), »Die heilige Kümmernis und ihre Erforschung zwischen Legende und Wirklichkeit«, in: Glockzin-Bever, S. und Kraatz, M. (Hg.), *Am Kreuz – Eine Frau: Anfänge, Abhängigkeiten, Aktualisierungen*, Münster i.W.: LIT Verlag, S. 10–20.
- Krämer, S. (2006), »Die Schrift als Hybrid aus Sprache und Bild. Thesen über die Schriftbildlichkeit unter Berücksichtigung von Diagrammatik und Kartographie«, in: Hoffmann, T. und Rippl, G. (Hg.), *Bilder. Ein (neues) Leitmedium?* Göttingen: Wallstein, S. 79–92.
- Kraus, C. und Obermair, H. (Hg.) (2019), *Mythen der Diktaturen. Kunst in Faschismus und Nationalsozialismus – Miti delle dittature. Arte nel fascismo e nazionalsocialismo*. Dorf Tirol: Südtiroler Landesmuseum Schloss Tirol.
- Löw, M. (2018), *Vom Raum aus die Stadt denken. Grundlagen einer raumtheoretischen Stadtsoziologie*, Bielefeld: transcript.
- Martinelli, S. (2016), *L'immagine del Volto Santo di Lucca: il successo europeo di un'iconografia medievale*. Pisa: Edizioni ETS.

- Mattioli, A. (2005), *Experimentierfeld der Gewalt. Der Abessinienkrieg und seine internationale Bedeutung 1935–1941*, Zürich: Orell Füssli.
- Metzger F. und Daphinoff, D. (Hg.) (2020), *Ausdehnung der Zeit. Die Gestaltung von Erinnerungsräumen in Geschichte, Literatur und Kunst*, Wien-Köln-Weimar: Böhlau.
- Meßner, A. (Sr. Hildegund) (1984), *Die Tertiarschwwestern des Hl. Franziskus in Bozen von 1712 bis 1929 mit besonderer Berücksichtigung ihres öffentlichen Wirkens. Ein Beitrag zur Bozner Stadtgeschichte*, Unveröffentlichte Dissertation, Universität Innsbruck.
- Mies, M; Bennholdt-Thomsen, V.; von Werlhof, C. (1988), *Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrausierung der Arbeit*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Neumann, B. und Obermair, H. (2011), ›Tiroler Spiele‹, in: Kühlmann, W., et al. (Hg.), *Killy Literaturlexikon*, Bd. 11, Berlin-New York: Walter De Gruyter, S. 546–548.
- Obermair, H. (1995), ›Kirche und Stadtentstehung. Die Pfarrkirche Bozen im Hochmittelalter (11.–13. Jahrhundert)‹, in: *Die Dompfarre Bozen im Wandel der Zeiten*, Bozen: Athesia 1995, S. 449–474.
- Obermair, H. (2004), ›The Social Stages of the City. Vigil Raber and Performance Direction in Bozen/Bolzano (Northern Italy) – a Socio-historical Outline‹, in: *Concilium Medii Aevi*, 7, S. 193–208. Abrufbar unter: <https://doi:10.11588/cma.2004.0.77766>.
- Obermair, H. (2014), ›The Use of Records in Medieval Towns: The Case of Bolzano, South Tyrol‹, in: Mostert, M. und Adamska, A. (Hg.), *Writing and the Administration of Medieval Towns: Medieval Urban Literacy I*, Turnhout: Brepols, S. 49–68. Abrufbar unter: <https://doi:10.1484/M.USML-EB.1.101928>.
- Obermair, H. (2024), ›Das Beispiel Bozen oder: Lassen sich bauliche Relikte des Faschismus in demokratische Ressourcen transformieren?‹, in: Böhler, I.; Harrasser, K., et al. (Hg.), *Verstörende Orte. Zum Umgang mit NS-kontaminierten Gebäuden*, Wien-Berlin: Mandelbaum Verlag, S. 250–257.
- Obermair, H. und Miori, F., Pacchiani, M. (2020), *Lavori in Corso – Die Bozner Freiheitsstraße*, Bozen: La Fabbrica del Tempo – Die Zeitfabrik.
- Parteli, O. (2012), ›Herausragende Persönlichkeiten‹, in: Parteli, O. und Toniatti, H. (Hg.), *Jenesien am Tschöggelberg. Landschaft – Geschichte – Kultur – Kunst*, Bd. 2, Lana: Tappeiner-Athesia, S. 799–834.
- Schnapp, J. (2020), ›Small Victories (»BZ ›18–'45«)‹, in: Jones, K. B. und Pilat S. (Hg.), *The Routledge Companion to Italian Fascist Architecture. Reception and Legacy*, London-New York: Routledge, S. 533–545.
- Schnürer, G. und Ritz, J.M. (1934), *Sankt Kümmernis und Volto Santo. Studien und Bilder*, Düsseldorf: Schwann.
- Schraut, S. und Paletschek, S. (2006), ›Erinnerung und Geschlecht – auf der Suche nach einer transnationalen Erinnerungskultur in Europa‹, in: *Historische Mitteilungen*, 19, S. 15–28.
- Seberich, R. (2000), *Südtiroler Schulgeschichte. Muttersprachlicher Unterricht unter fremdem Gesetz*, Bozen: Edition Raetia Verlag.

- Sears, C. (2021), »Crossdressing, History of«, in: *The SAGE Encyclopedia of Trans Studies*, Thousand Oaks, CA: Sage Publications, Inc., S. 165–170. Abrufbar unter: <https://doi.org/10.4135/9781544393858>.
- Steininger, R. (2003), *Südtirol. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart*, Innsbruck/Wien/Bozen: Studien-Verlag.
- Toepfer, R. und Bockmann, J. (2018), *Ambivalenzen des geistlichen Spiels. Revisionen von Texten und Methoden*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Urthaler, A. (2020), »Räume der »Neuen Frauenbewegung« am Beispiel Südtirol«, in: Sperk, V. und Altenberger, S., Lux, K., Vogler, T. (Hg.), *Geschlecht und Geschlechterverhältnisse bewegen. Queer/Feminismen zwischen Widerstand, Subversion und Solidarität*, Bielefeld: transcript Verlag, S. 97–118.
- Wickert, C. (Hg.) (1995), *Frauen gegen die Diktatur. Widerstand und Verfolgung im nationalsozialistischen Deutschland*, Berlin: Ed. Hentrich.

Autor*innen

Elisa Bellè: I obtained my Ph.D in Sociology and Social Research at the University of Trento, Italy. My main research interests are related to the study of cultures, identities and practices of political militantism, both of parties and social movements. In this area of investigation, a specific attention is devoted to symbolic gender orders and masculinities codes, understood as relevant dimensions in the re/production of political organizations. I am currently Marie Curie fellow at the Centre d'études européennes et de politique comparée of Sciences Po Paris with a project called *ERRANT – Ethnography of Radical Right Across Nations and Territories*. The research is an in-depth and comparative study of two leading actors of European populist radical right: the Italian *Lega* and the French *Rassemblement National* (RN).

Bojan Bilić ist Projektleiter und Lehrender im Bereich Gender Studies an der Universität Wien. Er ist politischer Soziologe und forscht zu aktivistischen Auseinandersetzungen mit Nationalismus, Patriarchat und Autoritarismus in Jugoslawien und im postjugoslawischen Raum. Bisher hat er zur Geschichte und Politik des jugoslawischen Feminismus, zum Antikriegsaktivismus, zum LGBTQ-Engagement, zur Anthropologie der Nicht-Heterosexualität und Geschlechtsvarianz, zur LGBTQ-affirmativen Psychotherapie sowie zu Initiativen zur Demokratisierung der Psychiatrie publiziert. Er war unter anderem Lise-Meitner-Stipendiat am Forschungsbereich Gender Studies der Universität Wien, Marie-Curie-Stipendiat am Institut für Gender- und Sexualitätsstudien der Universität Amsterdam, außerordentlicher Professor für Gender und soziale Bewegungen in Südosteuropa an der Fakultät für Politikwissenschaften der Universität Bologna sowie Gastdozent an den Universitäten in Sarajevo, Graz und Innsbruck.

Alexandra Cosima Budabin is Senior Researcher at the Eurac Research Institute for Minority Rights and Center for Autonomy Experience (Italy). She conducts research on international protections for national/religious minorities, transnational advocacy, cultural heritage, gender and security.

Franziska Cont, Studium der Geschichte in Padua und Wien, Schwerpunkt Zeitgeschichte. Forschungsassistentin an der Freien Universität Bozen am Forschungsprojekt „Frauenbiografien und Straßennamen“ (2021–2023). Museumsvermittlung im Stadt- und Multschermuseum Sterzing (2023–2024). Forschungsassistentin (Juni 2024 bis Dezember 2025) im Projekt „Lost Children“ der Freien Universität Bozen und Universität Innsbruck. Seit Jänner 2025 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Regionalgeschichte.

Forschungsschwerpunkte: Zeitgeschichte, Frauen- und Geschlechtergeschichte, Erinnerungskultur

Katharina Crepaz ist Senior Researcher am Center for Autonomy Experience, Eurac Research und Privatdozentin am Lehrstuhl für Soziale Determinanten der Gesundheit, Technische Universität München, Deutschland. Sie hat Anglistik und Amerikanistik und Politikwissenschaft (MMag. Phil.) sowie Skandinavistik (B.A.) an den Universitäten Innsbruck und Wien studiert und 2015 in Politikwissenschaft promoviert (PhD); 2020 folgte die Habilitation in Gesundheitswissenschaften unter besonderer Berücksichtigung von Diversity Governance an der TUM. Von 2015–2020 war sie als Post-Doc am Max-Planck-Institut für Sozialrecht und Sozialpolitik und am Lehrstuhl für Diversitätssoziologie (TUM) tätig. Sie forscht zu Gender & Diversity, Minderheiten, Diversity Governance und sozialen Determinanten der Gesundheit. Im Dezember 2022 wurde sie mit dem Habilitationspreis des Freunde der TUM e.V. ausgezeichnet.

Benno Gammerl, Professor of History of Gender and Sexuality, European University Institute Florence: Diversity and difference, exclusion and participation, these themes inform Benno Gammerl's research. He engages with postcolonial and feminist theories, queer approaches, oral history methods and the history of emotions. And he puts the voices of those people centre stage who face discrimination and who strive for justice and recognition. Benno Gammerl joined the EUI in 2021, when the denomination of his chair was extended to include sexuality in addition to gender. Before he came to Florence, he helped to establish the Centre for Queer History at Goldsmiths, University of London. Prior to that, he worked at the Max Planck Institute for Human Development, Centre for the History of Emotions and at the Freie Universität in Berlin. His PhD asked how ethnically diverse populations were governed in the Habsburg and the British Empire. His work looks at racism, heteronormativity and at individuals who aim for navigating diversity in an inclusive fashion.

Georg Grote ist seit 2016 als Senior Researcher am Forschungszentrum Eurac Research, Institut für Minderheitenrecht, tätig. Er studierte an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster, wo er 1997 promovierte. Seit 1998 lehrt er westeuropäische Geschichte am University College Dublin und ist Autor zahlreicher Publi-

kationen zur politischen Geschichte und zur Kulturgeschichte. Zu seinen Spezialthemen gehören Nationalismus, Regionalismus und im Besonderen die Geschichte Irlands und die Südtirolfrage.

Christoph Gürich arbeitet als Kurator und wissenschaftlicher Mitarbeiter der Sammlung Stadtkultur im Münchner Stadtmuseum. Neben der Dokumentation queerer Stadtgeschichte setzt er sich in seiner musealen Arbeit vorrangig mit Pop- und Clubkultur auseinander. Zudem arbeitet er freiberuflich als Archivar für Unternehmen und Vereine. Er studierte Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Sabine Viktoria Kofler hat in Innsbruck studiert und ist als Historikerin mit Schwerpunkt auf Zeit- und Regionalgeschichte tätig. Sie wirkte an mehreren Forschungsprojekten und Publikationen zur Südtiroler Geschichte mit und legte unter anderem eine Publikation zu Adolf Hitlers Südtirolpolitik in den 1920er-Jahren vor. Derzeit arbeitet sie an einem gemeinsamen Forschungsprojekt der Universität Innsbruck und des Landesmuseums für Tourismus (Touriseum Meran), das sich mit dem Werk und Leben der Architektenbrüder Ludwig befasst.

Christoffer Leber (Dr. phil.), Lehrstuhl für Wissenschaftsgeschichte, Historisches Seminar, Ludwig-Maximilians-Universität München (assoziiert).

Hannes Obermair is a Senior Researcher at Eurac Research, the European Academy of Bozen-Bolzano (South Tyrol, Italy). He is serving as Philosopher-in-Residence at the Head Office. From 2009 until 2017 he was Head of the Civic Archives of Bozen-Bolzano. He is Lecturer of Contemporary History at the University of Innsbruck. He is also co-founder and co-editor of »Geschichte and Region/Storia e regione«, a bilingual historical review first published in 1992. He has written on medieval literacy, urban history, history of the Alps, and the dissonant heritage of the fascist and nazi period. His publications have appeared in refereed journals and academic books. His latest book publications are the co-edited volumes *A Land on the Threshold* (2017), *Mythen der Diktaturen* (2019), *Lavori in Corso* (2020), and *Großdeutschland ruft!* (2020).

Chiara Paris ist Junior Researcher am Center for Advanced Studies, Eurac Research. Sie hat ihr Geschichtsstudium an der Universität Padua abgeschlossen und befindet sich derzeit im Masterstudium der Geschichtswissenschaften an der Universität Trient. In ihrer Masterarbeit erforscht sie die Geschichte der Frauenbewegungen in Südtirol. Zu ihren Forschungsinteressen gehören Gesellschaften und Institutionen in der modernen und zeitgenössischen Geschichte, Rassismus in der Geschichte so-

wie Historische Perspektiven zur Geschlechtergleichheit und feministischen Bewegungen.

Josef Prackwieser (MA BA), geb. 1987, ist Researcher am Center for Autonomy Experience von Eurac Research (Bozen, Italien). In seiner Arbeit beschäftigt er sich mit Erinnerungskultur in Südtirol und Europa, vergleichender Minderheitengeschichte und mit Ideengeschichte von Autonomien. Seit 2025 Vorsitzender der Michael-Gaismair-Gesellschaft Bozen. Jüngste Veröffentlichungen: *John S. Stephens, »Danger Zones. Eine Untersuchung zu nationalen Minderheiten in Europa«* (2024, zusammen mit Hannes Obermair) sowie *Historische Mehrsprachigkeit im Südlichen Tirol vom Frühmittelalter bis zum Ersten Weltkrieg* (2025, zusammen mit John Butcher und Marta Penchini).

Sarah Sajn ist Doktorin der Politikwissenschaften und assoziierte Forscherin bei MESOPOLHIS (Sciences Po Aix/AMU/CNRS). Ihre Arbeit konzentriert sich auf die Beziehungen zwischen der Europäischen Union und Bosnien und Herzegowina, deren Auswirkungen auf das politische Spiel in Bosnien und Herzegowina und auf die Institutionalisierung des öffentlichen Gedächtnisses, wobei sie die Instrumente der politischen Soziologie einsetzt. In den letzten zehn Jahren hat sie an verschiedenen Netzwerken und Projekten zum Thema Balkan teilgenommen (Atelier Balkans, BalkaMed, MonuMed) und war an der Wiederbelebung der AFEbalk (Französische Vereinigung für Balkanstudien), ihrer Zeitschrift *Balkanologie* und ihrer zweijährlichen Konferenz in Marseille beteiligt. Sie ist auch Mitbegründerin des Kollektivs Solidarity Watch.

Lisa Settari has worked as a lecturer at the Foreign Languages and Cultures department at Paris Nanterre University (France) since September 2025. From 2023 to 2025, she held a teaching position at the German department at Alexandru Ioan Cuza University in Iași (Romania). She completed her undergraduate degree in Politics at the University of Edinburgh in 2018, and her postgraduate degree in European Women's and Gender History at Central European University in Vienna (Austria).

Pia Singer arbeitet als Kuratorin und wissenschaftliche Mitarbeiterin der Sammlung Stadtkultur im Münchner Stadtmuseum. Nach der Initiierung des Sammlungsaufufes „München sucht seine LGBTIQ*-Geschichte“ 2019 übernahm sie hauptverantwortlich die fortlaufende Betreuung und Bearbeitung des LGBTIQ*-Sammlungsschwerpunktes. Sie studierte Soziologie und Gender Studies an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Alessandra Spada ist Präsidentin des Frauenarchivs Bozen und Verfasserin zahlreicher regionalgeschichtlicher Arbeiten zur Zeitgeschichte sowie zur historischen Frauenforschung.

Paola Stelliferi is Tenure Track Researcher at the University of Pisa (Italy). Her research explores the history of Modern Italy from a gender perspective. She has studied the women's movements in 1970–1980s Italy, paying particular attention to the relationship between history, memory, and biography.

